

Zum Inhalt:

„Liturgische Bildung“ zielt auf ein differenziertes Programm, das Gottesdienst Feiernde und gottesdienstliche Feier in ihrer Zusammengehörigkeit bedenkt. Sie wird das Nebeneinander von privatem, öffentlichem und kirchlichem Christentum und die verschiedene Typen der Beteiligung berücksichtigen. Zugleich entdeckt sie in ihrer Geschichte noch nicht eingelöste Versprechen und die gemeinsame Verantwortung von Kirchenmusik und Theologie für den Gottesdienst.

1-2016

# Liturgie und Kultur



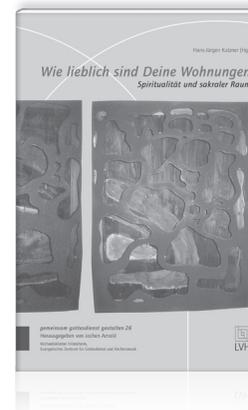
Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

## Liturgische Bildung in Geschichte und Gegenwart

Liturgische Bildung in Geschichte und Gegenwart



**Kirchenshop-Online.de**  
Das Medienwerk



Gottesdienste finden nicht im luftleeren Raum statt. Kanzel und Toraschrein, Orgel und Taufbecken, Ikonen, Paramente und Altäre – sie geben Worten und Klängen den nötigen Rahmen und sind selbst Bestandteil der Liturgie. Mit den Augen des Glaubens gesehen, laden sie ein zur Kontemplation. In diesem hochwertig ausgestatteten Bildband werden verschiedene Gotteshäuser aus unterschiedlichen Stilepochen und deren Ausstattung dargestellt. Die Texte laden zu einer spirituellen Reise ein.

Hans-Jürgen Kutzner (Hg.)

**Wie lieblich sind Deine Wohnungen**  
**Spiritualität und sakraler Raum**  
**gemeinsam gottesdienst gestalten 26**

ca. 144 Seiten, gebunden, ca. € 22,90

ISBN 978-3-78591178-5, Lutherisches Verlagshaus

erscheint im  
September  
2015



Vom Einschulungsgottesdienst bis zur Abiturientenentlassung gibt es zahlreiche Anlässe für religiöse Schulfeiern: Die Feste im Jahreskreis zählen ebenso dazu wie das gemeinsame Gebet nach bewegenden Ereignissen.

Wie diese Feiern und Versammlungen gelingen können im Miteinander unterschiedlicher Glaubensrichtungen und Religionen, zeigt der vorliegende Band.

Jochen Arnold, Friedhelm Kraft,  
Silke Leonhard, Peter Noß-Kolbe (Hg.)

**Gottesdienste und religiöse**  
**Feiern in der Schule**

**gemeinsam gottesdienst gestalten 27**  
ca. 400 Seiten, gebunden, ca. € 29,90

ISBN 978-3-7859-1194-5, Lutherisches Verlagshaus

erscheint im  
September  
2015

bestellung@kirchenshop-online.de  www.kirchenshop-online.de

# Liturgie und Kultur

LLK

Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

## Liturgische Bildung in Geschichte und Gegenwart

## LITURGIE UND KULTUR

7. Jahrgang 1-2016

ISSN 2190-1600

### Herausgegeben von:

KRISTIAN FECHTNER

STEPHAN GOLDSCHMIDT

THOMAS KLIE

MICHAEL MEYER-BLANCK

KLAUS RASCHZOK

MARCELL SASS

HELMUT SCHWIER

ULRIKE WAGNER-RAU

ULRICH WÜSTENBERG

### Redakteur dieses Heftes:

CHRISTOPH HERBOLD

### Satz:

STEFFEN FUCHS

Namentlich ausgewiesene Beiträge werden von den Autoren verantwortet und geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder.

<b>Editorial</b> .....	4
HANS-GÜNTHER WAUBKE & CHRISTOPH HERBOLD	

## THEMA

<b>Grüßworte zum LKN-Jubiläum 2015</b> .....	5
--	---

<b>LKN-Jubiläum 2015 – Positionsbestimmung</b> .....	17
HANS-GÜNTHER WAUBKE	

<b>Die Liturgische Konferenz Niedersachsens von ihren Anfängen 1925 bis 1942</b> .....	21
THOMAS RHEINDORF	

<b>Das Kirchenbuch für die Gemeinde, Kassel 1940</b> .....	45
Beobachtungen aus der Perspektive des 90. Jubiläums der LKN	
CHRISTOPH HERBOLD	

<b>Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung</b> .....	49
PETER CORNEHL	

<b>Kommentare zum Vortrag „Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung“</b> .....	67	
Förderung und Erneuerung des Gottesdienstes im niedersächsischen Kontext der Gegenwart .....		67
JOCHEN ARNOLD		

Kommentar zum Vortrag „Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung“ von Peter Cornehl Gegenwart .....	72
CHRISTA KIRSCHBAUM	

Vom Nutzen und Nachteil der Historie für die Liturgie .....	75
MICHAEL MEYER-BLANCK	

Kommentar zum Vortrag „Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung“ .....	78
CHRISTOPH MEYNS	

<b>Liturgische Bildung zwischen Tradition und Erneuerung</b> .....	80
JOCHEN CORNELIUS-BUNDSCHUH	

<b>Kommentare zum Vortrag „Liturgische Bildung zwischen Tradition und Erneuerung“</b> .....	89	
Kommentar von Klaus Grünwaldt .....		89
Kommentar von Stefanie Lohmann .....		91
Kommentar von Tillmann Benfer .....		93

<b>Thema mit Variationen</b> .....	95
Neue Gottesdienste und liturgische Tradition	
MARTIN NICOL	

## PRAXIS

**Gottesdienst zur Herbsttagung der Liturgischen Konferenz, zugleich 90. Jubiläum der Liturgischen Konferenz Niedersachsens in der Michaeliskirche Hildesheim 13.10.15** ..... 106

**Was ist ein guter Gottesdienst?** ..... 107  
HANS-GÜNTHER WAUBKE

## IMPULSE

**Gedanken über Kirchenmusik zwischen Ästhetik, Religion und Institution** .....116  
HENDRIK MUNSONIUS

**„Liturgische Bildung – traditionelle Aufgabe und neue Herausforderungen“** ..... 127  
25. Kongress der Societas Liturgica vom 10.-15. August in Québec  
DOROTHEA KRAUß

## LITERATUR

**Alexander Deeg (Hg.): Erlebnis Predigt** ..... 132  
KLAUS EULENBERGER

**Felicitas Muntanjohl: Schaut die Lilien auf dem Felde ...** 133  
Symbol-Gottesdienste in einfacher Sprache  
ANNE GIDION

**Dom Prosper Guéranger OSB: Einführung in das liturgische Jahr** ..... 135  
MICHAEL MEYER-BLANCK

**Jochen Arnold / Friedhelm Kraft / Silke Leonhard / Peter Noß-Kolbe (Hg.): Gottesdienste und religiöse Feiern in der Schule** ..... 136  
BERNHARD DRESSLER

**Autorinnen und Autoren dieses Heftes** ..... 138

**Arbeitshilfe zum Evangelischen Gottesdienstbuch**..... 140

LITURGIE UND KULTUR wird kostenlos abgegeben. Es wird jedoch um eine Beteiligung an den Druckkosten in Höhe von 12,00 €/Jahr (bzw. 4,50 €/Heft) gebeten:

Ev. Bank eG  
BLZ: 520 604 10  
Konto Nr.: 660 000  
IBAN: DE05 5206 0410 0000 6600 00  
BIC: GENODEF1EK1  
Verwendungszweck:  
AO 6201010202 LuK

Korrespondenz, Manuskripte und Rezensionsexemplare, deren Publikation bzw. Besprechung vorbehalten bleibt, bitte an:

Geschäftsstelle der Liturgischen Konferenz (LK)  
c/o Kirchenamt der EKD  
Herrenhäuser Str. 12  
30419 Hannover  
Tel. 0511 2796-214  
E-Mail: lk@ekd.de  
www.liturgische-konferenz.de

## Editorial

In der vorliegenden Ausgabe der Zeitschrift „Liturgie und Kultur“ liegt der thematische Schwerpunkt auf der mit der Tagung der Liturgischen Konferenz im Oktober 2015 verbundenen Tagung zum 90-jährigen Gründungsjubiläum der Liturgischen Konferenz Niedersachsens. Dieses geschah in der Historisches und Gegenwärtiges verbindenden Perspektive, dass Themen, welche die LKN in ihrer Gründungsperiode beschäftigten, mindestens in ihrer Grundsubstanz auch für Heutiges aussagekräftig sind. Das Grundgerüst bildeten die hier dokumentierten Vorträge von *Thomas Rheindorf* über die Anfänge der LKN bis 1942, von *Peter Cornehl* über das namengebende Thema „Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung“ und von *Jochen Cornelius-Bundschuh* über Liturgische Bildung zwischen Tradition und Erneuerung. Sie wurden ergänzt durch gleichfalls hier dokumentierte multiperspektivische Kommentare von *Christoph Herbold*, *Jochen Arnold*, *Christa Kirschbaum*, *Michael Meyer-Blanck*, *Christoph Meyns*, *Klaus Grünwaldt*, *Stefanie Lohmann* und *Tillmann Benfer*. Hinzu kommt *Martin Nicols* Beitrag „Thema mit Variationen. Neue Gottesdienste und liturgische Tradition“, der in Abwesenheit dem Jubiläum der LKN gewidmet ist. Abgerundet wird das Bild durch die Grußworte der niedersächsischen Landeskirchen, der Konföderation ev. Kirchen in Niedersachsen, der VELKD, des Michaelisklosters Hildesheim, der Lutherischen Liturgischen Konferenz Bayerns und der Michaelsbruderschaft, welche jeweils die Wirkungen der LKN dokumentieren, sowie durch den Ablauf des Jubiläumsgottesdienstes in Zusammenarbeit mit der LK und die Begrüßung und Positionsbestimmung durch den Vorsitzenden der LKN.

In alledem wurde deutlich, wie bedeutsam der Bezug der LKN auf die Gemeinde und auf ehrenamtliches Engagement für Gegenwärtiges und Zukünftiges ist und welche Rolle sie im Konzert einschlägiger Institutionen für die ev. Kirche einnehmen kann.

Den Übergang in die Praxis markiert eine Betrachtung von *Hans-Günther Waubke* über das Thema „Was ist ein guter Gottesdienst?“, die auf einen Vortrag im Bremischen Pfarrerverein 2009 zurückgeht.

In den Impulsen entfaltet *Hendrik Munsonius* kirchenmusikalischer Beitrag das spezifische Spannungsfeld dieser Musikform zwischen Ästhetik, Religion und Institution. Ein Tagungsbericht von Sr. *Dorothea Krauß* vom 25. Kongress der Societas Liturgica in Quebec schließt sich an.

Die versammelten Rezensionen nehmen das Thema dieses Heftes in unterschiedlichen Variationen auf.

HANS-GÜNTHER WAUBKE

CHRISTOPH HERBOLD

# Grußworte zum LKN-Jubiläum 2015

## Begrüßung von Hans-Günther Waubke

Liebe Schwestern und Brüder,

erlauben Sie mir, Sie zur Tagung zum 90-jährigen Bestehen der LKN mit dieser traditionellen, für manche vielleicht etwas antiquierten Formel sehr herzlich zu begrüßen! Unter Liturgikerinnen und Liturgikern darf man wohl mal so etwas, das in Gottesdiensten und unter Amtsgeschwistern weithin abgekommen ist. Uns, der Liturgischen Konferenz Niedersachsens, ist es eine große Freude, daß Sie, die Mitglieder der Liturgischen Konferenz daran teilnehmen – fast möchte ich hier von *der* Liturgischen Konferenz sprechen –, ebenso wie die anwesenden Mitglieder der LKN, Gäste und Referenten.

Ein Jubiläum will gefeiert werden! Das tun wir auch, in bewährten gottesdienstlichen und außergottesdienstlichen Formen, und zugleich sammeln wir uns, wie sich's gebührt, um ein gemeinsames Thema: Liturgische Bildung in Geschichte und Gegenwart, mit besonderem Akzent auf der Geschichte der LKN. Das können Sie ja dem Programm entnehmen.

An dieser Stelle sei ein vielfältiger und herzlicher Dank an alle ausgesprochen, die zum Gelingen beigetragen haben und beitragen.

Zuvörderst danken wir dem Michaeliskloster und seinem Leiter Jochen Arnold für die selbstverständliche und unkomplizierte Gastfreundschaft hier in diesen Räumen und der Liturgischen Konferenz, namentlich ihrem Vorsitzenden Michael Meyer-Blanck für die ebenso selbstverständliche und konstruktive Zusammenarbeit beim Zustandekommen dieser Tagung, insbesondere dafür, daß Sie uns die Zeit ab jetzt so bereitwillig aus dem LK-Zeitkontingent eingeräumt haben.

Der Landeskirche Hannover, vertreten durch Oberlandeskirchenrat Klaus Grünwaldt, danken wir, weil ihre großzügige Förderung maßgeblich dazu beitrug, daß die Tagung in dieser Form ins Auge gefaßt werden konnte.

Wir danken allen, die sich bereitfanden, in Gottesdienst und Tagung mitzuwirken, namentlich den Referenten: Peter Cornehl, Thomas Rheindorf und Jochen Cornelius-Bundschuh – dem Letzteren heute noch in Abwesenheit.

Dank gebührt auch den Mitgliedern der LKN, deren langjährige, oft jahrzehntelange Treue den Fortbestand unseres Vereines getragen hat. Stellvertretend für sie alle sei unser Ehrenvorsitzender Joachim Stalman genannt.

Unserem Geschäftsführer Christoph Herbold danke ich dafür, daß er mit umsichtiger Organisation Wesentliches zum reibungslosen Ablauf beigetragen hat.

Besonders begrüßen möchte ich an dieser Stelle Landesbischof Christoph Meyns, der die Konföderation niedersächsischer Kirchen zugleich mit unserer Braunschweigischen Trägerkirche vertritt, und Landeskirchenmusikdirektorin Beate Besser für unsere Oldenburgische Trägerkirche. Landesbischof Ralf Meister für unsere Hannöversche

Trägerkirche und Kirchenamtspräsident Horst Gorski für die VELKD werden später dazukommen; sie seien gleichwohl hier schon genannt.

Ich freue mich, Christian Schmidt und Konrad Müller begrüßen zu können, die für unsere Schwesterkonferenz, die Lutherische Liturgische Konferenz Bayerns hier sind. Auch auf dieser Ebene ist Musik in dem Dinge!

Und nun *medias in res!*

## Grußwort der VELKD von Horst Gorski

Verehrte Festversammlung, sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Schwestern und Brüder!

Ganz herzlich danke ich für die Einladung, bei Ihrem Fest anlässlich des 90-jährigen Bestehens der Liturgischen Konferenz Niedersachsens ein Grußwort zu sprechen. Ganz neu im Amt, seit dem 1. September 2015 Leiter des Amtes der VELKD und gleichzeitig Vizepräsident im Kirchenamt der EKD, ist es mir eine Freude, Ihnen hier zu begegnen und damit auch Kontakt zu Ihnen aufnehmen zu können.

Das Thema Gottesdienst begleitet mich als Pastor natürlich seit Jahrzehnten und hat mich auch in den 16 Jahren als Propst eines Kirchenkreises in Hamburg begleitet. Mein Einstiegsgedanke hat in meinen dortigen Erfahrungen seine Wurzeln, denn immer wieder wurde in Gemeinden geklagt, Gottesdienste seien „langweilig“, für die ganz Jungen und Jüngeren sowieso, aber selbst für die Kerngemeinde, wenn die Pastorin oder der Pastor nicht gerade mit persönlichem Charisma als Predigerin oder Prediger begabt ist. Herr Propst, was können wir tun, damit unsere Gottesdienste nicht mehr so langweilig sind – hieß es gelegentlich.

Bei mir haben solche Gespräche je länger desto entschiedener die Rückfrage ausgelöst: Gibt es eigentlich „langweilige Gottesdienste“? Langweilige Grußworte womöglich, aber langweilige Gottesdienste? Was soll das, bitte schön, sein? Ich frage provozierend zurück: Wenn Gottesdienst doch im Kern nichts anderes ist, als eine Zeit bewusst und in gestalteter Form in Gottes Gegenwart zu verbringen – was soll daran jemals langweilig sein?

Eben wurde gesagt, nicht die Pastorin bzw. der Pastor „hält“ den Gottesdienst, sondern die Gemeinde. Über diese Redewendung bin ich auch immer gestolpert und habe sie vermieden. Allerdings hätte ich dazu noch eine andere Perspektive anzubieten: Gott selbst „hält“ den Gottesdienst – „halten“ hat ja verschiedene Bedeutungsfacetten. Wir Menschen begeben uns in eine Gestaltung hinein, die von Gott getragen, gehalten wird. Das ist für mich Gottesdienst.

Fragt man junge Leute, würde man freilich anderes zu hören bekommen. Studien zur Konfirmandenarbeit präsentieren ernüchternde Bewertungen von Gottesdiensten:

„langweilig, steif, kalt“<sup>1</sup>, seien die Gottesdienste, sie sollen lebendiger sein, freudiger, positiver, heißt es. Solche Wahrnehmungen, Einschätzungen und Wünsche verhallen nicht ungehört. Sie setzen seit Jahren intensives Nachdenken darüber in Gang, wie darauf zu reagieren sei, was zu verändern sei, welche Formen ansprechender wären, welche Lieder mitreißender, welche Sprache lebensnäher. Langeweile kommt jedenfalls nicht auf, wenn man die Vielzahl von Reformen und Revisionen und Experimenten betrachtet, die Arbeitshilfen und Symposien und Studien.

Die LKN stellt sich der Gemengelage, den aktuellen Entwicklungen und Erkenntnissen. Sie leistet durch die Zeiten hindurch in großer Treue ihren Beitrag zur lebendigen Gestaltung des Gottesdienstes, fragte nach dem „Leben im Gottesdienst“ und dem „Gottesdienst im Leben“<sup>2</sup>, nach der „Zukunft des Gemeindeliedes“<sup>3</sup>, nach der Verantwortung der Gemeinde für ihre Gottesdienste<sup>4</sup> und wurde zur Wegbereiterin des Evangelischen Gottesdienstbuches. Mitten im Krieg und unter schwierigsten äußeren Umständen erschien 1940 des „Isenhagener Kirchenbuch“, das ein voller Erfolg war, aber infolge der kriegsbedingten Umstände nicht wie geplant weiter verbreitet werden konnte.

Dem aktuellen Gottesdienstbuch zufolge ist der Gottesdienst eine Gestaltungsaufgabe und die Agende ein Hilfsmittel, damit „die liturgische Aufgabe der konkreten Gottesdienstgestaltung in der Gemeinde und gemeinsam mit ihr angemessen erfüllt werden kann.“<sup>5</sup> Die seit über einem Vierteljahrhundert (seit 1987) erscheinenden Arbeitshilfen greifen die agendarischen Vorgaben auf, entfalten und aktualisieren sie und geben damit Anleitung zur situationsgemäßen Gestaltung. Genau dieser Ansatz mit seiner Schnittstelle von wissenschaftlicher Arbeit, Agendenbildung und Stärkung der Gemeinde wurde in den 30er Jahren von der LKN grundgelegt.

Die Impulse des Aufbruchs, die nach dem Zweiten Weltkrieg aufgenommen wurden, hatten auch zu tun mit der sich rasant wandelnden gesellschaftlichen Situation, mit dem Zustrom von Flüchtlingen und Migranten, Veränderungen der Moralbegriffe und allgemeiner Verunsicherung. Darin, so dachten es die damaligen Väter der Bewegung, solle Gottesdienst Not und Hoffnung der Menschen angemessen artikulieren und so den Menschen Halt geben. Angesichts der dramatischen Situation dieser Tage frage ich mich, ob die Aufgabe sich nicht gerade heute ganz ähnlich stellt. Hier am Michaeliskloster stellt man sich der Herausforderung beispielsweise gerade, indem man an einer Weihnachtsgottesdienstliturgie für Gottesdienste mit Flüchtlingen arbeitet. Ähnliches geschieht zurzeit in allen unseren Landeskirchen.

Der LKN ist aber auch nicht nur für die Stetigkeit, sondern auch für die Bedachtsamkeit ihrer Arbeitsweise zu danken. Sie macht nicht das immer Neue zum Leitmotiv, sondern die Anknüpfung an das Traditionskontinuierliche und seine Erschließung für die Gegenwart. Sie lässt sich nicht von der Angst vor möglicher Langeweile treiben, sondern lehrt das Vertrauen auf die Wirksamkeit gottesdienstlicher Feier und der ihr innewohnenden Spannung. Ihr geht es auch um die theologische Besinnung über den

1 *Böhme-Lischewski*: Konfirmandenarbeit gestalten, Gütersloh 2010, S. 80.

2 Thema der Jahrestagung 1990.

3 Thema der Jahrestagung 1985.

4 Helmstedter Thesen 1988.

5 Evangelisches Gottesdienstbuch, Berlin – Bielefeld – Hannover, <sup>2</sup>2001, 17.

Gottesdienst (s. Website der LKN), um die *theologia prima*, um die „Heiligen Dinge“, wie Gordon Lathrop es sagt.

Mit Gerhard Teerstegen sind wir gewiss, dass „Gott gegenwärtig ist“<sup>6</sup>. Kann es in der bewussten Gegenwart Gottes „Langeweile“ geben? „Gelangweilt sein“ schon, aber ist das zu beheben durch die Arbeit auf der Ebene der Form? Der Gottesdienst ist die Feier der Gottesbeziehung, erneuert sie, verlockt zu ihr, verknüpft unser Leben mit dem des Auferstandenen und unser Erleben mit dem eines Jakobs und einer Rahel, eines Paulus und einer Ruth. Die Spiritualität des Gottesdienstes zu pflegen, ist mindestens so wichtig wie die Arbeit an den Formen, und das alte Anliegen der LKN, „Rüstzeug“ für den Mitvollzug des Gottesdienstes und die geistliche Vor- und Nachbereitung zur Verfügung zu stellen<sup>7</sup>, drängender als je.

Überfordern sollten wir uns aber weder in die eine noch in die andere Richtung. Der Gottesdienst ist seit einiger Zeit im Fokus der Praktischen Theologie, des kirchenleitenden Handelns und der Gemeinden. Es mangelt nicht an Engagement, Eifer und Mühe. Woran es manchmal ein wenig mangelt, ist vielleicht die Gelassenheit, auch die Gelassenheit gegenüber dem Vorwurf der Langeweile. Da schadet es nicht, auch einmal auf die Psychoanalyse zu hören. Denn ihr zufolge spielt die Langeweile eine nicht ganz unwichtige Rolle in der menschlichen Entwicklung. Psychologen sprechen sogar von der „Fähigkeit“ sich zu langweilen und von seelischer Arbeit, die in diesen Phasen verrichtet wird. „Langeweile ist ein prekärer Prozess, in dem das Kind sowohl auf etwas wartet als auch nach etwas Ausschau hält, ein Prozess also, in dem sich insgeheim eine Hoffnung auftut.“<sup>8</sup> In dieser Hinsicht, im Sinn potentieller Kreativität ist unseren Gottesdiensten hin und wieder eine Prise Langeweile regelrecht zu wünschen, der „prekäre Prozess“, in dem wir „auf etwas warten, nach etwas Ausschau halten, in dem sich insgeheim eine Hoffnung auftut“.

## Grußwort der Konföderation ev. Kirchen in Niedersachsen von Christoph Meyns

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

im Namen der Konföderation evangelischer Kirchen in Niedersachsen überbringe ich der Liturgischen Konferenz Niedersachsens die herzlichsten Glückwünsche zum 90. Geburtstag. Man ist versucht, mit Mister Winterbottom zu sagen: „Well old love, here we are again, drinking to each other“. Aber im Ernst ...

Ich grüße Sie mit Psalm 100,5: „Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit für und für.“ Wir haben Grund, im Rückblick auf 90 Jahre

6 EG 165,1.

7 Peter Cornehl: Hauptvortrag „Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung“.

8 Adam Phillips: Vom Küssen, Kitzeln und Gelangweilt sein, Göttingen 1997, 106.

liturgischer Arbeit in Niedersachsen Gott zu danken: für ein langes, kontinuierliches Engagement in Sachen Gottesdienst, eine Fülle von Anregungen für die Praxis und viele Impulse für die Ausbildung. Sicher, darauf hat Peter Cornehl in seinem Vortrag hingewiesen, gibt es im Rückblick auch manch Kritisches zu sagen. Praktisch-theologische Arbeit ist geprägt von den glänzenden wie den dunklen Seite der jeweiligen Zeit. Sie ist menschlich, manchmal allzumenschlich. Wir haben den Schatz des Evangeliums nur in den irdenen Gefäßen menschlicher Geschichtlichkeit. Und doch ist die LKN eben einer der Schätze des kirchlichen Lebens in unserer Region.

Gerhard Ebeling schreibt in seiner Dogmatik des christlichen Glaubens (III,363): „Dem Menschen in seinem Gottesverhältnis zurechtzuhelfen, ihn dazu zu befreien, daß sein Leben selbst zum Gottesdienst wird, ist der unvertretbare Dienst der Kirche am Menschen.“ Die LKN hat an diesem Dienst mitgewirkt, und dafür danke ich Ihnen im Namen der evangelischen Kirchen Niedersachsens von Herzen.

Für die kommenden Jahre wünsche ich Ihnen viel Kraft für die Arbeit an liturgischen Fragen. Die Themen werden Ihnen sicher nicht ausgehen. Vielleicht können sie ja unter anderem dazu beitragen, dass das Fürbittengebet aus seiner homiletischen Gefangenschaft befreit wird und neu im liturgischen Glanz seiner ureigensten Funktion der Bitte für die Welt erstrahlt.

„Dem Gottesdienst soll nichts vorgezogen werden“. Diesen Satz aus der Regel des Heiligen Benedikt rufe ich Ihnen zu. In diesem Sinne Gottes Segen für Sie und Ihren Dienst. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

## Grußwort der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg von Beate Besser

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

aus dem Hause des Oberkirchenrates der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg, namentlich des Bischofs, darf ich Ihnen die geschwisterlichen Grüße der ELKiO zum 90-jährigen Jubiläum der Liturgischen Konferenz Niedersachsens übermitteln.

Die wechselvolle Geschichte der Konferenz hat ja durchaus auch mit Oldenburg, vor allem mit der Lamberti-Kirche zu tun. Im Laufe der Entwicklung Ihrer Konferenz hat es die verschiedensten Stadien gegeben, wie aus den verdienstvollen Rückblicken verschiedener Autoren (besonders Prof. Stalman) zu erkennen ist. Dies zeigt aus meiner Sicht mehrere Aspekte:

1. Liturgische Arbeit ist – trotz allem – ein Kontinuum in der ev. Kirche im allgemeinen und in Niedersachsen darüber hinaus im Besonderen.
2. Die gesellschaftlichen und kirchlichenpolitischen Bedingungen ändern sich und dies bedingt auch immer eine Reaktion in den Arbeitsinhalten und -strukturen.

In all den Jahren hat die LKN versucht, ihr Anliegen, liturgisches Material für die Gemeinde bereitzustellen, nie aus den Augen verloren. So sind wertvolle Materialien, wie zuletzt der Liederkompass, entstanden.

Die strukturelle Herausforderung der Gegenwart ist m.E. das Ausbalancieren liturgischer Arbeit zwischen den verschiedenen Ebenen und Akteurinnen bzw. Akteuren: Die Bestrebungen, zu gemeinsamer Agendenarbeit zu kommen, hat (neben anderen Impulsen) die Entstehung der deutschlandweiten Liturgischen Konferenz, damals Lutherische Liturgische Konferenz, zur Folge gehabt. Das freundschaftliche Verhältnis zueinander und die personellen Überschneidungen mögen zu dieser parallelen Tagung hier in Hildesheim geführt haben. Aus dieser Konferenz wie auch aus den gottesdienstlichen Arbeitsstellen kommen immer wieder verschiedene inhaltliche Impulse, die die Arbeit am und für den Gottesdienst der Gegenwart und Zukunft befördern wollen. Als besonders erfreulich ist hier die Perikopenrevision zu nennen, die nun nach mehr als 20 Jahren tatsächlich umgesetzt werden wird – ich erinnere mich noch gut an eine entsprechende Tagung der damaligen Lutherischen Liturgischen Konferenz im Jahre 1995 zu diesem Thema.

Gleichzeitig steht die Strukturierung der liturgischen Arbeit im Verbindungsmodell zwischen VELKD und UEK weit oben auf der Tagesordnung. Für die gemeinsame Agendenarbeit ist der Erfolg dieser Gespräche von großer Bedeutung.

Darüber hinaus sind aber auch die einzelnen Kirchen herausgefordert, ihre je eigene liturgische Arbeit voranzutreiben – ein Thema, das in Oldenburg derzeit wieder an Bedeutung gewinnt. Wir freuen uns, dass seit dem 1.10.2015 die Stelle des Referenten für theologische und gottesdienstliche Grundsatzfragen mit Pfarrer Nico Szameitat besetzt ist und die Arbeit am Gottesdienst neuen Schwung bekommen wird.

Mögen der LKN für die nächsten Jahre weise Wege gegeben werden, auf dass das Engagement der Vielen für den Gottesdienst immer wieder reiche Frucht bringt! Gottes Segen und alles Gute für Ihre Arbeit!

## Grußwort der Schaumburg-Lippischen Landeskirche von Heinz Schultheiß

Liturgie, Beschäftigung mit Liturgie, Feier der Liturgie: Das ist eine bleibende Aufgabe der Kirche. Sie ist wichtig, weil sie in ihrer Bedeutung weit über die Fragen nach der äußeren Gestaltung eines Gottesdienstes hinausreicht: Liturgie als Begegnung mit Gott ist ein Zeichen gelebten Glaubens.

So wichtig äußere Gestaltungsfragen sein mögen und nicht vernachlässigt werden dürfen – Luthers Forderung an dieser Stelle „freundlich, auch um Gottes Willen“ zu reden, gilt bis heute und ist eine bleibende Aufgabe.

Ich stimme Karl Barth zu: Sein Satz „Der christliche Gottesdienst ist das Wichtigste, Dringlichste und Herrlichste, was auf Erden geschehen kann“ weist auf die fundamentale Bedeutung von Liturgie für unsere christliche Existenz hin. Ein Jubiläum bedeutet

natürlich auch, nach den Aufgaben von Liturgie und Liturgik in der heutigen Zeit zu fragen. Der Satz von Karl Barth unterstreicht die Dringlichkeit der Fragestellung. Mir scheinen dabei folgende Gesichtspunkte wichtig zu sein:

- Liturgie als Begegnung mit Gott heißt, vor Gott zu treten, zu ihm zu reden in Gesang und Gebet. Dies gilt es immer wieder zu sagen und deutlich zu machen. Es wird seinen Ausdruck sowohl in einer angemessenen Haltung als auch in einer entsprechenden Inszenierung finden.
- Liturgie ist als lebendiges Geschehen, nicht als starre Ordnung notwendig. Da kann man Luther nur zustimmen, so wie er es in der Vorrede zur Deutschen Messe beschreibt.
- Liturgie ist eine notwendige und bleibende pädagogische Aufgabe der Kirche. Auch darauf weist uns Luther in der erwähnten Vorrede hin. Die Vermittlung von Liturgie benötigt Lehrende, die sich ihrer Aufgabe bewusst sind und sie mit Freude wahrnehmen. Liturgisches Handeln zu lehren, Zeichen der Liturgie zu erklären, all das sollte nicht unterschätzt werden. Hier warten vielfältige Aufgaben in den Fakultäten und Predigerseminaren.

So wünsche ich zum Jubiläum Gottes Segen und alles Gute!

Möge es so sein, wie es in unserem Gesangbuch ausgedrückt ist: „Wir wollen fröhlich singen Gott, unserm lieben Herrn; der gab, daß es gelinge zu seinem Lob und Ehrn.“ (EG 167,1)

## Grußwort des Michaelisklosters von Hans-Joachim Rolf

Werte Festversammlung,

irgendwann im Frühjahr 1993 befand ich mich in zwanglosem Gespräch in einem kleinen Kreis von Personen aus dem Umfeld der damaligen Arbeitsstelle für Gottesdienst und Kirchenmusik in Hannover, in der ich seit 1991 als LKMD mitarbeitete. (Ich nenne jetzt bewusst keine Namen; Sie werden gleich ahnen, warum...)

Als ich nun in der Runde meine Absicht äußerte, endlich der Liturgischen Konferenz Niedersachsens beitreten zu wollen, erntete ich spontan die überraschte, ja beinahe fassungslose Reaktion: „Was, diesem Alte-Männer-Club wollen Sie beitreten?!“

Nun, damals war ich 33. Ob und in welchem Maße ich das Durchschnittsalter der LKN-Mitglieder durch meinen Eintritt tatsächlich reduziert habe, sei dahingestellt. Es war mir auch völlig egal, denn die Protagonisten, mit denen ich hauptsächlich zu tun hatte, erlebte ich in liturgischen Fragen als ausgesprochen „fort-schrittlich“ (im wahrsten Sinne des Wortes): Ich spreche von meinen damaligen AGK-Kollegen Joachim Stalman und Werner Reich als Vorsitzendem bzw. Geschäftsführer der Konferenz.

Deren Arbeit hat mich nachhaltig geprägt. Gleich zu meinem Dienstantritt hatte mir Werner Reich dieses Buch überreicht: *Gemeinde hält Gottesdienst*. (Seine Widmung steht vorne darin, ich halte dieses Exemplar hoch in Ehren!)

Im Untertitel heißt es „Anmerkungen zur Erneueren Agende“, was eine glatte Unterbreitung ist: Es handelt sich um eine veritable Einführung, ja um einen Kommentar. Und dieses Buch war damals ebenso druckfrisch wie die Erneuerte Agende selbst. Eine spannende Zeit, eine Zeit des Aufbruchs, auch für mich persönlich, der ich neu im Amt war.

Dieser Titel „Gemeinde hält Gottesdienst“ hat ja mehrere Bedeutungsebenen: Hinter dem schlichten Aussagesatz, hinter der Feststellung steckt ein Anspruch, eine Forderung sogar – und der Versuch, eine womöglich Jahrhunderte alte Formulierung zu entlarven: Nicht Pastor X oder Pastorin Y „hält den Gottesdienst“, wie man landläufig sagt – er oder sie hält die *Predigt*, klar –, aber den *Gottesdienst* hält die *Gemeinde*!

Dieser Titel mit den drei knackigen Wörtern war und ist mir sehr präsent. Für mich ist er auch nach wie vor richtungweisend, wenn es um die Gestaltung von Gottesdiensten geht, gleich welcher Art.

Dazu eine kleine Episode: Als die Landessynode 1995 über das Pfarrstellenbesetzungsgesetz beriet, da stand im Entwurf Folgendes: „Wird das Besetzungsverfahren fortgesetzt, so bestimmt der Superintendent oder die Superintendentin im Benehmen mit dem Kirchenvorstand den Sonntag, an dem der Bewerber oder die Bewerberin einen Gottesdienst zu halten hat ...“

Ich bin damals aufgestanden und habe eine Änderung des Wortlautes beantragt, eben mit der Begründung, es sei Sache der ganzen Gemeinde, den Gottesdienst zu halten, und wir sollten alles tun, um diese zwar volkstümliche, aber letztlich unzutreffende Formulierung aus der Welt zu schaffen.

Mein Vorschlag war: „... an dem der Bewerber oder die Bewerberin einen Gottesdienst zu leiten und die Aufstellungspredigt zu halten hat ...“

Verstanden haben das Anliegen damals nicht alle, zumindest nicht sofort. Ein Pastor, selbst Mitglied der Synode, fragte kritisch an, ob es mir als Kirchenmusiker denn recht sein könne, wenn mit meinem Vorschlag die *Leitung* des Gottesdienstes durch den Pastor / die Pastorin so explizit festgeschrieben würde; die Formulierung „er oder sie *hält* den Gottesdienst“ sei da doch viel offener.

Dass die Rolle der Ämter im Gottesdienst an dieser Stelle des Rechtstextes unwichtig sei und es vielmehr um die Gemeinde gehe, konnte ich dann doch deutlich machen. (Ganz abgesehen davon, dass ich die Formulierung „Der Pastor hält den Gottesdienst“ für die gefährlichere, weil suggestive Beschreibung einer Leitungsfunktion halte.) Es wurde jedenfalls so beschlossen, und es gilt nach wie vor. Sie können es in § 19 des Pfarrstellenbesetzungsgesetzes nachlesen.

Meine Damen und Herren,

als ich in die Konferenz eintrat, war ich 33; ich sagte es bereits. Heute, 2 Schnapszahlen meines Lebensalters später, gehöre ich zu denen, die eine relativ kleine, jedoch nicht unerhebliche Wegstrecke unserer 90-jährigen Jubilarin mit *erlebt* haben und mit *gegangen* sind und deren eigenes liturgisches Verstehen und Handeln wesentlich durch die LKN geprägt wurde.

Dazwischen, vor genau einer Schnapszahl, wurde das Michaeliskloster als Zentrum für Gottesdienst und Kirchenmusik (neu) gegründet. Die Idee hierfür stammte maßgeblich aus der damaligen AGK. – Wenngleich die personelle Verzahnung mit der LKN aus hannoverschen Zeiten sich hier in Hildesheim nicht ganz so eng darstellt, so ist und bleibt doch unsere inhaltliche Nähe für die Arbeit am Gottesdienst geradezu konstitutiv.

Ich freue mich, dass die Konferenz ebenso fort-schrittlich wie fort-schreitend ihre Ziele weiter verfolgt. Ich beteilige mich gern daran, die Überlegungen und Gedanken der LKN unters Volk zu bringen, in meinem Fall also überwiegend unter die Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker. Und ich freue mich ganz persönlich, wenn diese Gedanken dann einen so greifbaren Niederschlag finden wie z.B. im „Liederkompass“, den ich mit großem Vergnügen in unserer Zeitschrift *Für den Gottesdienst* rezensiert habe.

Ich wünsche der LKN viele weitere Jahre mit kreativen Gedanken, gelungenen Veröffentlichungen sowie kundigen und engagierten Mitgliedern.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

## Grußwort der Lutherischen Liturgischen Konferenz in Bayern (LLKB) von Christian Schmidt

Die bayerische Staatsregierung lässt nahezu keine Gelegenheit aus, zu rühmen, wie schön und gut Bayern ist: Wir haben die fränkische Schweiz und die herrlichen Alpen, wir bauen die schönsten Autos, es geht uns gut. Mit einem Wort: Bayern ist schon fast das Paradies.

Manche bilden sich ein, dass auch die bayerische Landeskirche schon ziemlich nah am Paradies ist: Wir haben die schönsten Kirchen der Welt, der Kirche geht es wirtschaftlich gut, die Menschen sind gläubiger als in anderen Teilen Deutschlands, wo ja angeblich etliche unter Auslassung des Christentums sofort zum Protestantismus gelangt sein sollen.

Und dann kann einem etwas Eigenartiges passieren, wenn man die weißblauen Grenzpfähle überschreitet – man kann erstaunliche Entdeckungen machen:

- gegen die sächsische Schweiz ist die fränkische ja nur eine Miniaturausgabe;
- gegenüber den bayerischen Bergen hat das weite Meer mit seinen unendlichen Variationen einen ganz eigenen, großen Reiz,
- auch in Norddeutschland gibt es gute Autos – wenn nicht mal gerade ein bisschen manipuliert wurde ...

Und in der Kirche? Man entdeckt

- Mensch, die andern haben ja auch großartige Gotteshäuser!
- Hei, da gibt es ja jede Menge tolle, kreative, hochgebildete Leute und
- ein reiches geistliches Leben,
- und – die verstehen ja was von Liturgie!

Vielleicht steckt ja doch ein Hauch von Wahrheit in dem alten Kalauer: *„Die einen haben die hohen Berge, die anderen den weiten Horizont ...“*. Vielleicht ist doch ein bisschen Demut angebracht. Dann muss man Abbitte tun. Dann darf man die Anflüge bayrischer Arroganz und Selbstbezogenheit gegen eine beglückende Erfahrung eintauschen: Wie schön ist es, dass es die andern gibt, was kann man von ihnen nicht alles lernen! Wie gut ist es, dass man gemeinsam unterwegs sein, sich gegenseitig beschenken, bereichern und ergänzen kann!

So eine Entdeckung war für mich – zum Glück schon vor vielen Jahren – das Kennenlernen der – damals noch „Lutherischen“ – Liturgischen Konferenz Deutschlands, unserer jetzigen LK, des Liturgischen Ausschusses der VELKD, und der Liturgischen Konferenz Niedersachsens.

Als unsere Lutherische Liturgische Konferenz in Bayern vor vier Jahren 60 Jahre alt wurde, sind wir – d. h. vor allem unser Geschäftsführer Dr. Thomas Melzl –, wie man das bei solch erfreulichen Anlässen zu tun pflegt, unserer Geschichte ein bisschen nachgegangen. Und siehe da – was manche wohl schon immer irgendwie gehaut hatten: Da gibt es ja interessante und intensive Zusammenhänge zwischen der LKN und der LLKB, Gründungszusammenhänge sozusagen. Personal verbinden sich diese mit den Namen Erich Hoyer und Otto Dietz, deren geistlich-liturgische Beziehung Christoph Herbold heuer bei unserer Jahrestagung in seiner Predigt am 12. Juli im Heilsbronner Münster so fein in das Sonntagsevangelium eingezeichnet hat.

Hoyer und Dietz begegnen sich 1926, also ein Jahr nach der Gründung der LKN. 1928 verfasst Dietz aus Luthers Schrifttum sein „Kirchenbuch“. Dieses nimmt Hoyer 1929 auf und entwirft ein Plädoyer für unsern evangelischen Gottesdienst. Beide planen und entwickeln gemeinsam, in krisenhaften Zeiten dem Auftrag unseres Herrn gehorsam, einen Aufbruch ihrer Kirche. Sie arbeiten zusammen am „Kirchenbuch für die Gemeinde“. Mit diesem Buch wird die liturgische Kompetenz der Laien gefördert, wird die „Partnerschaft in der Verkündigung“ zwischen Pfarrern und Kirchenmusikern grundgelegt, wird das Kirchenjahr als Christusjahr profiliert, mit Wochenspruch, Wochenlied und festgelegten Lesungen ein liturgisch-didaktisches Programm entwickelt und die Stellung des Heiligen Abendmahls im Gottesdienst gestärkt.

Dietz gründet 1932 die „Liturgische Arbeitsgemeinschaft für die lutherische Kirche in Bayern“, aus der dann 1951 die „Lutherische Liturgische Konferenz in Bayern“ hervorgeht.

Die LKN mit ihren Studientagen und ihren ausgezeichneten Veröffentlichungen zum Gottesdienst stand also sozusagen Pate bei der Entstehung der LLKB, wofür wir sehr dankbar sind. Und was uns besonders freut: dass es in den vergangenen Jahren zu manchen guten Begegnungen gekommen ist und die Kooperation weiter verstärkt werden soll.

Ich denke, zu tun gibt es für LKN und LLKB, für jede der beiden und für beide zusammen, in guter Kooperation mit den Gottesdienstinstituten und der LK, auch künftig genug:

Es gilt weiter – so hat es Konrad Müller einmal formuliert – theologische Fragen im Blick auf ihre liturgischen Implikationen zu durchdenken, wie zum Beispiel das Verhältnis von Wort und Sakrament, die Frage nach einer anthropologischen Begründung und Dramaturgie des Gottesdienstes, die Frage der Rolle des Amtes und der Verbind-

lichkeit von Gottesdienstordnungen. Bestehen bleibt auch die Aufgabe, die liturgischen Entwicklungen in die Gemeinden hinein zu vermitteln, die liturgische Kompetenz zu verstärken, die geistliche und liturgische Gemeinschaft derer zu pflegen, denen der Gottesdienst ein Herzensanliegen ist. Sicher bleibt auch künftig die kritische Begleitung der liturgischen Entwicklungen eine wichtige Aufgabe. Klar ist unseres Erachtens: Die freien und neuen Formen bedürfen nach wie vor dringend der klassischen, theologisch und liturgisch reflektierten Grundform des agendarischen Gottesdienstes. So gratulieren wir als LLKB unserer älteren niedersächsischen Schwester sehr herzlich und freuen uns, wenn wir hier in 10 Jahren der Liturgischen Konferenz Niedersachsens zum 100-jährigen Jubiläum gratulieren können. In diesem Sinne: in bonam cooperationem et ad multos annos!

## Grußwort der Evangelischen Michaelsbruderschaft von Ernst Hofhansl

Die Evangelische Michaelsbruderschaft sendet einen herzlichen Gruß zum neunzigjährigen Bestehen der Niedersächsischen Liturgischen Konferenz mit herzlichem Dank für bisher Beigetragenes und besten Wünschen für die Zukunft.

*Das Plasma* – Unter diesem Titel hat Wilhelm Stählin (1883-1975) im letzten Jahrgang der Zeitschrift *Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst* einen kurzen Beitrag veröffentlicht.<sup>9</sup> Stählin fasst zusammen: „... im Grunde ist das, was wir hier plasmatische Kraft nennen, nichts anderes, als die Kraft und Vollmacht der Kirche, ihr gottesdienstliches Leben aus seinem Wesensgrund in der verpflichtenden Hingabe an das gegenwärtige Geschehen jeweils neu zu formen; in dem Maß, als diese pneumatischen Kräfte in der Kirche lebendig sind, kann auch die fühlbare Beschränkung ihrer literarischen Hilfsmittel das gottesdienstliche Leben nicht in der Wurzel bedrohen.“ (S. 317) Im Blick auf liturgisches Lernen meint Stählin, dass es gilt, „von den Grundformen allen liturgischen Handelns ausgehen, ihr inneres Bewegungsgesetz erspüren und daran überhaupt den Sinn für die formenden Kräfte liturgischen Handelns wecken und schärfen: für jenes unauflösbare Ineinander von Hören und Antworten, von Empfangen und Opfern, von ehrfürchtiger Hinwendung zu Gott und liebender Hinwendung zur Welt.“ (S. 316) Stählin war es nicht vergönnt, eine eigene Liturgik zu schreiben; er hat sich mehr den homiletischen, seelsorgerlichen und erwachsenenbildenden Aufgaben gewidmet. Die Evangelische Michaelsbruderschaft hat sich wie die Berneuchener Bewegung selbst auch nicht als „Liturgische Bewegung“ verstanden, sondern eher als eine Bewegung zu umfassender, trinitarisch gegründeter, sakramentaler Erneuerung der Kirche in (zunächst innerprotestantischer) ökumenischer Weite. Selbstverständlich war damit auch das weite Feld gottesdienstlicher Erneuerung betroffen. Aber zu-

<sup>9</sup> Wilhelm Stählin: *Das Plasma*, MGKK 46 (1941), Heft 5/6. Wiederabdruck in: W. St. Symbolon. Vom gleichnishaften Denken, Stuttgart 1958, 314-317.

nächst, seit den frühen Berneuchener Konferenzen (ab 1923), nicht als Bemühung um historische und liturgiewissenschaftliche Exaktheit, sondern aus dem Geist der Jugendbewegung und der vielgestaltigen Erfahrungen von Gemeinschaft, entstanden das „Gebet der Tageszeiten“, die Beicht- und Abendmahlsordnungen.

Schon im kurzen Bericht von Stählin über die erste Jahrestagung der Liturgischen Konferenz Niedersachsens in Lübeck hat er sich kritisch geäußert und Fragen zur künftigen Arbeit gestellt.<sup>10</sup>

Die späteren liturgischen Veröffentlichungen aus dem Umkreis der Michaelsbruderschaft dokumentieren das Verlassen des ursprünglichen Ansatzes. Es bleibt das Bemühen, „an der Kirche zu bauen“, wie es die Stiftungsurkunde der Michaelsbruderschaft von 1931 bezeugt. Haben sich die Mütter und Väter Berneuchens aus der Not der Kirche nach den Umwälzungen des verlorenen Ersten Weltkrieges zusammengefunden, um durch die Kirche den Menschen Hilfen zu geben, so scheint es wichtig, in den heutigen Um-Brüchen die Not zu erkennen und Hilfen zu schaffen. In der Kirche durch diakonische und liturgische Bemühungen. Dabei sei an den Satz von Wilhelm Löhe erinnert: „Alle Diakonie geht vom Altar aus!“

Liturgische Arbeit von Fachleuten wird das ebenso im Blick behalten, wie die liturgische Bildung von Gemeinden und Verantwortungsträgern.

Hier das rechte Maß zwischen Tradition und Erneuerung zu finden, wünsche ich der Liturgischen Konferenz Niedersachsens, ihren Mitarbeiterinnen, Mitarbeitern und freundschaftlich Verbundenen auf viele Jahre.

---

10 *Wilhelm Stählin*: MGKK 31 (1926) 254f.

# LKN-Jubiläum 2015 – Positionsbestimmung

HANS-GÜNTHER WAUBKE

## „Wofür brauchen wir den Rückblick?“

Ein Jubiläum ist neben anderem auch immer der Anlaß zu einer Standortbestimmung – wo stehen wir heute, wie soll unsere Arbeit sich künftig gestalten? Die Sinnhaftigkeit eines Rückblickes erschließt sich somit am ehesten, wenn wir die Geschichte der LKN auf ihre Selbstpositionierungen im Laufe dieser 90 Jahre hin befragen und sie zu den entsprechenden Epochenbewegungen in Beziehung setzen. Denn diese Geschichte steht nicht für sich, sondern ist in die deutsche Kirchengeschichte im 20. Jh. eingebettet. Dazu einige Schlaglichter:

Der hauptsächliche Impuls der *Gründungsphase ab 1925* lag darin, das vielfach verschüttete liturgische Erbe wieder zurückzuholen und lebbar zu machen. Dieses stand im Kontext damaliger liturgischer Bewegungen, von denen die LKN nicht die einzige war. Hervorheben möchte ich die damit verbundenen Gemeinde- und liturgiepädagogischen Impulse. Liturgie wurde als Sache der Gemeinden verstanden, das Ehrenamt in der damaligen Pastorenkirche auch mit liturgischen Kernbezügen verbunden; der betonte enge Zusammenhang zwischen Theologie, Liturgik und Kirchenmusik wertete die Kirchenmusiker gegenüber dem bis dahin unangefochten als normsetzend akzeptierten Pastorenstand auf. Das war etwas Neues und mehr als nur Erneuerung des liturgischen Ritus. Darin drückte sich nicht nur der Einfluß kirchlicher Gemeinschaftsbewegungen, also Laienbewegungen aus. Es lag darin auch eine sachliche, wenn auch nicht unbedingt selbst so gesehene Nähe zu demokratischen Entwicklungen der Zeit – es ist die Rede von der Zeit der Weimarer Republik, mit all ihren Ungleichzeitigkeiten. Dazu kommt der kommunitäre Gedanke; die liturgische Bewegung war ja vielfach von Kommunitäten getragen. Darin lag ein Zweifaches: Einerseits eine innere Demokratisierung – auch wenn, wie angedeutet, die Beteiligten ihre Bestrebungen nicht notwendig als demokratisch und im Kontext zeitgenössischer politischer Demokratie betrachteten. Andererseits stellten die Kommunitäten Sondergruppen gegenüber Kirche und Gemeinden dar, exklusiv und nicht frei von elitär-avantgardistischem Selbstverständnis. Wenn sie auch mit vielfachen, nicht zuletzt pädagogischen Impulsen auf Kirche und Gemeinde einzuwirken trachteten, geschah es doch mindestens mit dem elitären Beigeschmack derer, die den anderen entscheidende Einsichten voraus hatten.

Hier hatte die LKN eine spezifische Stellung inne. Gewiß waren ihre Hauptakteure zu meist Pastoren und Kirchenmusiker, also institutionelle Leitungspersonen. Aber der inklusive Impuls, die anderen, Ehrenamtliche und Gemeinden, in das von ihnen als wegweisend Erkannte in einem gemeinschaftlichen Sinne mit hineinzunehmen, auch sie als mindestens potentiell qualifizierte Akteure zu begreifen und ihnen dafür das Rüstzeug zu bereiten, ist unverkennbar.

In der *NS-Zeit* ist das Bild der LKN mehrschichtig, wie ja auch das der Bekennenden Kirche. Nach anfänglichen Versuchen, sich mit den Machthabern und ihren kirchlichen Gewährsleuten zu arrangieren, und mit manchen – wenigen – traditionell antijüdischen Tönen, wobei wohl auch nationalprotestantische Prägungen fortwirkten, ging die Tendenz eher dahin, sich in ein liturgisches Reservat überzeitlicher Wahrheiten zurückzuziehen. Die Gründung des Liturgischen Seminars im abgelegenen Isenhagen 1935 dürfte ein Ausdruck dessen gewesen sein. Das 1940 noch erschienene Isenhagener Kirchenbuch trägt deutlich diese Signatur des überall und zu allen Zeiten Gültigkeit Beanspruchenden. Aber eben aus der Abständigkeit solcher überzeitlichen Ausrichtung zum Zeitgeschehen heraus läßt sich auch heute noch Mancherlei darin mit Gewinn lesen. Der Versuch, sich im Isenhagener Reservat einen unabhängigen Freiraum zu erhalten, blieb indes begrenzt. Ein vergleichsweise geringfügiger Anlaß bot den Machthabern 1939 die Handhabe, den Leiter Erich Hoyer als „politisch unzuverlässig“ zu diskreditieren und das Seminar zu schließen. Damit war die Arbeit der LKN zunächst an ein Ende gelangt.

Es wäre zu dieser Epoche deutlich mehr zu sagen und zu fragen, als es in dieser kurzen Skizze möglich ist – wie läßt sich z.B. das Verhältnis der LKN zur Bekennenden Kirche beschreiben? Dazu wird es vielleicht im Verlaufe dieser Tagung noch mehr geben.

**Nach 1945** war für die u.a. aus der LKN, auch mit personellen Kontinuitäten hervorgegangene Lutherische Liturgische Konferenz, die spätere Liturgische Konferenz, die Zeit gekommen, das Erbe der Vorepochen breit in die Kirche hineinzutragen: Es entstanden das große Agendenwerk mit Agende I im Mittelpunkt und das Evangelische Kirchengesangbuch. Damit waren die lange vergeblichen Bestrebungen, in Deutschland eine gemeinsame Agende und ein gemeinsames Gesangbuch zu erreichen, Wirklichkeit geworden. Aus späterer Sicht stechen hierbei die unverkennbar normativ-restaurativen und vereinheitlichenden Seiten, die später vielfach als einengend erlebt wurden, hervor. Solche Kehrseiten und Engführungen können wir nicht bestreiten. Dass die Gregorianik und die Reformationszeit mit ihren Ausläufern bis Paul Gerhardt für das Liedgut geradezu normativ wurden, unter Austreibung vor allem der Romantik, können wir aus heutiger Sicht historisch verstehen; nachsprechen können wir das nicht mehr. Auch ist uns begreiflich, dass die Einheitsagende zunehmend als korsetthaft empfunden wurde; angemerkt sei aber doch, dass darüber ihre Öffnungsmöglichkeiten nicht mehr recht wahrgenommen wurden, vielleicht nicht werden konnten.

Über alledem darf aber nicht das auch aus heutiger Sicht positiv Gemeinte und Erreichte aus dem Blick kommen: Die liturgische Einheit der Kirche, gegenüber diversen landeskirchlichen und regionalen Eigenheiten, ein gemeinsames Gesangbuch waren lange Zeit unerschwinglich, aber zugleich Gegenstand einer Sehnsucht, deren Thema die Zusammengehörigkeit war. Für unsereinen ist es eine Selbstverständlichkeit, dass es in deutschen und deutschsprachigen Gemeinden ein gemeinsames Gottesdienstbuch und ein gemeinsames Gesangbuch gibt und wir, wohin wir in diesem Bereich kommen, und sei es als Touristen, darin an Vertrautes anknüpfen können. Darin liegt das Verdienst derer, die solches in der Nachkriegszeit ins Werk setzten, es sei in ihrer Zeit so restaurativ und autoritativ geschehen, wie es wolle. Es sei den Urhebern dessen zugestanden, dass sie damit nicht zuletzt auf die Spaltungstendenzen in der Nazizeit reagierten. Hervorgehoben sei aber auch ihr integratives Bemühen in dem Sinne, dass

sie hier einem Bedürfnis nachkamen, das nicht zum wenigsten dadurch entstanden war, daß durch die Ostflüchtlinge der bis dahin einigermäßen ungebrochene agenda-rische Traditionsstrom der aufnehmenden Kirchen in Frage gestellt war. Die Einheits-agende und das gemeinsame Gesangbuch sollten den Zusammenhang stärken. Dieser integrative Aspekt war ein genuines Thema, welches aus dem Erbe der alten LKN ins Geschehen einfloß.

Die LKN selbst wurde erst 1957 auf Initiative von Christhard Mahrenholz wiedergegründet, in der auf die Anfänge verweisenden Perspektive, nicht nur die erarbeiteten Agenden in den Gemeinden als lebendiges Gut zu verwurzeln – „volksliturgisch“ lautete das Stichwort –, sondern auch den Blick für neue Gottesdienstformen zu weiten. So machte die LKN sich **ab den 1960er Jahren** die liturgischen Aufbrüche zu eigen und begleitete sie durch diverse Publikationen mit dem Ziel, das Bewußtsein und Empfinden für liturgische Qualitäten zu vertiefen. Das Thema Liturgische Bildung trat in den Mittelpunkt, mit betont pädagogischen Impulsen und vielfältigen Veröffentlichungen. Prägend war seit den 1980er Jahren das Trio Joachim Stalman, Werner Reich und Götz Wiese, in enger Verzahnung und Personalunion mit der Arbeitsstelle Gottesdienst der hannöverschen Landeskirche.

Hieraus erwuchs die Mitarbeit an der Erneuernten Agende, dem späteren Evangelischen Gottesdienstbuch. Seit 1987 gibt es die Arbeitshilfen zum EGb, die bis heute zum Kernprogramm der LKN gehören. Mit der Überführung der Arbeitsstelle Gottesdienst ins Michaeliskloster endete diese charakteristische Verzahnung zwischen LKN und kirchlicher Institution, die in der Nachkriegsgeschichte angelegt war. In der Gründung des Michaelisklosters und anderer Gottesdienstinstitute wurde in die Regie der Landeskirchen übernommen, was die LKN neben- und ehrenamtlich über lange Zeit getragen und vorbereitet hatte.

So eröffnet der Rückblick **heute**, dass die LKN als ehrenamtliche Initiative von ihrer Gründung an zunehmend gestaltend ins liturgische Geschehen der ev. Kirche hineingewirkt hat, mit einem Höhepunkt in den 1950er Jahren – bemerkenswerterweise, ohne dass in dieser Zeit die LKN selbst als Verein bestand. Zugleich begann ein Ablösungs- und Entflechtungsprozess, in dem die Kirchen das von der LKN Angestoßene in ihre eigenen Programme aufnahmen. Auch die Gründung der LK gehört in diesen Kontext. Der letzte Schritt dieses Prozesses war die Überführung der Arbeitsstelle Gottesdienst in den Arbeitsbereich „Gottesdienst und Kirchenmusik“ im Hildesheimer Michaeliskloster. Damit hat sich für die LKN der Bogen zu ihren rein ehrenamtlichen Anfängen wieder geschlossen.

### ***Was erbringt dieser Rückblick im Schnelldurchlauf?***

Die ursprünglich ehrenamtlichen Initiativen der LKN und ähnlich gestimmter Vereinigungen haben substantielle Themen der Kirche gesehen, aufgenommen und in die Kirche hineingetragen, zu Zeiten, in denen diese Themen in der Kirche selbst unterbelichtet waren. Darin sind sie den großen diakonischen Werken, die in der zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründet wurden, strukturverwandt: Bodelschwingh in Bethel, Löhe in Neuendettelsau, Axenfeld in Godesberg, Heinersdorff in Wuppertal, Sengelmann in Hamburg-Alsterdorf, Wichern in Hamburg-Hamm und wie sie alle heißen, haben auf eigene Rechnung zunächst neben- oder ehrenamtlich begonnen, was sie als dringliche Aufgabe der Kirche sahen, die solches zu ihrer Zeit noch gar nicht so ansah.

Damit haben sie die Kirche verändert; so ging es auch mit der LKN und anderen liturgischen Bewegungen und Vereinen.

So blicken wir auf eine Geschichte als Avantgarde der Kirche zurück, die wir auch waren, auf eine wechselvolle Geschichte von institutioneller Distanz und enger Verzahnung. Von heute aus *könnte* man das nunmehr vollzogene Ende der institutionellen Verzahnung mit der hannöverschen Kirche als Endpunkt einer Verlustgeschichte auffassen, an dem der LKN früher gerne genutzte institutionelle Hebel nicht mehr zu Gebote stehen. Auch wenn das Michaeliskloster jetzt viele unserer früherer Aufgaben übernommen hat, *könnten* wir uns darob grämen, dass wir nun nicht mehr diejenigen sind, welche. Könnten wir, aber verpflichtet sind wir doch nicht dazu.

Dafür ist der geschichtliche Rückblick bestärkend, zeigt er uns doch, daß die LKN in ihren Anfangszeiten ihre Kraft gerade daraus zog, dass sie nicht institutionell eingebunden und damit einem von der Kirche gesetzten Programm verpflichtet war. In und aus dieser Freiheit hat sie die wesentlichen Kräfte entwickelt, die sie zu dem machten, was sie wurde. Daran knüpfen wir im 21. Jahrhundert gerne wieder an und freuen uns des Daseins als freier Verein, der seine Themen selbst finden und ausgestalten kann, dabei auch einmal Spielwiesen aufmachen, für welche in der gegenwärtigen Kirche der Markt nicht aufgemacht ist. Vielleicht entsteht ja etwas daraus.

Darin liegen unsere spezifischen Möglichkeiten. Aus der Betonung unseres nichtinstitutionellen Charmes *könnte* man jetzt eine gegen die Institutionalität der Kirche gerichtete Spitze oder gar eine Konkurrenz heraushören. Das ist aber nicht gemeint und auch im gelebten Vollzug nicht der Fall. Im Gegenteil. Wir sind ja alle selbst Teil dieser Institution und empfinden das umso mehr, wenn es um ihre Grenzen geht. Wir sind sehr *dankbar* für alle institutionelle Förderung und Durchlässigkeit, die uns von unseren niedersächsischen Trägerkirchen zu Teil wird, was sich nicht zuletzt und besonders im kontinuierlichen Kontakt und in der Zusammenarbeit mit dem Michaeliskloster und der LK abbildet. Unsere institutionelle Freiheit von der Kirche ist dazu bestimmt, der Kirche zu Gute zu kommen. Darin sind wir an sie gebunden und sehen darin unseren besten Beitrag zur inneren Stärkung eben der Institution, die in aller irdischer Gebrochenheit ein *Institutum Christi* ist.

Der Rückblick führt uns vor Augen, dass wir uns hiermit im Einklang mit dem Geiste der Gründergeneration der LKN befinden; daraus können wir ersehen, dass sie uns auf einen guten Weg gewiesen hat, den wir unter nunmehrigen Voraussetzungen getrost weitergehen können.

*Quod Deus bene vertat.*

# Die Liturgische Konferenz Niedersachsens von ihren Anfängen 1925 bis 1942

THOMAS RHEINDORF

## Bedingungen

Die „Liturgische Konferenz Niedersachsens“ wird liturgiewissenschaftlich zur „Neueren Liturgischen Bewegung“ (NLB) gezählt,<sup>1</sup> meist gemeinsam mit den Berneuchenern, der Michaelsbruderschaft – namentlich verbunden mit Karl Bernhard Ritter und Wilhelm Stählin, der Kirchlichen Arbeit Alpirsbach mit den Protagonisten Richard Gölz und Friedrich Buchholz, der Hochkirchlichen Bewegung des Friedrich Heiler und des liturgischen Kreises um Rudolf Otto.<sup>2</sup>

Der Aufbruch wurde äußerlich durch das Ende des Ersten Weltkriegs motiviert. Zum einen endete die Herrschaftsform der Kaisermonarchie, und damit das landesherrliche Summepiskopat – d.h. die Allianz von Thron und Altar, wie die enge Verbindung von staatlichem Hineinregieren in die evangelischen Kirchen populärer bezeichnet wird.<sup>3</sup> Zum anderen fand das, was an liturgischer Unzufriedenheit in Fragen der Agende und des Kirchenjahres schon länger bestanden hatte, in der – auch personellen – Konsolidierung der Nachkriegsjahre erst die Möglichkeit zur Gegenwärtigung und Bearbeitung.

Die Genese neuen kirchlichen Seins vollzog sich unter Besinnung auf überkommene Werte wie Ordnung und Recht, Leitung und Disziplin ebenso wie auf amtskirchlich unkontrollierte Weise in den verschiedenen Aufbrüchen und Sammlungen der Jugend. Nicht wenige der jüngeren pfarramtlich Etablierten waren hin- und hergerissen, erkannten sie doch die Notwendigkeit einer neuen verbindlichen und autoritativen Form

1 Vgl.: *Alfred Niebergall*: Agende, in: TRE, Bd. 1, S. 755; Band 2, S. 91, hier: Band 2, S. 67-69 (Die jüngere liturgische Bewegung). Dem folgt der liturgiewissenschaftliche Diskurs überwiegend. Anders *Theodor Maas-Ewerdt*: Liturgische Bewegung, II Evangelisch, in: RGG4, Bd. 5, Sp. 460: Er übergeht die Liturgischen Konferenzen im Zusammenhang der JLB gänzlich. – Der Schwerpunkt des Forschungsinteresses lag bislang verstärkt auf Berneuchen und der Michaelsbruderschaft. Eine Würdigung der Konferenzen im Zusammenhang der liturgischen Bewegung steht aus.

2 Die systematische Einordnung der Liturgiewissenschaft ist griffig, aber problematisch: nach innen subsumiert sie heterogene liturgische Ansätze undifferenziert: Das Spektrum der Ideen von Liturgie und Kirchlichkeit überhaupt der einzelnen Gruppierungen ist so weit gesteckt, dass der Begriff „Bewegung“ nur im weitesten Sinne der Beschäftigung mit demselben Gegenstand verstanden werden kann. Nach außen ist die Abgrenzung hart: Die Wechselbeziehungen zu den römisch-katholischen Liturgiereformen um Romano Guardini und den Arbeitskreis Quickborn, Odo Casel, Ildefonso Herwegen u.a. bleiben weitgehend ausgeblendet. Hier liegt m.E. ein Forschungsdesiderat, das zu einem moderateren Umgang mit dem Begriff „Bewegung“ führen könnte.

3 Formal ging das landesherrliche Kirchenregiment durch Artikel 137 der am 31. Juli 1919 beschlossenen Weimarer Reichsverfassung in das Selbstbestimmungsrecht der Kirche über. Die Leitung der Kirchen besorgten nunmehr die Synoden, bzw. die nach deren eigenen Verfassungen bestellten Organe.

der Amtskirche ebenso als konstitutiv für den volksskirchlichen Fortbestand des Protestantismus, wie andererseits der Reiz der jugendlichen Begeisterung, die Spontanität und Unbekümmertheit in den Suchbewegungen nach einer neuen Frömmigkeit den Aufbruch zu neuen Ufern unabweisbar als Befreiung erlebt wurde. In den Pfarrkollegien und Konventen stießen die kirchlichen Kulturen, habituellen Gebräuche und unhinterfragten Traditionen altgedienter Neulutheraner mit einem Mal auf junge Kollegen, die ganz neue theologische Töne vernehmen ließen: Die dialektische Theologie begab sich getragen von einer Welle der Begeisterung ihrer Anhänger von der Akademie auf den Weg durch die Institutionen.<sup>4</sup> So kommt sie als frische Brise auch nach Oldenburg, wo die LKN ihren Anfang nahm.<sup>5</sup> Das spezifische Klima der kleinen Landeskirche antizipierte und konzentrierte viele kirchliche Prozesse, die in den größeren Landeskirchen erst mit Verzögerung ankamen: Rund 90 evangelische Pfarrer waren in den 1920er-Jahren im Oldenburger Land tätig. Sie gehörten nahezu gänzlich dem Generalpredigerverein an – der seit 1833 bestehenden Standesvertretung. Je nach theologischer Ausrichtung waren sie Mitglied des Evangelisch-lutherischen Predigervereins, dem konservativen Zusammenschluss (Erstgründung 1855) oder engagierten sich im Evangelischen Predigtverein, dem liberalen Flügel (seit 1870). Die Gruppen waren annähernd gleich stark, die Konservativen hatten 36, die Fortschrittlichen 30 Mitglieder. Zwischen beiden Lagern entbrannten lebhaft theologische Diskussionen über das „senkrecht von oben“, die mitunter auch polemisch wurden, wenn die Gegner süffisant bemerkten „Barth sei für seine Schüler die vierte Person der Trinität.“ Was fehlte, war der Transfer in die Praxis des Gottesdienstes. So schreibt der einstige Student Hans Roth 1927 an seinen Lehrer Rudolf Bultmann, der ebenfalls aus der Oldenburger Gegend stammte und die Geschehnisse in seiner Heimat mit aufrichtigem Interesse verfolgte: „Was uns Oldenburger ‚Barthianern‘ dringend not tut, wäre einmal ein Kursus über das Predigtproblem. Darunter leiden wir und werden nicht damit fertig. [Mein Freund] Dede klagt besonders, daß er nun gar nicht mehr wisse, wie zu Predigen sei. In diesem Kursus müßten auch praktische Vorschläge gemacht werden.“<sup>6</sup> In der Tat wird die gottesdienstliche Praxis vielerorts als unbefriedigend erlebt, von der Gemeinde wie von den Geistlichen. Das betrifft neben der Predigt als eine zweite, tragende Säule des Gottesdienstes auch den Gesang: Im März 1917 stattete Julius Smend, der Vater der „Älteren Liturgischen Bewegung“ von seinem Münsteraner Lehrstuhl kommend Oldenburg einen Besuch ab und rechnete in der Aula des Gymnasiums in einer Rede mit dem programmatischen Titel „Oldenburg braucht ein neues Gesangbuch“ scharf mit dem vorfindlichen Werk ab: Dem Druckbild fehlten Noten und Versgliederungen, schlimmer noch, Umdichtungen und Ergänzungen würden die altehrwürdigen Kirchenlieder verfälschen oder entstellen.

4 Die Ankunft der Dialektischen Theologie in Kirche und Gemeinde ist als „Wortmarke“ theologischen Reformwillens in der Praxis zu verstehen. Anders Rogge: „Trotz mancher öffentlich und kirchenpolitisch relevanter Diskussionen [...] drängen neue theologische Einsichten, vornehmlich der Dialektischen Theologie noch nicht durch und blieben [...] zumeist auf universitäre Reflexionen beschränkt.“ (*G. Besier / E. Lessing (Hg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union*, Bd. 3, Leipzig, 1999, S. 32).

5 Vgl. Rolf Schäfer / Joachim Kuropka / Reinhard Rittner / Heinrich Schmidt: *Oldenburgische Kirchengeschichte*, 2., durchgesehene und erweiterte Auflage, Oldenburg 2005.

6 Ebd. S. 676-80.

Der Professor forderte, den Gläubigen den echten, unredigierten Luther, Teerstegen und Gerhard im Original der anerkannten Überlieferung zu bieten. 40 Lieder, die der protestantische Großhymnologe zum Kanon zählt, fehlten im Gesangbuch – darunter Evergreens wie „Christ ist erstanden“, „Jesu, meine Freude“ „Vom Himmel hoch, da komm ich her“. Von 624 Liedertexten fehlten rund 70% in anderen gebräuchlichen Gesangbüchern, wohl, weil sie der Rede, bzw. des Sanges nicht wert seien. Die schonungslose Analyse notierte des Weiteren 27 Lieder, die nach der Karfreitagsweise von „O Haupt voll Blut und Wunden“ zu singen wären sowie 35 Lieder, die der der Melodie von „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ folgen. Dass Weihnachtsmelodien an Ostern und Himmelfahrt unterlegt wurden, ist da nur noch Surplus.<sup>7</sup>

Die Kritik der liturgischen Autorität fiel auf fruchtbaren Boden und ungewohnt schnell kam es zur Erneuerung: Ein Kreis von kompetenten Laien trug nach kritischer Prüfung 586 Lieder zusammen. Das neue Gesangbuch sollte die gebräuchlichsten, wertvollsten und die vertrauten eigenen Lieder umfassen. Das Ergebnis lag der 27. Landessynode im Dezember 1921 vor, die sich die praktischen Ratschläge Smends zu eigen gemacht hatte. Gerungen wurde um die plattdeutschen Gesänge. Schließlich beschloss die Landessynode am 5. Januar 1922 mit sechs Gegenstimmen den Entwurf, auch plattdeutsche Lieder fanden Zustimmung. Der Oberkirchenrat räumte eine längere Einführungszeit ein, ab 1925 hatte die oldenburgische Landeskirche offiziell ihr neues Gesangbuch mit 565 Liedern und 289 Melodien. Für dreißig Jahre blieb es in Geltung und darf nach dem Urteil von Ritter als Erfolgsgeschichte betrachtet werden: „Neben niederdeutschen enthält es auch geistliche Kinder- und Volkslieder, so daß es sich in den nächsten 30 Jahren als evangelisches Hausbuch im guten Sinne bewähren konnte.“<sup>8</sup>

Die Installation eines Landeskirchenmusikmeisters, wie der Landeskirchenmusikdirektor seinerzeit hieß, scheiterte dann 1922 allerdings in der Synode. Der Oberkirchenrat wollte die mit der Einführung des neuen Gesangbuchs aufgenommene Fahrt für ein generelles musikalisches Durchstarten nutzen. Der von der Kirchenleitung favorisierte Kandidat war Dr. Otto Wissig, der an der Oldenburger Lambertikirche mit der Gründung des Bachvereins 1919 reüssiert hatte. Doch die Abgeordneten lehnten das Ersuchen überraschend knapp mit 13 gegen 12 Stimmen ab. Der Liturgische Ausschuss des Generalpredigervereins setzte unter Leitung des so zwar düpierten, aber in seiner Motivation ungehemmten Wissing und mit Unterstützung des Oberkirchenrats die Arbeit fort. Angeregt durch Jugend- und Liturgiebewegung, wurden praktische Kurse und liturgische Fortbildungen für Pfarrer und Organisten durchgeführt.

Dies ist der Zusammenhang in dem sich die erste Kündigung der LKN vernehmen lässt: Am 10. Mai 1925, dem Sonntag Kantate, hielt der Hamburger Hauptpastor an St. Jacobi Karl Horn die Festpredigt im Rahmen eines liturgischen Lehrgangs.<sup>9</sup> Vom Psalm 40 her entwickelt er die Forderung der Gemeinde den Gesang zurückzugeben:

„Im katholischen Mittelalter wurde das Wort, die Predigt, unterdrückt durch die Liturgie und des Sakrament. In der evangelischen Kirche wurde die Liturgie un-

7 Vgl. ebd. S. 680-83.

8 Ebd. S. 683.

9 *Karl Horn*: Die Liturgie – ein Prophet Gottes, Gütersloh 1926. Die Predigt bildete den Auftakt der Schriftenreihe der LKN, die diese in den Folgejahren zunächst bei Bertelsmann herausgab, vornehmlich Abdrucke der auf den Jahrestagungen gehaltenen Hauptvorträge.

terdrückt durch das Wort, die Predigt. Zwei Propheten aber hatte der Herr seiner Kirche zugeordnet und gegeben, die beide seinen Ruhm verkündigen sollten – die Predigt aus Mund und Herz des Pastors; die Liturgie aus Mund und Herz von Pastor und Gemeinde. [...] Und darum, liebe Gemeinde – es ist deine Sache, es ist dein Mündigkeits-, dein Prophetenrecht, wenn seit Jahrzehnten überall die Kräfte, die Synoden, die Kirchengesetzgebungen sich regen, um in Luthers Kirche den singenden Luther wieder zu erwecken. [...] Unsere Liturgie – so sagen wir – ein Prophet Gottes. Gewaltig schon durch die Macht seiner Sprache. Gewaltiger durch die Macht seiner Botschaft.“<sup>10</sup>

Der emphatische Lobpreis von Kirchenmusik und Gemeindegesang mündet in den Appell: „Nun denn, wir Geistlichen, ihr Organisten und Kantoren, ihr Synodalen und Kirchenältesten, christliche Vereine, Kindergottesdienste, usw.: die alten Schätze der Liturgie sind da; ans Werk, sie zu heben, sie zu deuten, sie zu erneuern, sie der Gemeinde, der Jugend traut und teuer zu machen, ihre Erbauungskraft, ihre Werbekraft mobil zu machen mit neuen Zungen.“<sup>11</sup>

Damit war das Programm der ein halbes Jahr später gegründeten LKN in nuce theologisch dargelegt und das Feld für die Schaffung einer Organisationsstruktur bestellt. Fand sich in Karl Horn auch ein wortmächtiger und wohlreputierter Mentor, kamen Idee und Impuls zur Gründung der LKN aus der Ev.-luth. Kirchengemeinde Oldenburg, deren Situation sich um 1930 so darstellte:

„Mit ca. 30.000 Mitgliedern ist die Kirchengemeinde Oldenburg die zweitgrößte der Landeskirche. Sie wird von fünf Pfarrern versorgt, ihr Lebensalter liegt zwischen 44 und 66 Jahren. Ein Pastor amtiert seit 1903, die anderen haben ihre Stellen nach dem Ersten Weltkrieg übernommen. Die Gemeinde ist in fünf Pfarrbezirke mit je 6.000 Seelen eingeteilt. Sonst liegt der Durchschnitt in der Landeskirche bei 3.300, im deutschen Protestantismus bei 2.440 Mitgliedern. Die personellen Voraussetzungen für die kirchliche Arbeit sind in der Stadt Oldenburg also denkbar ungünstig.

Im Februar 1931 führt der Oberkirchenrat eine Visitation durch, die Stadtgemeinde bildet das Schlußlicht im Besuchsdienst der Landeskirche nach ihrer Neuordnung 1918/206. Die Pastoren haben bei dieser Gelegenheit einen persönlichen Fragebogen auszufüllen, über das sittliche Leben und die persönlichen Verhältnisse zu berichten. Die Amtsträger klagten über Zeitmangel für theologische Arbeit, Haus- und Krankenbesuche. Es kursiert eine Mappe mit theologischen Zeitschriften. Interessant ist, dass die Lutherrenaissance dreimal und die Barthsche Theologie einmal auf den Fragebögen erwähnt wird. Dabei gehört der Barth-Leser – es handelt sich um Pastor Buck – nicht zu den Enthusiasten, die nach Krieg, Revolution und mancherlei Krisen Milch und Honig aus der dialektischen Theologie gesogen haben. Andere beschäftigen sich mit Psychoanalyse, Ludwig Feuerbach und apologetischem Schrifttum. Sie suchen Anschluss an die geistige Welt ihrer Zeit.

<sup>10</sup> Ebd. S. 6f.

<sup>11</sup> Ebd. S. 20.



Portrait Erich Hoyer (undatiert)  
Pfarrarchiv Ev.-luth. Kirchengemeinde Oldenburg

Die Kirchengemeinde hat zwei Gottesdienststätten, die Lamberti- und die Garnisonkirche, die Auferstehungskirche im Stadtnorden steht vor der Fertigstellung. Normalerweise besuchen 2,5 Prozent der Erwachsenen und 3 Prozent der Kinder und Katechumenen die Gottesdienste am Sonntag. 30-mal im Jahr findet eine Abendmahlsfeier mit einem Prozent Beteiligung statt. Die Kommunikantenzahl ist seit 25 Jahren konstant, faktisch aber zurückgegangen, weil die Gemeinde gewachsen ist.

Seit 1918 ist Pastor Erich Hoyer (1880-1943) in der Kirchengemeinde tätig, er engagiert sich in der Singbewegung und für die Erneuerung des Gottesdienstes. Der weit über Oldenburg hinaus wirkende Liturgiker äußert sich in seinem Bericht enttäuscht über die *nach außen tief beschämend(e)* Haltung der Gemeinde, fordert einen Gottesdienst *dogmatisch einwandfrei als das Werk des Heiligen Geistes* und erteilt subjektiven und sentimentalen Bedürfnissen eine Abfuhr. [...] Imponierend ist der Kinder-

gottesdienst: 500 Kinder besuchen sonntags die Lambertikirche! Die fünf Pfarrer haben jährlich ca. je 80-100 Konfirmanden. Der kirchliche Unterricht leidet an der großen Zahl, am fehlenden Interesse und an der mangelhaften Unterstützung der Elternhäuser. [...] Die Kirchengemeinde scheint ein zeittypisches Christentum widerzuspiegeln.<sup>12</sup>

Dokumente der unmittelbaren Anbahnungsphase der Konferenz, sei es Korrespondenzen, Protokolle oder Vermerke, liegen – nach gegenwärtigem Forschungsstand – nicht vor. Damit bleibt bis auf Weiteres ungeklärt, wie der Entschluss zur Gründung entstand, wer wann mit wem sprach oder schrieb. Als Motivation plausibel erscheint jedoch die spezifische Oldenburger Situation: Zum einen ein explizites Interesse an Liturgie und Kirchenmusik, vorangetrieben durch Wissig<sup>13</sup> und seinen Schwager Hoyer, zum anderen der bei insgesamt 90 Pfarrern der Landeskirche in seinen personellen und damit wohl auch kreativen und wissenschaftlichen Ressourcen limitierte liturgische Ausschuss der oldenburgischen Standesvertretung. Akademische Infusionen vor

12 Reinhard Rittner: Religion, Kirche und Gesellschaft in der Stadt Oldenburg um 1930, in: Oldenburger Jahrbuch 103 [Sonderdruck], Oldenburg: Isensee 2003, S. 87-90.

13 Ebd. S. 89: „Seit 1919 wirkt Dr. Otto Wissig (1886-1970) als hauptamtlicher Kirchenmusiker an der Lambertikirche. Über den Zustand des musikalischen Christentums urteilt der Visitor: Ein breiter Strom musikalischen Lebens fließt durch die Kirchengemeinde.“

Ort gab es mangels einer theologischen Fakultät o.ä. nicht. Der Wunsch nach einer weiterreichenden Vernetzung scheint da nur folgerichtig. Umgekehrt hatten das kleine Oldenburg einer hamburgischen oder hannöverschen Landeskirche gezeigt, welches Potenzial dort vorhanden war. Ein angesehenes Lexikon lobte das neue Oldenburger Gesangbuch als eins der besten in Deutschland.<sup>14</sup> Der Oldenburger Pfarrer Erich Hoyer als Spiritus Rector und Karl Horn als gewogenes Sprachrohr in die hamburgische Kirche dürften also die Anbahnung zu wesentlichen Teilen getragen haben.

## Die Gründung der LKN

Im März 1926 notierte Pfarrer Rudolf Baarmann aus Wesselburen in der 1896 von Friedrich Spitta begründeten *Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst* (MGkK), dem Zentralorgan „Älteren Liturgischen Bewegung“:

„Am 28. Oktober fand in Bremen die Konstituierung einer „liturgischen Konferenz für Niedersachsen“ statt. Der Gedanke dazu entsprang der Tatsache, dass bei den allorts erwachten liturgischen Reformbestrebungen innerhalb der einzelnen Landeskirchen die Gefahr einer Zersplitterung oder doch eine verwirrende Buntheit drohend heraufzieht. Unter der tatkräftigen Leitung des Oldenburger Pfarrers Hoyer fanden sich nun Vertreter der verschiedenen niedersächsischen Kirchen zusammen und beschlossen die Konstituierung der oben genannten Konferenz unter einstimmiger Annahme eines festgelegten Programmes. Für die Pfingstwoche des nächsten Jahres wurde eine große liturgische Tagung in Aussicht genommen, wo außer der Behandlung grundlegender Themen in Vorträgen eine Reihe reich ausgestatteter Gottesdienste verschiedenster Art geplant ist. Den Vorsitz der Konferenz führt Hauptpastor D. Horn-Hamburg. Mitglieder können nicht nur einzelnen Personen, sondern auch kirchliche Vereine und Organe werden. (Beitrag für erstere 2,- Mk. p. a.)

Unter den Anwesenden waren Oldenburg, Bremen, Westfalen (nur Minden-Ravensberg!), Hannover und Lübeck vertreten. Die Hamburger waren durch interne Angelegenheiten verhindert. Aus Schleswig-Holstein nahm der Unterzeichnete als Disputierender der landeskirchlichen Vereinigung teil. – Da von dieser Konferenz nicht nur theoretische Arbeit geleistet werden soll, sondern auch die praktischen Aufgaben angegriffen werden, darf man der Weiterentwicklung der Sache mit Interesse entgegensehen.“<sup>15</sup>

Zum ersten Vorsitzenden wurde – 55-jährig – Karl Horn gewählt. Seit 1916 war er als Hauptpastor an der Jakobikirche in Hamburg tätig. 1929 wurde er als Senior der leitende Geistliche der Evangelisch-Lutherischen Kirche im hamburgischen Staate. Auf einer außerordentlichen Landessynode im Jahr 1933 zwangen ihn die DC zum Rücktritt vom Amt. Horn war u. a. beteiligt am Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen.

<sup>14</sup> Vgl. Kirchengeschichte, S. 683.

<sup>15</sup> Rudolf Baarmann: Zur liturgischen Reformbewegung, in: *Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst* (MGkK) 31, Göttingen 1926, S. 96.

Geschäftsführer war der schon erwähnte, impulsgebende Erich Hoyer<sup>16</sup> Er wurde 1880 in Brake geboren. Vor seiner Tätigkeit an der Lambertikirche in Oldenburg war er im Fürstentum Lübeck sowie im Kreis Dortmund tätig. Regionale Bekanntheit erlangte er in der sogenannten „Kwami-Affäre“: 1932 hatte er den schwarz-afrikanischen Pfarrer Robert Kwami zu einem Vortrag in seiner Kirche eingeladen. Die in Oldenburg regierenden Nationalsozialisten, allen voran der oldenburgische Ministerpräsident und Gauleiter von Weser-Ems Carl Röver, suchten die Veranstaltung mit allen Mitteln zu verhindern. Daraufhin schrieb Hoyer einen offenen Brief an den Ministerpräsidenten und verbat sich die öffentlichen Angriffe: „Ich fordere Sie [...] auf, die Worte, die eine Bedrohung von Sicherheit und Leben eines pflichtgemäß handelnden oldenburgischen Staatsbürgers enthalten, mit dem klaren Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen.“<sup>17</sup> Die „Kwami-Affäre“ wurde zu einem Politikum von nationaler Resonanz.<sup>18</sup>

## Ziele und Selbstverständnis der Konferenz

Zu Beginn stehen Gründungsdokumente, die beredtes Zeugnis geben vom Selbstverständnis des Anfangs. Unter der Überschrift „Unsere liturgische Verantwortung“ wird der empfundene kirchlich-gottesdienstlich-liturgische Istzustand in *acht Thesen* beschrieben:

„1. *Der Gottesdienst ist der Mittelpunkt des Gemeindelebens.*

Dieser Satz gilt auch in der Evangelischen Kirche als unbestreitbare Wahrheit, aber in der Wirklichkeit ihres kirchlichen Handelns wird ihm nicht Rechnung getragen. (Auch bei der Erörterung entscheidender Fragen kirchlichen Lebens spielt die Frage des Gottesdienstes kaum je eine Rolle.)

2. Das hat seine *Gründe* in der Geschichte des gottesdienstlichen Lebens seit der Reformation, die von Anfang an eine Geschichte des Verfalls gewesen ist, vor allem in der Zerstörung des kirchlichen Lebens durch das Zeitalter der Aufklärung. Mitgewirkt hat dabei das schon auf die Reformationszeit zurückgehende verhängnisvolle Missverständnis des Gottesdienstes aus humanistischer Geistigkeit: als Lehre oder gar als Erziehungseinrichtung.

16 Ausführlicher: Udo Schulze: Erich Hoyer, in: Hans Friedl u.a. (Hg.): Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1992, S. 327f.

17 Erich Hoyer an Carl Röver, Schreiben vom 19. September 1932. Abgedruckt in: Klaus Schaap: Oldenburgs Weg ins „Dritte Reich“ (= Quellen zur Regionalgeschichte Nordwest-Niedersachsens, Heft 1). Oldenburg 1983, Dokument Nr. 159.

18 Vgl. Rittner, Religion, S. 94 Anm. 22.

3. Der *christliche Gottesdienst* ist seinem Wesen nach sowohl die öffentliche Verkündigung des Evangeliums (einschließlich der stiftungsmäßigen Verwaltung der Sakramente) als auch die Anbetung und Verehrung Gottes durch die Christenheit. Beide Stücke sind Wesensbestandteile des Gottesdienstes. Jede Vereinseitigung hat Verkümmern zur Folge, wie die Geschichte des christlichen Gottesdienstes erweist.
4. Unser *heutiges* gottesdienstliches Leben in der evgl. Kirche leidet an schwerer *Verkümmern* aus den angeführten Gründen und zwar ebenso sehr in formaler wie inhaltlicher Hinsicht:
  - a. Seine Gestalt ist ein Torso
  - b. Sein Inhalt ist einseitig Wortverkündigung (und zwar *eines* Mannes)
  - c. Der Umfang der gottesdienstlichen Veranstaltungen ist minimal
  - d. Vom Kirchenjahr ist außer den drei Hauptfesten nicht viel übrig geblieben.
5. Die kirchenamtlichen *Agenden* sind in jeder Hinsicht typische Produkte des 19. Jahrhunderts, zumeist sind sie auch noch durch weit schlimmere neuere Erzeugnisse privater Art verdrängt. Eine evangelische *Liturgik* ist in der Theologie nicht aufzutreiben (Rietschel erschien 1900! Seitdem nur Einzelarbeiten – z.B. Asmussen). Liturgische Arbeit wird als private Liebhaberei angesehen. Eine liturgische *Ausbildung* der Pfarrer findet nicht statt.
6. Die theologische und kirchliche Umwälzung der letzten Jahre hat zwar auch auf liturgischem Gebiet einige Früchte getragen, aber bisher keinerlei beachtliche Wirkung im kirchlichen Leben gehabt, während in homiletischer und katechetischer Hinsicht eine deutliche Wirkung zu beobachten ist. Um so nötiger ist heute eine *liturgische Besinnung* und *liturgisches Handeln* der Kirche:
  - a. zu Überwindung des Verfalls gottesdienstlichen Lebens
  - b. zur Beseitigung des Geistes der Aufklärung aus der Liturgie
  - c. zur Wiedergewinnung des Mittel- und Quellpunktes geistlichen Lebens der Kirche (gemäß CA III)
  - d. angesichts der äußeren kirchlichen Entwicklung der jüngsten Zeit.
7. Das *Ziel* dieser Arbeit hat zu sein:
  - a. Erneuerung des sonn- und festtäglichen Gottesdienstes aus seinen altkirchlichen und reformatorischen Ursprüngen (Eucharistie, Wort und Sakrament, liturgisches Gut der Kirche)
  - b. Wiederherstellung des Kirchenjahres (in Lesungen, Liedern, Gebeten usw. sowie Festen)
  - c. Neubau des wochentäglichen Gottesdienstes (tägl. Gottesdienst, Rückbildung der Bibelstunde zu Gottesdiensten usw., Bettage)
8. Der Weg zur Erreichung dieses Ziels ist lang und mühsam. Aber er muss begonnen werden, wobei schrittweises Vorgehen mit einem planvollen Eifer verbunden sein muss. Als erste Schritte seien genannt:

- a. Liturgische Bildung der Pastoren (theoretisch und praktisch)
- b. Liturgische Ausbildung der Kirchenmusiker und Kirchenchöre
- c. Einführung der Gemeinden in den Gottesdienst der Kirche
- d. Schaffung von gottesdienstlichen Singkreisen für den liturgischen Gesang.<sup>19</sup>

Die Überlegungen zur Überwindung der Missstände im Sinne einer strategischen und inhaltlichen Ausrichtung waren schon zu Beginn so weit konkretisiert, dass die Entwicklung in den Folgejahren nach 1925 als konsequente Umsetzung des zweiten Papiers betrachtet werden kann:

„Die Arbeit der liturgischen Konferenz Niedersachsens umfasst folgende *drei Gebiete*:

**1. Die wissenschaftliche Vorarbeit**

- a. Die bekenntnisgemäße theologische Begründung aller Liturgie
- b. Textkritische und musikwissenschaftliche Sichtung des liturgischen Gutes der Überlieferung der deutschen Reformationskirchen und Prüfung seiner Verwendbarkeit für die Gegenwart.
- c. Kritische Auseinandersetzung mit den liturgischen Strömungen der Gegenwart.

**2. Die liturgische Gestaltung**

Anlage eines Lebensbuches der Kirche für die Hand der Gemeinde, besonders auch im Hinblick auf volkstümliche Erfassung grundsätzlicher Glaubensbekenntnisse.

Dieses Buch muss enthalten:

- a. Wiedererfassung und Gestaltung des Kirchenjahres gemäß dem Wesen der Kirche der deutschen Reformation und ihrem Evangelium, unter Abweisung säkularer Ansprüche und Eingliederung der Anliegen christlich gegründeter Volkssitten.
- b. Einen biblischen Leseplan für alle Wochentage in innerer Verbundenheit mit den Perikopen bzw. den Leitgedanken der Sonntage, unter Berücksichtigung bewährter gebräuchlicher Lektionare und unter Ermöglichung auch der lectio continua.
- c. Das Gebet des Gottesdienstes und der Tagzeiten, auf Grund des jeweils dargebotenen Bibelwortes zu dessen meditativer Erfassung.
- d. Herausstellung des liturgisch-musikalischen Gutes für den Gemeindegebrauch in sachgemäßer Verbundenheit mit Wort und Gebot, de tempore und de casu, unter vorzüglicher Gründung auf das deutsch-reformatorische Erbgut und unter Ausscheidung undeutscher Bestandteile.
- e. Einfügung gemeinverständlicher Hinweise auf Sinn und Bedeutung der Zeit und des Tages, kirchlicher Sitte und heimatlicher Gebräuche.

<sup>19</sup> Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/1. Unsere liturgische Verantwortung.

### 3. Die Wiedergewinnung der Liturgie durch die Gemeinde

- a. Aufklärung und Unterweisung der Gemeinden über das Wesen des Evangelischen Gottesdienstes und die tragende und bauende Bedeutung der Liturgie als kirchlicher Ordnung.
- b. Erarbeitung des musikalischen Gutes und seines geistigen Gehaltes auf Gemeindegottesdiensten und in kirchlichen Singwochen.
- c. Herausarbeitung der wesensmäßigen Zusammenhänge zwischen Gottesdienst und christlichem Unterricht, Gottesdienst und gemeindlicher Seelsorge, Erwachsenengottesdienst und Kindergottesdienst, auf Konferenzen der Facharbeiter und mit Fachverbänden.
- d. Ergänzung der gegenwärtigen Ausbildung der Kandidaten, Organisten und Kantoren nach ihrer spezifisch liturgischen Seite, möglichst durch freiwillig zu besuchende Kurse gemeinschaftlichen Lebens (*vita communis*).<sup>20</sup>

Ein drittes Arbeitspapier dieses Jahres hebt „Luthers Anschauungen vom Gottesdienst und ihre Bedeutung für die Gegenwart“ als maßgebend für die Konferenz hervor.<sup>21</sup> Die Satzungen der Konferenz weisen sie zuvörderst als eine regionale Organisation aus: „1. Die liturgische Konferenz Niedersachsens schließt die Freunde evangelischer Gottesdienste aus Niedersachsen zu ständiger gemeinsamer Arbeit in Dingen des liturgischen Lebens zusammen. [...] 5. Die Konferenz besteht aus persönlichen und körperchaftlichen Mitgliedern. Persönliche Mitglieder können alle Freunde evangelischer Gottesdienste aus den Landeskirchen im Bereich Niedersachsens und angrenzender Gebiete sein.“<sup>22</sup> Somit sieht sie sich der regionalen Arbeit verpflichtet, als ein regionaler Zusammenschluss neben anderen in der Zeit aufblühenden.<sup>23</sup> Die Vormachtstellung, die sich aus einem Kairos der Zeitläufte ergeben hat, war so ursprünglich nicht intendiert. Konstitutiv ist eine enge Bindung an (Amts-)Kirche und Wissenschaft: „2. Die Konferenz ist sich bewußt, daß echtes liturgisches Leben nur aus der Tiefe eines starken kirchlichen Bewußtseins entspringen und unter Zugrundelegung objektiv-kirchlicher

20 Ebd. Leitsätze für die Arbeiten der Liturgischen Konferenz Niedersachsens. Vgl. den Aufsatz von Peter Cornehl in dieser Ausgabe.

21 Ebd. Luthers Anschauungen vom Gottesdienst und ihre Bedeutung für die Gegenwart.

22 Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/2. Satzungen für die Liturgische Konferenz Niedersachsens. Auf der ersten Tagung 1926 kommentiert und präzisiert Horn: „Wir sind also eine Arbeitsgemeinschaft. Eine liturgische Bevormundung anderer liegt uns fern. [...] Stilllose Augenblickseinfälle, subjektivistische Augenblickserzeugnisse, die sich dem Gebetskreis und dem Gesamt-Lebensrhythmus der Kirche nicht organisch einfügen, also alle wilde Liturgie und rein ästhetische Mache wünschen wir nicht. Das gilt nicht nur von der musikalischen Form. Es gilt auch vom Inhalt. Eine Mystik, die uns die Heilsgeschichte zerstört und beiseite schiebt, aus der doch die gesamte Liturgie ihre Wahrheit und ihr Recht zieht, lehnen wir ab. [...] Auch an der hochkirchlichen Bewegung, deren Ernst und kirchliche Energie wir gern auf uns wirken lassen, müssen wir ablehnen alles, was die Gefahr römischen, unevangelischen Geistes und Wesens in sich schließt. Das also meinen wir mit ‚objektiv kirchlichen Maßstäben‘. Der Maßstab aber, genauer geredet, an dem wir Stil und Geist liturgischer Arbeit prüfen, ist das liturgische Gut der lutherischen Kirche aus ihrer klassischen liturgischen Zeit.“ (Vgl. Anm. 25, S. 7f.)

23 Ebd. Eine apologetische Haltung erscheint auf dem Hintergrund der vielfach historisch-kritischer Hermeneutik verpflichteten Vorträge der Tagungen kaum Movens zu sein, ebenso wie kaum a Priori restaurative Absichten zu unterstellen sind. Am ehesten ist die Gründungsphase als ein aus Ahnungen und Ahmung gerierter Aufbruch zu verstehen.

Maßstäbe gepflegt werden kann.“<sup>24</sup> Sodann steht die Konferenz in einer konfessionellen Bindung, die sie auf die lutherische Tradition verpflichtet: „3. Die Konferenz bemüht sich, vor allem in den Geist der lutherischen Liturgie einzudringen, wertvolles Gut für die Gemeinde zu erschließen, damit die Fäden einer verlorenen Überlieferung anzuknüpfen und zugleich die Möglichkeit einer organischen Entwicklung liturgischen Lebens zu schaffen.“<sup>25</sup>

Im Mai 1926 findet in Lübeck die erste ordentliche Tagung der Konferenz statt. Die Eröffnung des ersten Vorsitzenden Horn gerät ihm zur Programmrede, in der er den Teilnehmern das Vorausgegangene pointiert zusammenfasst: „Die liturgische Bewegung weiter Kreise heute ist wahrlich nicht willkürliche Liebhaberei einzelner Pastoren oder Jugendlichen. Sie ist Ausdruck einer Zeitstimmung, die wir als ein Zeichen innerer Genesung dankbar begrüßen. Auch sie bezeichnet tatsächlich eine ‚Zeitwende‘.“<sup>26</sup> Die „liturgische Zeitwende“ liegt für Horn „im Weinberg der theologischen Wissenschaft wie der praktischen Frömmigkeit.“<sup>27</sup> In ähnlichem Sinne, wenn auch nüchterner, äußert sich Paul Graff: „Es muss schon etwas daran sein, wenn auch wir bedächtigen Niedersachsen anfangen, einer Sache uns zuzuwenden, die bereits Jahre lang alle Einsichtigen in der evangelischen Kirche bewegt.“<sup>28</sup>

Über den Verlauf der Lübecker Tagung berichteten Wilhelm Stählin und Johannes Pautke ausführlich in der MGkK.<sup>29</sup> Im Zentrum des wissenschaftlichen Teils der 5-tägigen Veranstaltung standen die Vorträge von Paul Graff, Paul Althaus, Wilhelm Jannasch und Herrmann Ernst Koch. In „Die Voraussetzungen für ein liturgisches Handeln der Gemeinde“ sieht Paul Graff den *sensus communis* im Erleben und Verständnis des Gottesdienstes aus Gemeindesicht weitgehend abhandengekommen. Die Ursachen macht er im Rationalismus, der Industrialisierung und Binnenmigration in Folge des Krieges aus. Daher fordert er von der Konferenz einen starken gemeindepädagogischen Impetus im Sinne liturgischer Volksbildung, da ohne ein liturgisches Selbstbewusstsein der Gemeinde eine Erneuerung von vornherein scheitern muss: „Die rechte Beschaffenheit der Gemeinde verbürgt auch die Vornahme echt kultischer Handlungen. Wir legen in unserer Konferenz alles Gewicht auf ‚die Förderung, die Weckung und die Läuterung des Sinnes für die objektiven Wahrheiten des Christentums und den Allgemeinbesitz der evangelischen Kirche.‘ Im Gottesdienst soll die Gemeinde sich immer aufs neue klar darüber werden, was sie am Evangelium hat.“<sup>30</sup>

„Das Wesen des Evangelischen Gottesdienstes“<sup>31</sup> von Paul Althaus setzt bei einer theologischen Begründung der gelebten Gemeinschaft als Trägerin der Gemeinde – ge-

24 Ebd.

25 Ebd.

26 *Karl Horn*: Unsere liturgische Konferenz. Aus der Eröffnungsansprache des Vorsitzenden, D. Horn, gehalten auf der Lübecker Tagung am 27. Mai 1926, Gütersloh 1926, S. 3.

27 Ebd. S. 7.

28 *Paul Graff*: Die Voraussetzungen für ein liturgisches Handeln der Gemeinde. Vortrag gehalten am 27. Mai 1926 auf der 1. Tagung der Liturgischen Konferenz Niedersachsens in Lübeck, in MGkK, Jg. 32, Göttingen 1927, S. 4.

29 MGkK, Jg. 31, Göttingen, 1926, S. 254-258.

30 Ebd. S. 48.

31 *Paul Althaus*: Das Wesen des evangelischen Gottesdienstes [Vortrag auf der 1. Tagung der Liturgischen Konferenz Niedersachsens in Lübeck am 28. Mai 1926], Gütersloh 1926 [Drittes Heft der Liturgischen

gen Individualisierung und persönliche Herzensfrömmigkeit – an: „Ich bin als Hörender und Lobender in die Gemeinde gewiesen, nicht etwa nur, weil innerer Besitz sich der Gemeinsamkeit freuen und im Austausch Bereicherung suchen will, sondern weil Gott und die Gemeinde zuhauß gehören. Die Gemeinde ist sein Wille und seine Gabe. Keiner ist etwas für sich. Er lebt von der Gemeinde, der gegenwärtigen und der vollendeten, und er hat Verbundenheit mit Christus nur darin, daß er für sie lebt.“<sup>32</sup> Althaus dekliniert sodann die altprotestantische Unterscheidung von pädagogischem Gottesdienstverständnis und Feier durch und warnt im Anschluss an Schleiermacher vor ätherischer Auflösung des Kultus ins rein Ästhetische: „Die evangelische Kirche hat die Aufgabe, den prophetischen Protest wider die mögliche Gottlosigkeit gerade des schönsten Kultus immer wieder zu verkörpern.“ Althaus mahnt die Konferenz ihr Bemühen im Kontext gesamtkirchlicher Verantwortung zu sehen: „Man darf wohl fragen, im Blick auf die wachsende liturgische Bewegung, ob die Kirche das Recht habe, so viel Kraft und Gedanken inmitten der drängenden äußeren und seelischen Volksnot auf die liturgische Neugestaltung ihrer Gottesdienste zu verwenden.“<sup>33</sup> „Die Geschichte der lübeckischen Gottesdienstordnung seit der Reformation“ von Wilhelm Jannasch dagegen zeigt eine Eigenheit, die typisch ist für die Szene der liturgischen Konferenzen und Arbeitsgemeinschaften der Zeit: ein ausgesprochenes Interesse an regionalen „Tiefenborungen“ sei es (kirchen-)geschichtlicher, konfessionskundlicher, theologischer oder liturgischer Art. Der Lübecker Hauptpastor war Experte der Geschichte des Gottesdienstes in Lübeck, mit ausgesprochen praktischer Intension: Geprägt von der Älteren Liturgischen Bewegung, wollte Jannasch die Volkstümlichkeit der Kirche des 16. Jahrhunderts wiedergewinnen. „Die Aufgabe der Kirchenchöre im evangelischen Gottesdienst“ des Leipziger Kirchenmusikdirektors Herrmann Ernst Koch stellt schließlich die Kirchenmusik als Aufgabe aller Beteiligten als schlechthin konstitutiv für den Gottesdienst dar: „Die Kirchenmusik ist nicht die Privatangelegenheit besonders begabter Personen, sondern eine Gemeinde- und Kirchenangelegenheit; es muß daher allen, denen die kraftvolle Weiterentwicklung unserer evangelischen Kirche am Herzen liegt, die Verbindung von Kultus und Kunst, Religion und Schönheit als Lebensbedürfnis erscheinen. Denn gerade aus ihren Wechselwirkungen strömen die Stimmungen, die wir für den Gemeindegottesdienst brauchen: Sehnsucht nach Gott und das beseligende Erleben der göttlichen Gegenwart.“<sup>34</sup>

Ein vom Hamburger Hauptpastor Theodor Knolle verantworteter „Gemeindeabend fürs Lübecker Kirchenvolk“ unter dem Titel: „Einführung in die Schätze der lutherischen Liturgie“ zeigt, dass die Tagung sich nicht als geschlossener Zirkel der Koryphäen verstand, sondern der pädagogische Ansatz zur Anwendung drängte.<sup>35</sup>

[Konferenz Niedersachsens].

32 Ebd. S. 12.

33 Vgl. Anm. 27, S. 254.

34 *Hermann Ernst Koch*: Liturgie und Kirchenmusik, zweites Heft der Liturgischen Konferenz Niedersachsens, Gütersloh 1926, S. 16.

35 Vgl. *Jochen Cornelius-Bundschuh*: Liturgik zwischen Tradition und Erneuerung: Probleme protestantischer Liturgiewissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dargestellt am Werk von Paul Graff (Veröffentlichung der Evangelischen Gesellschaft zur Liturgieforschung, H. 23), Göttingen 1991, S. 38f.

Das zweite Standbein der Tagung waren die Gottesdienste: tägliche Morgenandachten in der Kirche, dazu liturgische Abendangebote und drei reich ausgestaltete Festgottesdienste. Pautke bilanziert: „daß man sich klar und bestimmt gegen hochkirchliche Bestrebungen abgrenzte, und keinen Zweifel darüber ließ, dass man hochkirchliche Ziele nicht habe. Die Konferenz hat mit dieser Tagung gezeigt, dass sie gründlich, tüchtig und besonnen arbeiten will, sie hat sich auch in noch abseits stehenden Gebieten Freunde gewonnen. Die freundlichen Begrüßungen, die ihr durch die niederdeutschen Kirchenregierungen geworden sind, hat sie sich nach besten Kräften wert gezeigt. Wir dürfen ihr von Herzen, wie der alte Goethe gern sagte, „das Beste wünschen.“<sup>36</sup>

Die erste Jahrestagung hatte eine Form etabliert, unter der die Konferenz in der Folgezeit erfolgreich arbeiten konnte: wissenschaftliche Vorträge zur anschließenden Publikation in der eigenen Reihe, Angebote für die Gemeinden an den Tagungsorten und gottesdienstliches Leben boten ein Angebot, das zu einer über den ursprünglich beabsichtigten Rahmen beständigen Akzeleration führte.

Zur zweiten Tagung wurde vom 1.-4. Oktober 1927 nach Schwerin eingeladen, mit den Hauptvorträgen „Gehalt und Form der lutherischen Abendmahlsfeier“ von Ernst Sommerlath aus Leipzig und „Neubegründung der Kirchlichkeit“ von Otto Dibelius, ein Jahr nach dem Erscheinen seines Bestsellers „Das Jahrhundert der Kirche“.

Die dritte Haupttagung fand in Hildesheim vom 21.-23. Mai 1929 statt. Die Hauptvorträge hielten Philipp Meyer aus Göttingen zu „Katechismus und Liturgie in ihren geschichtlichen und grundsätzlichen Beziehungen zu einander“, der vom Katholizismus konvertierte spätere Professor für praktische Theologie Leonhard Fendt aus Berlin über „Die Bedeutung der Liturgie für die Persönlichkeit und Arbeit des Predigers“,<sup>37</sup> Phillip Bachmann aus Erlangen zu „Die Werte der Liturgie und der religiöse Unterricht“ und schließlich der Alpirsbacher und Widerstandskämpfer Richard Gözl aus Tübingen über „Die Bedeutung der musica sacra für das kirchliche Gemeindeleben“.<sup>38</sup>

1930 zog Hoyer eine Zwischenbilanz: „Die Konferenz ist durch die Beobachtungen der ersten fünf Jahre nur darin bestärkt worden, den eingeschlagenen Weg weiter zu gehen. Die kommenden Jahre werden vorwiegend der darstellenden Liturgik und der Erziehung zum liturgischen Handeln zugewandt sein.“<sup>39</sup>

In Flensburg kam die Konferenz 1931 zur vierten Tagung unter dem Leitthema „Jugend und Gottesdienst“ zusammen.<sup>40</sup> Theodor Knolle sprach im ersten Hauptvortrag über „Bindung und Freiheit in der liturgischen Gestaltung“.<sup>41</sup> Knolle lotete die mannigfachen theologischen, kommunikativen und kirchlich-konfessionellen Relationen

36 MGkK, Jg. 31, Göttingen 1926, S. 258.

37 *Leonhard Fendt*: Die Bedeutung der Liturgie für die Persönlichkeit und Arbeit des Predigers. Vortrag auf der dritten Haupttagung der Liturgischen Konferenz Niedersachsens zu Hildesheim 1929, Göttingen 1930 [Fünftehtes Heft der Liturgischen Konferenz Niedersachsens].

38 *Richard Gözl*: Die Bedeutung der musica sacra für das kirchliche Gemeindeleben [Sonderdruck aus „Musik und Kirche“, erster Jahrgang 1929, Heft 6 (November/Dezember)], Kassel 1929 [Dreizehtes Heft der Liturgischen Konferenz Niedersachsens].

39 *Erich Hoyer*: Aus der Arbeit der LKN, in: MGkK 35, Göttingen 1930, 271f.

40 Vgl. *Johannes Pautke*: Vierte Haupttagung der Liturgischen Konferenz Niedersachsens in Flensburg, in: MGkK, 36. Jg., Göttingen 1931, S. 239.

41 *Theodor Knolle*: Bindung und Freiheit in der liturgischen Gestaltung. Vortrag auf der vierten Haupttagung der Liturgischen Konferenz Niedersachsens zu Flensburg 1931, Göttingen 1932 [18. Heft der

gottesdienstlichen Geschehens und ihres normierenden Charakters aus. Einen ganz anderen Schwerpunkt setzte Oskar Zuckschwerdt<sup>42</sup> mit „Die kirchliche Erziehung unserer Jugend in Haus, Schule und Gemeinde.“ Den drei „Erziehungsmächten“ kommen je spezifische Aufgaben zu. Wenn sie die Eigenart des Kindes wahrnehmen und ihren je eigenen Teil beitragen, kann eine christliche Sozialisation erfolgreich sein.<sup>43</sup> Schließlich band Hoyer im dritten Vortrag seine beiden Herzensthemen zusammen: „Kindergottesdienst und Gemeindegottesdienst in ihren gemeindlichen und liturgischen Beziehungen zueinander“.<sup>44</sup>

Die fünfte Tagung in Gütersloh vom 17.-19. Mai 1933 stellt eine Zäsur im Konferenzleben dar: es ist die letzte frei gastierende. Inhaltlich kommt sie mit dem Motto „Liturgie als Mitte kirchlichen Handelns“ zu ihrer Eigentlichkeit und erfüllt den selbstgestellten Anspruch, gegen den sich die vormaligen Mottos wie Präliminarien ausnehmen.<sup>45</sup> Entsprechend wird den Teilnehmern – einem universitären Hauptseminar gleich – aufgegeben, „vorher die [...] Hefte der Liturgischen Konferenz Niedersachsens durch[z]u arbeiten“.<sup>46</sup> Lothar Przybylski<sup>47</sup> eröffnete mit dem Vortrag „Die Ordnungen des Amtes in der lutherischen Kirche.“ Das Amt übt eine Doppelfunktion aus: Predigt und ‚Kultusleistung‘: „Das bedeutet nicht eine zweiwipfelige Gestalt des Gottesdienstes (Predigt und Kultus) sondern das heißt: wo das Amt, das die Versöhnung predigt, ernst genommen wird, gibt es das Gebet und das Lied.“<sup>48</sup> Wilhelm Stählin referierte über „Die Liturgie in der Einheit des kirchlichen Handelns“<sup>49</sup> und Wilhelm Zöllner<sup>50</sup> „Liturgische Gründung der Seelsorge“. Zur „Liturgischen Gründung des christlichen Unterrichts“ sprach Georg Merz.<sup>51</sup> Den Abschlussvortrag hält Christhard Mahrenholz: „Welche Aufgaben ergeben sich für die liturgisch-musikalische Schulung der Jugend.“<sup>52</sup>

---

Liturgischen Konferenz Niedersachsens zugleich auch 12. Beiheft zur Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst „Das Heilige und die Form“].

42 Oskar Emil Theodor Friedrich Felix Zuckschwerdt (\* 19. Juni 1883 in Gandersheim; † 21. Oktober 1965 in Göttingen), evangelischer Theologe, ab 1946 Propst des Sprengels Magdeburg. Vgl.: Pfarrerbuch der Kirchenprovinz Sachsen. Band 9, Leipzig 2009, S. 548.

43 Pautke, ebd.

44 *Erich Hoyer*: Kindergottesdienst und Gemeindegottesdienst in ihren liturgischen und gemeindlichen Beziehungen zueinander. Zugleich ein Beitrag zu den Fragen der Beziehungen zwischen Gottesdienst und christlichem Unterricht, gemeindlicher Seelsorge und liturgischer Methodik, Göttingen 1931 [16. Heft der Liturgischen Konferenz Niedersachsens, zugleich auch 10. Beiheft zur Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst „Das Heilige und die Form“]

45 Vgl. *Heinz Kloppenburg*: Liturgie als Mitte kirchlichen Handelns. Die 5. Haupttagung der Liturgischen Konferenz Niedersachsens in Gütersloh vom 17.-19. Mai 1933, in: MGkK 38, Göttingen 1933, 339ff.

46 Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/3. Einladung zur 5. Haupttagung der liturgischen [sic] Konferenz Niedersachsens in der Kantatwoche vom 17.-19. Mai 1933 in Gütersloh, S. 6.

47 Pastor Lic. Lothar Przybylski (1891-1972) gehörte der BK an. Er war in den zwanziger Jahren als Theologe und Sozialethiker im Verband der Evangelischen Gesellenvereine tätig und führte 1936 das „Sozialtheologische Seminar“ im Bodelschwinghhaus in Dortmund.

48 Kloppenburg, S. 339.

49 Einladung, S. 2.

50 Vgl. *Thomas Martin Schneider*: Zoellner, Wilhelm (Christian Heinrich Wilhelm), in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL), Bd 14, Herzberg 1998.

51 Vgl. *Manacnuc Mathias Lichtenfeld*: Georg Merz. Pastoraltheologe zwischen den Zeiten, (Die lutherische Kirche, Geschichte und Gestalten; Bd. 18) Gütersloh 1997.

52 Einladung, S. 2.

## Hoyers Schrift zur liturgischen Not von 1933 als Wegbereiterin eines liturgischen Seminars

Nach der Tagung 1933 in Gütersloh wurde der Versammlungsturnus der Konferenz für mehrere Jahre unterbrochen. In dieser Zeit erschien als 20. Heft der Liturgischen Konferenz Niedersachsens „Die liturgische Not der Gegenwart und ihre Überwindung“ von Erich Hoyer<sup>53</sup>. Für ihn war 1933 aus Anlass des 450. Geburtstags Luthers die Zeit gekommen, den bisherigen Verlauf der Konferenz, ihrer Versammlungen und Arbeit bilanzierend zusammenzufassen und an den zu Beginn gesteckten Zielen zu messen.

Hoyer äußert zu Beginn eine Art Zeitansage zum Zustand der Liturgie:

1. Liturgik als Lehr- und Prüfungsfach ist verkümmert: Die Curricula reichen nicht zur Erlangung notwendiger Kompetenzen, zudem widerspricht eine isolierte Betrachtung, die Homiletik, Seelsorge und Katechetik außer Acht lässt, neueren theologischen Einsichten.
2. Die Agendennot – durch die einzelne Landeskirchen ganz ohne eigene Ordnungen dastehen – verursacht einen Wildwuchs von kursierendem agendarischem Material, Privatagenden und Erprobungsentwürfen. Die, wie unter 1. beschrieben, unzureichend zugeworbenen Pfarrer, sind kaum in der Lage nach angemessenen Ordnungen Gottesdienst zu feiern. Schlimmer noch trifft es die Laien, die als „Hauspriester“ wirken: „So bietet denn auch vielfach die gottesdienstliche Praxis neben gewollter Formlosigkeit und disziplinloser Willkür das Bild liturgischer Hilflosigkeit bei Pfarrern und Kirchenmusikern, liturgischer Unsicherheit und Heimatlosigkeit in den Gemeinden.“<sup>54</sup>
3. Die LKN sieht im Agendenentwurf der APU eine erhebliche Gefahr der eigenen Bemühungen. Die Agende von 1895 war vergriffen und wurde als obsolet empfunden. Der APU beschloss 1922 eine Erneuerung, deren Entwurf 1931 zur Erprobung vorgelegt wurde.<sup>55</sup> Hoyers Befürchtung einer offiziellen Approbation und die damit einhergehende Strahlkraft auf andere, auch lutherische Kirchenagenden, bewahrt sich durch die Zeitläufte nicht. Er kritisiert „daß dieser Entwurf trotz entgegengesetzten Anscheins unbekümmert um die rechtlich fixierte Bekenntnislage die dogmatischen Grundlagen der Liturgie rechtlichen opportunistischen Entscheidungen opfert.“<sup>56</sup> Die von den bekenntnisgemäßen Formen abweichende Beliebigkeit sieht er so weit getrieben, „daß der Entwurf Kenner und kirchlich gegründete Gemeindeglieder zu einer Art liturgischen Handelns veranlaßt, die gegen bessere Einsicht und Überzeugung verstoßen muss.“<sup>57</sup> Hoyer spricht sich für eine knappe, wiedererkennbare Grundstruktur aus die durch das Kirchenjahr akzentuiert wird. Liturgischer Geschwätzigkeit erteilt er eine Absage.

53 Erich Hoyer: Die liturgische Not der Gegenwart und ihre Überwindung, Göttingen 1934 (20. Heft der Liturgischen Konferenz Niedersachsens, zugleich Beiheft 14 der MGKK (Das Heilige und die Form)).

54 Ebd. S. 6.

55 Vgl. Thomas Rheindorf: Liturgie und Kirchenpolitik (Arbeiten zur Praktischen Theologie, Bd. 34), Leipzig<sup>2</sup> 2007, S. 27 ff.

56 Hoyer, Not, S. 6.

57 Ebd.

4. Die besondere Verantwortung für eine liturgische Erneuerung erwächst aus dem „genuine[n] Bedürfnis nach volks- und artgemäßer Lebenshaltung.“<sup>58</sup> Mit anderen Worten sieht die LKN die Kirche in der Verantwortung, nicht völkischen oder nationalsozialistischen Ritualen und Lebensdeutungen das Feld zu überlassen, sondern vernehmlich und plausibel „Zeugnis und Bekenntnis abzulegen von dem, was die Gemeinschaft und den Einzelnen beseelt.“<sup>59</sup>
5. Hieraus leitet sich die musikalische Verantwortung der Kirche ab: „Das nationale Deutschland hat seine Stellung zum nationalen Liede wiedergefunden.“ Im Zuge dieser Besinnung soll die Kirche sowohl geeignetes Liedgut – hier kommt für Hoyer nur das lutherische Bekenntnislied in Betracht – an die Hand geben, wie auch Singanlässe schaffen: „Auf diesem der Kirche ureigenen Gebiet aber sollte die Kirche bei der Führung nicht fehlen.“<sup>60</sup>
6. Die Desiderate sieht die LKN durch die zügige Herausgabe eines „Kirchenbuchs für die Hand der Gemeinde“ bzw. eines „Lebensbuchs der deutschen evangelischen Kirche“ am ehesten als erfüllbar an.
7. Damit einhergehen muss zwingend die praktische Einübung: „Der Weg einer bloß historischen, theoretischen und technischen Belehrung führt nicht an das Wesen der Sache selbst. Die Liturgie als Zeugnis des kirchlichen Gemeinschaftslebens kann nur vom Boden kirchlicher Gemeinschaft aus ergriffen werden. Hier fehlt für eine liturgische Ausbildung die *vita communis* unter Kandidaten, Kirchenmusikern und anderen Teilnehmern zusammen mit denen, die sie ausbilden.“ Daher fordert die Konferenz: „Eine Liturgische Schule gemeinsamen Lebens sollte in einem kirchlich gerichteten Bezirke liegen, wo sich die Gemeinde und die Einzelnen selber von liturgischen Traditionen getragen wissen.“<sup>61</sup>

Der Konferenz war es von Anbeginn um eine auf Reformen abzielende Wahrnehmbarkeit in der evangelischen Öffentlichkeit gegangen. Daher wurde diese Schrift am Luther-Gedenktag des Jahres an alle Kirchenregierungen der evangelisch-lutherischen Landeskirchen auf dem Gebiet Niedersachsens überreicht. Ziel war es, bei den Kirchen um ein stärkeres Engagement für die Konferenz und ihre Ziele zu werben: „So bittet denn die Konferenz die hohen Kirchenregierungen im Bereiche Niedersachsens, die Konferenzarbeit in einer ihnen geeignet erscheinenden Form in die Gesamtarbeit der Kirche einzugliedern.“<sup>62</sup> Mit offenkundigem Erfolg: In der dritten Adventswoche des Jahres lud der hannöversche Landesbischof Marahrens Vertreter der Kirchenregierungen von Braunschweig, Eutin, Hamburg, Hannover, Oldenburg, den beiden mecklenburgischen Kirchen und Schleswig-Holstein gemeinsam mit dem Vorstand der LKN nach Lüneburg zu Beratungen ein. Einmütig wurde der Einrichtung eines neu zu errichtenden Seminars zugestimmt. Die Kirchenleitungen machten sich Sicht und Forderungen der LKN weitgehend zu eigen und stellten in Aussicht, das Seminar regelmäßig

---

58 Ebd. S. 7.

59 Ebd.

60 Ebd. S. 10.

61 Zitate vgl. ebd. S. 12.

62 Ebd. S. 18.

mit Kandidaten, Pfarrern und Kirchenmusikern zu beschicken. Außerdem sollte es, ganz im Sinne der Konferenz, ein Ort für thematische Laienfreizeiten werden.

## Das liturgische Seminar in Isenhagen

1934 nennt Erich Hoyer in einem Bericht über die Verhandlungen mit den Kirchenleitungen in MGkK unter der Überschrift „Gründung einer liturgischen Schule in Niedersachsen“ erstmals die künftige Stätte der Konferenzarbeit:

„Als Ort ist eine alte Kulturstätte im Herzen Deutschlands, in der Lüneburger Heide, gewählt worden: das landschaftlich in höchster Anmut liegende Kloster Isenhagen im Regierungsbezirk Lüneburg.“<sup>63</sup>

Was so leicht und heiter klingt, war de facto ein steiniger Weg, wie Hoyer 1936 den Mitgliedern berichtete: „Wenn das Seminar jetzt steht, so ist es großen inneren und äußeren Schwierigkeiten zum Trotz entstanden. Denn: Hier wurden finanzielle Versprechungen nicht gehalten, dort störte der Kirchenkampf den Fortgang.“<sup>64</sup> Die Kosten wurden mit gut 25.000 RM angegeben, für rund ein Drittel der Summe stand das hannöversche Landeskirchenamt gerade. Am 26. Mai 1934 fand die Eröffnungsfeier statt. Angeboten wurden im Tagungsbetrieb vierwöchige Kandidatenkurse, kürzere Fortbildungen für Pfarrer, Organisten und Gemeindeglieder. Zudem waren Volksmis-



Kloster Isenhagen und Liturgisches Seminar 1935. Quelle und Rechte mit Erlaubnis Kloster Isenhagen.

63 Erich Hoyer: Gründung einer Liturgischen Schule in Niedersachsen, in: MGkK, Jg. 39, Göttingen 1934, S. 74.

64 Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/4. Liturgische Konferenz Niedersachsens: Jahresbericht 1936, S. 2.

sionare und Religionspädagogen zu Gast. Das Haus war für eine Kapazität von bis zu 35 Personen pro Tagung ausgelegt. Insgesamt zeugen 6000 Verpflegungstage von der guten Auslastung in der Anfangsphase.<sup>65</sup>

Die Geschäftsstelle der Konferenz wurde zugleich nach Isenhagen verlegt und Erich Hoyer neben der Geschäftsführung auch mit der Leitung des Hauses betraut.<sup>66</sup> Am 9. September 1934 wurde er als Pastor der hannöverschen Kirche von Isenhagen und Hankelsbüthen eingeführt.

1937 trat die Konferenz nach längerer Pause, verursacht durch die „unerquickliche kirchliche Lage“<sup>67</sup> erstmals wieder zusammen, zu ihrer „Isenhagener Tagung“ in der Woche nach Pfingsten vom 18.-21. Mai. Der Einladung folgten über 130 Personen. Das Veranstaltungsmuster war das übliche und erprobte. Die Bedingungen in Isenhagen waren jedoch kommunikativer als bei den vorausgegangenen Stadttagungen. Man traf sich „mehrmals täglich in Mette, Vespern und anderen Gottesdiensten“ um praktisch zu leben, wovon man sprach. Pfarrer Lic. Richard Löwe aus Essen erkannte in seinem Bericht für die MGkK, „dass trotz der Mannigfaltigkeit des Dargebotenen [...] von einer großen Linie der Tagung gesprochen werden kann. Sie war ein Ringen um den tiefsten Sinn liturgischen Handelns. War der Ausgangspunkt der Konferenz [vor zwölf Jahren] sachlich eng, so sehen wir nun ihr Anliegen in der Fülle seiner Beziehungen zu allem kirchlichen Leben. Bedeutet nicht Liturgie den ganzen Gottesdienst unseres Lebens, Glauben und Glaubensgehorsam schlechthin?“<sup>68</sup>

Damit ist beschrieben, wie das erste Jahrzehnt als eines der Propädeutik jetzt das seinerzeit schon ins Auge gefasste Kirchenbuch für die Gemeinde zur Reife drängte. Ein als Marginalie aufgefasster Vorgang aus dem Bereich Geschäftliches zeigt sich im Nachhinein als eine entscheidende Weichenstellung für die Geschicke der LKN: Christhard Mahrenholz<sup>69</sup> wurde, nachdem Horn sich nach seiner Entmachtung in Hamburg zurückgezogen hatte, zum ersten Vorsitzenden gewählt. Zuvor war er schon Vorsitzender des Kuratoriums des liturgischen Seminars.<sup>70</sup>

Die Grundorientierung der beiden Protagonisten konnte unterschiedlicher nicht sein. Auf der einen Seite der in der Wolle gefärbte Pfarrer Hoyer, der Kirche und liturgische Erneuerung von unten betrieb – Anhänger einer volksliturgischen „Graswurzeln-

65 Ebd.

66 Liturgisches Seminar für Niedersachsen, in: MGkK, Jg. 39, Göttingen 1934, S. 238.

67 Jahresbericht 1936, S. 6.

68 *Richard Löwe*: Liturgik in der Mannigfaltigkeit ihrer Beziehungen. Ein Bericht über die Isenhagener Tagung vom 18.-21. Mai 1937, in: MGkK, Jg. 42, 1937, S. 195.

69 Christhard Mahrenholz wurde am 11. August 1900 in Adelebsen geboren. 1925 wurde er in Hildesheim zum Pastor ordiniert. Seine Disposition einer Furtwängler-Orgel gilt als Ausgangspunkt der Orgelbewegung, mit der die Orgelmusik des Barock und ihre Intonation eine internationale Renaissance erlebte. 1930 wurde er ins Landeskirchenamt Hannover berufen. Ab 1933 wurde er dort zum Oberlandeskirchenrat befördert. Im gleichen Jahr wurde er Reichsobmann des Verbandes evangelischer Kirchenchöre Deutschlands (VeK) und Leiter der Fachschaft für evangelische Kirchenchöre und Posaunenchöre innerhalb der Reichsmusikkammer. 1953 wurde er geistlicher Dirigent im Landeskirchenamt Hannover, 1965 zum Geistlichen Vizepräsident in der Roten Reihe. 1960 wurde er vom hannöverschen Kirchensenat zum Abt des Klosters Amelungsborn berufen. Mahrenholz starb 1980. Vgl. ausführlicher: Hannelore Braun: Mahrenholz, Konrad Andreas Christian Richard, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL), Bd. 5, Herzberg 1993, Sp. 557–560. Eine biografische Würdigung steht bis heute aus.

70 Löwe, S. 198.

Philosophie“. Auf der anderen Seite der Funktionär Mahrenholz, der die Dinge als Manager Top-down anfasste. Auf der einen Seite mindestens größere Regimeskepsis, auf der anderen Seite ein robuster (kirchen-)politischer Pragmatismus. Stramme Lutheraner waren beide, gewiefte Diplomaten ebenso. Das Seminar wirtschaftete defizitär, war auf laufende Finanzspritzen aus Hannover angewiesen. Der Geschäftsführer saß in der Heide, der Vorsitzende Tür an Tür mit den Kämmerern der Landeskirche. Für Hoyer war der Tagungsbetrieb wichtiges Standbein der Arbeit, wenn nicht berufsbiografischer Lebensraum, Mahrenholz dachte überregional. Der Ton der beiden war stets „sehr ergeben“, doch in der Sache wurde, auch persönlich, mit harten Bandagen gekämpft.

So schrieb Mahrenholz am 26.3.1940 an Hoyer auf eben jene Zuschüsse Bezug nehmend, „dass die über Sie eingezogenen politischen Auskünfte nicht so günstig wären, als dass man Sie als offiziellen Empfänger von öffentlichen Geldern weiter ansprechen könnte. [...] Wenn Sie es für möglich halten, dass wir dauernd ohne öffentliche Zuschüsse auskommen, würde ich gegen die Fortführung der jetzigen Verhältnisse keine Bedenken tragen. Wenn Sie aber glauben, dass das nicht möglich ist, so müssten wir uns allerdings überlegen, wie wir die Frage des Geschäftsführeramtes neu regeln. Ich bitte es mir nicht zu verübeln, [...] schließlich geht es uns ja um die Sache.“<sup>71</sup> Die Reaktion Hoyers ist dann auch nachvollziehbar: „Ich sage Ihnen ganz offen, dass ich den Brief als völlig untragbar empfinde.“<sup>72</sup> Ein Jahr zuvor hatte der Landrat des Kreises Gifhorn mitgeteilt, dass „zur Erfüllung staatspolitisch unaufschiebbarer Aufgaben die an die Liturgische Konferenz vermieteten Gebäude, und zwar bis spätestens zum 1. April 1939, in Anspruch nehmen müßte.“<sup>73</sup> Der Aktenvermerk schließt mit der Empfehlung, die im Zusammenhang mit der neuen Stadt des KdF-Wagens stehende Notwendigkeit anzuerkennen und auf die gesetzliche Kündigungsfrist nicht zu bestehen.<sup>74</sup> „Der Konflikt zwischen Mahrenholz, der sich inzwischen im Briefkopf „Der Liquidator des Liturgischen Seminars in Isenhagen“ nannte, und Hoyer, der ihn konsequent als „den Herrn Liquidator“ titulierte zog sich ohne Ergebnis oder Konsequenz bis Ende 1942.“<sup>75</sup> In der Zwischenzeit führte der Geschäftsführer in eloquenter Manier die Bildung der liturgischen Arbeitsgemeinschaft von 1941 herbei, die unter Mahrenholz' Führung die Keimzelle der Lutherischen Liturgischen Konferenz (LLK) wurde.<sup>76</sup> Hoyer starb am 30. August 1943 in Isenhagen.<sup>77</sup> Damit endete diese Ära der LKN.

71 Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/43. Schreiben vom 26.3.1940 Mahrenholz an Hoyer.

72 Ebd. Schreiben vom 20.7.1940 Hoyer an Mahrenholz.

73 Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/43. Aktenvermerk Finanzabteilung LKA vom 20.2.1939.

74 Ebd.

75 Vgl. *Joachim Stalman*n: 70 Jahre Liturgische Konferenz Niedersachsens – Geschichte einer Gemeindebewegung im Überblick, in: Für den Gottesdienst Nr. 46/1995, S. 6 und *Joachim Stalman*n: 85 Jahre Liturgische Konferenz Niedersachsens – Geschichte einer Gemeindebewegung im Überblick –, <<[http://www.lkn-online.de/wer\\_wir\\_sind/geschichte](http://www.lkn-online.de/wer_wir_sind/geschichte)>> (Abruf 15. Februar 2016).

76 Hierzu ausführlich: Rheindorf, Liturgie.

77 Ebd. S. 129.

## Die LKN und der Nationalsozialismus

Die Frage der Nähe zum Nationalsozialismus, bzw. dessen Ideologie oder die Affinität zu theologischen Denkmustern der DC soll kurz gesondert erörtert werden: Formal ist zunächst festzustellen, dass die erhaltenen Archivalien nicht den Eindruck erwecken, gesäubert worden zu sein: weder Schwärzungen noch Lücken, die auf ein mutwilliges und gezieltes Entfernen von Inhalten oder ganzer Akten hindeuten. Zugleich sprechen die Dokumente von einem systematischen Desinteresse an den politischen Vorgängen, sowohl inhaltlich wie organisatorisch. Dies entspricht einer generellen Beobachtung, dass die liturgisch und liturgiewissenschaftlich tätigen Protagonisten dieser Tage ihren Gegenstand vom aktuellen Zeitgeschehen abgehobenen betrieben.<sup>78</sup> Ein archivalisches Fundstück mag als Beispiel gelten, dass die LKN einer Unterwanderung durch aktive Nationalsozialisten oder DC unverdächtig ist. Die Biografien der Hauptakteure belegen darüber hinaus in überwiegender Zahl eine NS-kritische Haltung.

Am 23. August 1933 schreibt der Geschäftsführer Hoyer „Seiner Hochwürden Herrn Superintendent Grell“ einen offiziösen dreiseitigen Brief mit mindestens sieben Anlagen.<sup>79</sup> Der Adressat ist ihm persönlich offenbar unbekannt. Johannes Grell war Superintendent in Woldenberg in der Neumark, im heutigen Polen, etwa 100 km südöstlich von Stettin. Grell ist dem deutsch-nationalen Lager zuzurechnen. Er unterstützte Anfang der 30er Jahre die Bestrebungen der „Christlich-deutschen Bewegung“, einer v.a. im Osten erfolgreichen Abart der Inneren Mission, mit dem „Stahlhelm“, dem Wehrverband der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) zu paktieren. 1932 wurde unter Grells Moderation das Programm eines „Kampfbundes für Kirche und Volk“ aus diversen am rechten kirchlichen Rand fischenden Organisationen beschlossen. Anfang 1933 trat Grell den Deutschen Christen bei. Er wollte „die Zeichen der Zeit nicht verkennen und die einzigartige, jetzt für die evangelische Kirche gebotene Gelegenheit, eine Macht im Volksleben zu werden“ nicht verstreichen lassen. Die Deutschen Christen beriefen ihn daraufhin zum Reichsreferenten „Agende-Gesangbuch“.

Hoyer wendet sich also in Grell an den von Amts wegen Zuständigen, mit dem Ansinnen „eine Verbindung anzuknüpfen.“ Er hat aus Veröffentlichungen Grells erfahren, „welcher Wert jetzt im weitesten und vor allem in den massgebenden Kreisen einem Kirchenbuch für die Hand der Gemeinde beigemessen wird. Die Liturgische Konferenz Niedersachsens [...] hat die Vorarbeiten zu einem Deutschen Kirchenbuch jetzt abgeschlossen.“ Er schlägt nun ein gemeinsames Weiterarbeiten vor: „Nach all dem, was mir aus den Zielen und Grundsätzen der Deutschen Christen bekannt ist, wird eine gemeinsame Erarbeitung des Kirchenbuchs wohl möglich sein.“<sup>80</sup>

Im Folgenden wird auf die Richtlinien der Konferenz hingewiesen und deren reichsweite Kontakte und Vernetzung dargetan, anschließend das eigene, hoyersche Engagement für die Liturgie des Kindergottesdienstes herausstellt. Dann fügt sich ein raffiniertes Namedropping der liturgischen Granden im Kreise der Konferenz an mit

78 Vgl. *Thomas Rheindorf*: Ordo in Torpore, in Deeg, Lehnert: „Wir glauben das Neue“, Leipzig 2014, S. 173-199.

79 Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/124. Schreiben vom 23.8.1933 Hoyer an Grell.

80 Ebd.

diesem Resümee: „Wir sind uns einig in der Ablehnung wilder konstruktiver Vorschläge säkularer oder kulturpolitischer Art.“

Abschließend bietet Hoyer ein Treffen in Neustrelitz, wo er ohnehin zu einer Singwoche weilt, oder in Berlin an. Bis nach Woldenberg in der Neumark gedenkt der Geschäftsführer in dieser Angelegenheit nicht zu fahren.<sup>81</sup>

Ob Hoyer nun durch die mögliche Erschließung eines größeren Absatzmarktes für das Kirchenbuch oder durch Dritte sich zu der Kontaktaufnahme motiviert sah, lässt sich nicht sagen. Der zitierte Brief bleibt ein eratisch-isoliertes Dokument. Offensichtlich ist jedoch der Duktus: Die Deutschen Christen sollen für das Kirchenbuch in Gestalt der LKN gewonnen werden. Eigene Mitgestaltung wird ihnen nur pro forma zugestanden. Entweder soll Grell so mit diplomatischem Geschick durch die Blume auf Distanz gehalten werden, oder aber Hoyer meint es halbwegs ernst und macht die Kautelen klar, um die praktische Arbeit dem Zugriff der Deutschen Christen von vornherein zu entziehen. Wie immer, ein echtes Kooperationsangebot sieht anders aus und bis zur Selbstzerlegung der Deutschen Christen durch Reinhold Krause im November 1933 im Berliner Sportpalast dauerte es ja auch keine drei Monate mehr. Und so schnell mahlen die Mühlen der Liturgiker nicht.

## Das Isenhagener Kirchenbuch

Das Isenhagener Kirchenbuch ist die Frucht dieser Jahre der LKN. Wie eingangs erwähnt, sollte die Arbeit der Konferenz darauf zulaufen. Mit dem Erscheinen darf das Großziel der Arbeit als erreicht angesehen werden. Bedenkt man den Erscheinungszeitpunkt, dann wirkt die Herausgabe wie ein Punkt – oder zumindest, in Kenntnis der weiteren Geschichte der Konferenz, doch wie ein Semikolon. Dem Kirchenbuch voraus liefen ab 1934 die Isenhagener Kirchenzettel. Ein Kirchenzettel war im wörtlichen Sinne tatsächlich ein Zettel. Mit den Kirchenzetteln verfolgte die LKN das Ziel einer liturgischen Bewusstseinsbildung für das Jahr der Kirche. Zum anderen waren die Kirchenzettel gedacht als „Universalmittel“ für Gottesdienstvorbereitung, -gestaltung und -durchführung, Hausandacht, Sing- und Bibelstunden, Rüstzeiten und Konfirmandenunterricht. Die Zettel haben einen parallelen Aufbau: Wochenspruch, Sonntagsevangelium und Episteln, Predigt- und Wochenlied, Sonntags- und Wochengebet, Wochenlesungen: „Dabei machen sie den Versuch, die ganze Woche mit dem gottesdienstlichen Geschehen in Zusammenhang zu bringen.“<sup>82</sup> Zu beziehen sind die Zettel monatsweise mit Staffelpreisen: mindestens 50 á 1,5 Pf. bis zu 25.000 á 0,8 Pf. geliefert mindestens 14 Tage im Voraus.<sup>83</sup>

Mit Erscheinen des Kirchenbuches wurden die Kirchenzettel eingestellt. Nicht zur Freude aller Bezieher, wie der Brief von Superintendent von Kirchbach aus dem erzgebirgischen Freiberg vom November 1938 belegt: „Zu meiner großen Bestürzung höre

81 Ebd.

82 Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/144. Subskriptionsaufruf für die Kirchenzettel (undatiert, vermutlich 1934), S. 2.

83 Ebd.

ich, dass Isenhagener Kirchenzettel [...] eingestellt werden sollen. Das wäre für viele Gemeinden ein sehr schmerzlicher Schlag, denn es hat sich ja weithin eingebürgert, dass die Zettel beim Gottesdienstbeginn verteilt werden und mit zum Gottesdienst gedient haben. Diesen Dienst kann das Kirchenbuch ja in keiner Weise übernehmen, wie es ja überhaupt für viel Menschen zu kostspielig sein wird.“<sup>84</sup>

Das Isenhagener Kirchenbuch erschien 1940 beim Stauda-Verlag Kassel einmal einbändig und in drei Teilbänden: Advent bis Karsamstag, Ostern bis 18. n. Tr. und 19. n. Tr. bis Ende des Kirchenjahres.

Erich Hoyer stellte das Werk seines Geistes und Wollens in einer Rezension für das Deutsche Pfarrerblatt vor:

### *„Die Vorarbeiten*

Das Werk ist das Ergebnis jahrelanger gründlicher Vorarbeiten der dafür in Frage kommenden liturgischen und volksmissionarischen Arbeitskreise. Die Vorarbeiten erstrecken sich auf die Zusammenstellung einer Wochenlese im Anschluss an das Kirchenjahr, auch die Auswahl geeigneter Wochenlieder, Wochengebete und Wochensprüche. Der Wochenlese lag ein erprobter Vorschlag des Berneuchener Kreises zu Grunde. Auf Anregung des Reichsverbandes der weiblichen Jugend und unter Mitwirkung der Niedersächsischen Liturgischen Konferenz sind diese Vorschläge in gemeinsamer Weiterarbeit gründlich überprüft und zum Teil ergänzt. Ein Ähnliches gilt für die Auswahl der Wochensprüche. An der Zusammenstellung der Wochenlieder ist auch der Reichsverband der Evangelischen Kirchenchöre Deutschlands beteiligt gewesen. Die Kollekten sind in der Bayerischen Liturgischen Konferenz aus bewährtem kirchlichen Gut zusammengestellt. So haben wir in dem Werk nicht wiederum einen neuen Vorschlag neben anderen, sondern das zusammengefasste Ergebnis der Vorarbeiten berufener Kreise, wie inzwischen von fast allen grossen kirchlichen Verbänden und christlichen Kalendern übernommen und praktisch ausgewertet sind. Das Buch sammelt also die Geister und hilft zu einer gottesdienstlichen Gemeinschaft auch über Grenzen der Teilkirchen hin. Lutherisches Brauchtum und lutherisches Bekenntnis geben dem Buche den entscheidenden Charakter. Ihren ersten Niederschlag fanden diese Vorarbeiten in den Isenhagener Kirchenzetteln, die in drei Jahrgängen hin und her durch Deutschland Aufnahme gefunden hatten.

### *Inhalt und Aufbau des Buches*

Inhaltlich stellt das Buch den wertvollen Reichtum der Verkündigung heraus, wie sie sich durch das Kirchenjahr hindurch entfaltet. Nach jeweils kurzen Einführungen in die betreffende Zeit und den Charakter des Sonntages oder Festtages werden die Perikopen (alte Ordnung) nach dem Gang des Kirchenjahres ausgelegt, das Evangelium als Hauptlesung ausführlicher, die Epistel knapper. Es folgt eine volkstümliche Einführung in das Wochenlied. Den Abschluss bildet die Kollekte, die zugleich das Wochengebet ist. Für jeden anschliessenden Wochentag werden die beiden Texte der ausgewählten Bibellese gebracht, deren einer mit einer kurzen

84 Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/150. Schreiben vom 12.11.1938 von Kirchbach an Hoyer.

Anleitung bzw. Auslegung versehen ist. In diesem Sinne ist das Buch die Agende des Laien. Verkündet die lutherische Kirche das Allgemeine Priestertum der Gläubigen, dann muss sie auch – so machen die Verfasser mit Recht geltend – konsequent das Rüstzeug für die Wahrnehmung der damit gegebenen Aufgabe ihren Gemeinden und Hausvätern in die Hand geben.

Daneben hat sich das Buch die Aufgabe gestellt, klärend und reinigend auf die christliche Erkenntnis zu wirken. Die Auslegungen der Texte sind in guten Sinne lehrhaft-erbaulich gehalten. Daneben sind bestimmte Fragen und Aufgaben aus Glauben und Brauchtum der lutherischen Kirche monographisch in sog. Exkursen eingefügt, ohne dass diese Sachbearbeitungen den fortlaufenden Gebrauch des Buches störten. Sie geben immer zusammen eine Art populärer Dogmatik ab, nicht in systematisch-theologischer Anordnung, sondern in Anlehnung an die Gegebenheiten des Kirchenjahres, zumal das Kirchenvolk nicht systematisch arbeitet, sondern sich an die einzelnen Motive des jeweiligen Sonntages oder Festtages hält und von da aus den Dingen des Glaubens und christlichen Lebens nachgeht. Deswegen finden sich die Sachdarstellungen über das ganze Kirchenjahr hin verstreut: die Auferstehung zu Ostern und am Schluss des Kirchenjahres, Bekenntnis und Kirche zu Pfingsten, die Weltmission zu Epiphania, das Gebet zu Rogate, das Kirchenlied zu Kantate, Wunder und Offenbarung in der Epiphaniazeit, Lohn zum Sonntag Septuagesimä usw. Durch ihre liturgische Einordnung wird zugleich der Weg christlicher Erkenntnisbildung aufgewiesen; es ist der Weg durch Wort und Gebet. Das äussere Druckbild ist übersichtlich und schmuckvoll. Eine Schwabacher Type ist verwandt, in verschiedenen Graden, je nachdem es sich um fortlaufende Auslegungen oder um eingefügte Sonderbearbeitungen handelt. Daneben ist Rotdruck für alle diejenigen Stellen vorgesehen, die etwa gemeinsam gesprochen oder gesungen werden, wie Wochenspruch, Wochengebet und Wochenlied. Die Liedtexte selber sind nicht ausgedruckt. Bei den in einzelnen Gesangbüchern fehlenden Wochenliedern ist das vereinbarte Parallellied mit eingesetzt. Die Bibeltexte sind aus praktischen Gründen sämtlich ausgedruckt und zwar im Luthertext, im Unterschied zu den anderen Texten in zwei Spalten, so dass ein Zurechtfinden auch des ungeübten Lesers wesentlich erleichtert wird. Die oberen Ränder der Seiten geben die Woche an, in der man sich befindet.

### *Das Buch im Gemeindeleben*

Das Buch verkörpert als solches den Grundsatz, dass zur lebendigen Gliedschaft der Kirche der tägliche Umgang mit dem Worte Gottes und das tägliche Gebet gehören. Deshalb bietet es sich jedem Gemeindeglied, beginnend beim reiferen Konfirmanden, an. Es ist zugleich das Buch der offen zu haltenden Kirchen — denn die Öffnung der Kirchen ist nicht nur eine Gebäudefrage sondern will im Zusammenhang mit der liturgischen Beratung und der gottesdienstlichen Anleitung der Gemeinden angegriffen werden. Es dient der Bibelstunde, dem Unterricht Erwachsener und den volksmissionarischen Lehrgängen. Unentbehrlich ist es denjenigen Gemeinden, die keinen eigenen Pfarrer haben und ihren Gottesdienst doch gemeindlich ausgestalten und Gemeinschaft mit der Gesamtkirche halten möchten. Im Übrigen ist es auf die Sicht hin angelegt, die gemeinsamen Ansatzpunkte für

eine sich organisch anbahnende Einheitlichkeit in den Gottesdiensten herauszustellen und die Verbundenheit der verwandten Teilkirchen untereinander und der Diasporagemeinden mit der Heimatkirche zu fördern. Der Mitarbeiterkreis setzt sich aus Gliedern und Freunden der Liturgischen Konferenz Niedersachsens zusammen, ist aber weit über den Raum Niedersachsens hinausgewachsen, sodass Angehörige fast aller lutherischer Kirchengebiete und auch lutherischer Kreise anderer Kirchengebiete mitgewirkt haben.<sup>85</sup>

Das Kirchenbuch war bald ausverkauft. Die Herausgabe einer zweiten, überarbeiteten und das Feedback berücksichtigenden Auflage war in Planung. Dazu ist in Ermangelung von Arbeitskraft und finanziellen Ressourcen nicht gekommen. Welche Chancen aus einer kontinuierlichen Weiterentwicklung aus der Mitte einer prosperierenden LKN hätten für das Werk hätten erwachsen können, gehört in den Bereich der Spekulation. Tatsächlich ist mit der Schließung des Seminars und der Herausgabe des Kirchenbuchs die erste Phase der LKN abgeschlossen.

---

85 Landeskirchliches Archiv Hannover, D 3/162. Schreiben vom 23.6.1939 Hoyer an Redaktion des Deutschen Pfarrerblattes.

# Das Kirchenbuch für die Gemeinde, Kassel 1940

## Beobachtungen aus der Perspektive des 90. Jubiläums der LKN

CHRISTOPH HERBOLD

*„Wenn die Evangelische Kirche den Gedanken des Allgemeinen Priestertums der Gläubigen konsequent durchführt und unter Gründung darauf das Gemeindeleben auszubauen und zu pflegen sucht, dann schuldet sie auch ihren Gemeindegliedern eine Handagende, das ist ein Bibellese- und Gebetbuch, ein Buch, das die Hausandacht in innerer Verbundenheit mit dem vorangehenden Sonntag bringt, und das für die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst die wünschenswerte Zurüstung bietet, dass Lesung, Lied und Gebet dem Gottesdienstbesucher vorab vertraut werden, und dass ihm dadurch eine wirkliche Hingabe an das, was der Geistliche spricht und verkündet, möglich wird.“<sup>1</sup>*

Mit diesem Kommentar soll das *Kirchenbuch für die Gemeinde*<sup>2</sup> als das einigende Band aller Aktivitäten der LKN in der Frühzeit und als ein ungehobener Schatz evangelischer Liturgik im 20. Jahrhundert profiliert werden. Dazu wird es aus der Perspektive des heutigen Geschäftsführers der LKN in Beziehung gesetzt zur „Arbeitshilfe zum Evangelischen Gottesdienstbuch. Gestaltungshilfen für jeden Sonn- und Festtag des Kirchenjahres“, welche die LKN seit 1987 herausgibt.<sup>3</sup>

### Gemeinsamkeiten

Beide setzen ehrenamtliches Engagement voraus. Rund 100 Mitarbeitende haben in einem deutschlandweiten Netzwerk aus Theologen und Kirchenmusikern unter der Redaktion von Erich Hoyer seit 1930 – ernsthaft seit 1934 – zu unterschiedlichen Zeiten an der mehrstufigen Entstehung mitgewirkt.<sup>4</sup> Leitend ist beiden die Überzeugung, dass die ausschließliche Vorbereitung der Predigt in eine Sackgasse führt. Beide folgen dem Kirchenjahr – das Kirchenbuch mit dem Anspruch auf Vollständigkeit, während die Arbeitshilfe sich auf die tatsächlich gefeierten Gottesdienste beschränkt und beispielsweise kirchliche Gedenktage auslässt. Eine verbindliche Ordnung gibt den Mitarbeitenden den Rahmen ihres Beitrags vor. In ihm heben sie den roten Faden der Lieder, Lesungen und Gebete hervor. Die seit dem Kirchenjahr 1934/35 herausgebe-

1 Agende für die Gemeinde? Typoskript, undatiert (gezeichnet mit „--r.“) [vermutlich: Hoyer 1937], Landeskirchliches Archiv Hannover, D3/141. Die Dokumente aus der Frühzeit der LKN sind in einem kleinen Archiv über die Geschäftsstelle der LKN online verfügbar: [www.lkn-online.de](http://www.lkn-online.de).

2 Das Kirchenbuch für die Gemeinde, Kassel 1940.

3 [www.arbeitshilfe-gottesdienstbuch.de](http://www.arbeitshilfe-gottesdienstbuch.de). Zunächst als „Arbeitshilfe zur Erneuernten Agende“.

4 Vgl. den grundlegenden Beitrag von Thomas Rheindorf in diesem Heft.

nen „Kirchenzettel für die Hand der Gemeinde“<sup>5</sup>, die den Mitarbeitenden als Vorbild übersandt wurden, haben diese Ordnung maßgeblich geprägt. Diese wollten – so die Verlagsanzeige – „einfachen Benutzern helfen, sich zurecht zu finden“ und zugleich auf „Besonderheiten der liturgischen Ordnungen der Landeskirchen Rücksicht“ nehmen und einen „immerwährenden liturgischen Wochenkalender“ entwerfen, „ohne die bestehenden Gottesdienstordnungen“ anzutasten. Als Hilfsmittel für die Vorbereitung des Gottesdienstes werden vom Neuwirk-Verlag die Evangelische Bibellese und „Lieder für das Jahr der Kirche“ in mehrstimmigen Ausgaben empfohlen.<sup>6</sup> Die Redaktion fügt in pragmatischer Absicht die selbständigen Teile zu einem Ganzen zusammen. Liebe zum Gottesdienst in evangelischer Prägung kann als Motivation der Mitarbeitenden der unterschiedlichen Generationen und der unterschiedlichen gottesdienstlichen Prägungen unterstellt werden. Auch in der Annahme, dass die Vorbereitung auf den Gottesdienst gut tut, besteht über die Zeiten hinweg Einigkeit: Die Feier des Gottesdienstes erfordert Kenntnisse, das Erleben der gottesdienstlichen Feier kann durch Vor- und Nachbereitung intensiviert werden. Gemeinsam ist beiden Publikationen die bewusst einfach gehaltene Sprache, die nicht ausgrenzt. Die Mitarbeitenden möchten schließlich den Gottesdienst mit anderen gemeindlichen Aktivitäten in Verbindung bringen und seine Wirksamkeit oder Nachhaltigkeit erhöhen. Wie die Kirchenzettel will das Kirchenbuch folgende Verwendung finden: „Vorbereitung der Gemeinde auf den sonntäglichen Gottesdienst und seine Nacharbeit“; „Hausandacht für alle Tage der Woche“; „Gestaltung kirchlicher Gemeindeabende oder doch für die abschließende Andacht solcher Abende“; „alle kirchliche Einzelarbeit im Zusammenhang des gottesdienstlichen Lebens durchzuführen“; „der Volksmission das Rüstzeug [geben] für das letzte Ziel ihrer Arbeit, für die Erziehung zum selbständigen gottesdienstlichen Handeln gleicherweise im Gotteshause wie in der Familie“<sup>7</sup>.

## Unterschiede

Mit der Zielformulierung: „Das Buch will als Ganzes der Gesamtheit der Gemeindeglieder dienen“<sup>8</sup> und zugleich „in die häusliche Andacht führen“<sup>9</sup> sind zwei wichtige Unterschiede genannt. Die Arbeitshilfe dient der Vorbereitung der den Gottesdienst Leitenden; die häusliche Andacht wird nicht angestrebt.

Das Kirchenbuch druckt anders als die Arbeitshilfe ganze Schriftlesungen mit Auslegungen ab – 105 aus dem AT<sup>10</sup>, 2 aus den Apokryphen (Weisheit) und 436 aus dem

5 Später als „Blätter des Isenhagener Kirchenbuches“ monatsweise herausgegeben aus Isenhagen im Auftrag des Landesbischofs von Hannover Abt D. Marahrens von Erich Hoyer, Christhard Mahrenholz und Wilhelm Thomas.

6 Undatierte Anzeige des Neuwirk-Verlags Karl Vötterle, Landeskirchliches Archiv Hannover, D3/141.

7 ebd.

8 ebd.

9 Kirchenbuch, S. 7.

10 Pentateuch 17; andere Geschichtsbücher 18; Lehrbücher und Psalmen 10; Jes 28; andere Propheten 32.

NT<sup>11</sup>. Die Evangelische Bibellese wird dabei (modifiziert) zugrunde gelegt.<sup>12</sup> Die 79 Auslegungen der Wochen- und Festtageevangelien sind jeweils ca. zwei Seiten lang, die 79 Auslegungen der Epistel (davon 7 AT: Die drei Marienfeste und Epiphania, Karfreitag, Johannes, Erntedank) sind je ca. eine Seite lang. Die 204 Evangelientexte bilden dabei einen Schwerpunkt des Kirchenbuches. Verwendet wird die Übersetzung der Lutherbibel 1892.

Das Kirchenbuch wird zudem durch 84 „Sonder-Abhandlungen“ oder Exkurse charakterisiert, von denen 28 „für eine allgemeine Erarbeitung“ geeignet sind.<sup>13</sup> Gerade die Kürze und Verständlichkeit dieser Exkurse ist hervorzuheben. 91 Wochen- oder Tageslieder nach dem Vorschlag der Denkschrift „Das Kirchenjahr“, herausgegeben von der LKN in Verbindung mit dem Berneuchener Kreis, werden (zumeist kurz) besprochen. Dem Wochenlied kommt dabei in „den Zeiten des Verfalls des Kirchengesanges“<sup>14</sup> zudem die Aufgabe zu, die „gottesdienstliche Gemeinschaft vom Kirchenjahr aus einheitlich durch alle lutherischen Lande“<sup>15</sup> zu gestalten. Die Schwierigkeiten bei der Einführung neuer Lieder werden gesehen (ebd.). Ferner werden 28 liturgiedidaktische Einführungen geboten. Über das Kirchenjahr hinweg ist der Kleine Katechismus als Bekenntnisschrift in Abschnitten abgedruckt – so z.B. die sechste Bitte in der Woche des dritten Advents nach dem Exkurs zu „Versuchung – Anfechtung“ oder die siebte Bitte „Von der Erlösung“ in der Woche des Osterfestes. Solche Exkurse bietet die Arbeitshilfe nicht.

Charakteristisch unterscheidet sich das Kirchenbuch von Predigthilfen und liturgischen Entwürfen: Es ist nach zahlreichen Kirchenbüchern für Theologen für die Hand der Gemeinde bestimmt. Ist die „Arbeitshilfe zum EGb“ für die den Gottesdienst Vorbereitenden bestimmt, so das Kirchenbuch für die Feiernden – besser: Es bindet Vorbereitende und Feiernde zusammen. Die Bedeutung der den Gottesdienst vor Ort tragenden Gemeinschaft wird damit hervorgehoben. Das ist m.E. ein maßgeblicher Impuls.

Während die Arbeitshilfe für die spezifische Vorbereitung eines Gottesdienstes im Kirchenjahr gefertigt wird, entsteht im Kirchenbuch das dauernde Brevier, der immerwährende Kalender. Ein wesentlicher Unterscheid von „Arbeitshilfe zum EGb“ und Kirchenbuch besteht darin, dass die eine im (Fest-)Tag zum Ziel kommt, das Kirchenbuch jedoch das gesamte Kirchenjahr abbildet. Der Arbeitshilfe fehlen die Exkurse und – vom Kirchenjahr 2006/2007 abgesehen – kirchenjahreszeitlichen Abschnitte, mehr noch die Gebete, die für die persönliche Andacht gedacht sind.

Die Auslegungen des Kirchenbuches sind zum lauten Lesen in der Andacht vorgesehen. Das Kirchenbuch verwendet die Anrede „Du“ und „Wir“<sup>16</sup>. Hier wird besonders deut-

11 Mt 66; Mk 20; Lk 63; Joh 55; Apg 20; Röm 25; 1. & 2. Kor 38; Gal 10; Eph 19; Phil 10; Kol 13; 1. & 2. Thess 9; 1. & 2. Tim 10; Tit 3; Phlm 1; 1. & 2. Petr 13; 1.-3. Joh 16; Hebr 15; Jak 8; Jud 1; Offb 21.

12 „Wochenlesungen der Evangelischen Bibellese, wie sie auch dem Isenhagener Kirchenbuch zugrunde liegen“, in: Typoskript „Aufriß Kirchenbuch“, 1937.

13 Kirchenbuch für die Gemeinde, Kassel 1940, S. V.

14 Undatierte Anzeige des Neuwerk-Verlags Karl Vötterle, Landeskirchliches Archiv Hannover, D3/141.

15 ebd.

16 „Dem heidnischen Hauptmann geschah, wie er geglaubt hatte. Christus schenkt den Heidenvölkern Seinen Segen, die in kindlicher Weise an Ihn glauben. – Wo stehen wir?“ (S. 147) – „Um Seinetwillen wird Gott dir deine Sünde vergeben, wenn sie dir leid sind.“ (ebd.)

lich: Das Kirchenbuch als „Lebensbuch der deutschen evangelischen Kirche“<sup>17</sup> möchte Kirchengemeinden und Hausgemeinden die notwendige Zurüstung in die Hand geben. Das Allgemeine Priestertum der Gläubigen bedarf des Rüstzeugs zur Wahrnehmung der damit gegebenen Aufgabe. Dabei steht nichts weniger als ein umfassendes Bildungsprogramm vor Augen – die Formung evangelischer Persönlichkeiten.<sup>18</sup>

Die Mitarbeitenden der Arbeitshilfe orientieren sich am Evangelischen Gottesdienstbuch und seinen sieben maßgeblichen Kriterien. Eine solche verbindliche Norm hatten die Mitarbeitenden des Kirchenbuches noch nicht. Sie grenzten sich ab von der Agenda der Altpreußischen Union. Der fehlende Bezug zur Ökumene, die fehlenden neuen Glaubenszeugnisse, der nicht angemessene Ausdruck der Gemeinschaft von Männern und Frauen, der fehlende Bezug zu Israel als dem erstberufenen Gottesvolk und ein insgesamt gering ausgeprägtes Verständnis für die Sinnlichkeit von Liturgie sind aus heutiger Sicht als Schwächen des Kirchenbuches zu werten.

### Perspektiven für die weitere Arbeit

Kirchenmusik und Theologie haben eine gemeinsame Verantwortung für liturgische Bildung. Dort, wo Kirchenmusik sich zurückzieht oder zurück gedrängt wird, verarmt gottesdienstliches Leben. Dort, wo aus dem Proprium ein überzeitliches und immerwährend Wahres formuliert wird – unter Absehung der konkreten Situation und der konkreten Gemeinde –, erreicht liturgische Bildung das Gegenteil des Erstrebten. Andererseits werden an manchen Stellen auch sperrige Themen plausibel aufbereitet. Die Verbindung von Hausgemeinden, Glaubenskursen und gottesdienstlichen Vorbereitungskreisen über die Generationen hinweg und unabhängig vom Bildungsstand erachte ich für ein bleibendes und noch uneingelöstes Vermächtnis, dem sich die Liturgische Konferenz Niedersachsens gerne stellt.

17 So emphatisch *Erich Hoyer*: Die liturgische Not der Gegenwart und ihre Überwindung, Göttingen 1934, S. 11.

18 „Indem wir die Worte der Schrift genauer erwägen und innerlich bewegen, werden wir zu evangelischen Persönlichkeiten, die auch in der Lage sind, eine Predigt danach zu beurteilen, ob sie das biblische Evangelium oder etwas schwärmerische Irrlehre verkündigt.“ (Kirchenbuch, S. 224)

## Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung<sup>1</sup>

PETER CORNEHL

Ich grüße die alte Dame LKN und gratuliere herzlich zum Neunzigsten! 90 Jahre – ein wahrhaft biblisches Alter. Und immer noch tätig. Respekt und Hochachtung! Sie haben mir ein aktuelles Thema gegeben. Daran werde ich mich halten. Mit dem Erbe der Konferenz werden sich andere befassen.<sup>2</sup> Dennoch kann ich nicht umhin, zu Beginn ein paar Bemerkungen zur Bedeutung der LKN (wie ich sie sehe) zu machen, und mir daraus Anregungen für mein Thema zu holen.

### A. Bedeutung und Grenzen der Liturgischen Konferenz Niedersachsens

**1.** *Die Liturgischen Konferenzen waren nach dem Ersten Weltkrieg als freie Vereine zunächst die entscheidende Organisationsform, in denen die gottesdienstliche Erneuerung in den deutschen evangelischen Kirchen angepackt wurde.*

Wichtig ist der Plural: „Konferenzen“. Es gab mehrere. In mehreren Landeskirchen. Das bedeutet:

*Die liturgische Erneuerung im deutschen Protestantismus hatte ihre Basis und ihre Wurzeln in den Regionen.*

Die LKN war – wie der Name sagte – tätig im Raum „Niedersachsen“. Aber die Mitglieder kamen aus ganz Norddeutschland, aus der Hannoverschen Landeskirche, aus Braunschweig, Oldenburg, Westfalen, Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg (was sich auch in der Zusammensetzung des Erweiterten Vorstands spiegelte). Gegründet wurde die Konferenz 1925 in Bremen. Die erste Jahrestagung fand 1926 in Lübeck statt, die zweite in Schwerin, und so ging das weiter. Der regionale Bezug blieb wichtig. Später entstanden eigene Konferenzen auch anderswo, z.B. 1932 in Bayern.

*Bei der Gründung der „Lutherischen Liturgischen Konferenz Deutschlands“ 1949 ist im Zuge der liturgischen Vereinheitlichung dieser regionale Bezug leider verloren gegangen.*

*Allerdings nicht für immer. Denn in den 1960er und 70er Jahren, der zweiten Phase der Gottesdienstreform, sind die Erneuerungsimpulse, zumindest die jenseits der Arbeit an den Agenden, erneut oft von regionalen Zentren ausgegangen.*

In Bayern von Nürnberg (St. Lorenz), in Kooperation mit der Gemeindeakademie in Rummelsberg, im hessischen Raum von Frankfurt und der Beratungsstelle für Gottesdienst, im Rheinland von der Thomaskirche in Düsseldorf, nach 1968 vom Politischen

1 Vortrag auf der Jubiläumstagung der Liturgischen Konferenz Niedersachsens (LKN) am 13.10.15 in Hildesheim, für den Druck überarbeitet, erweitert und mit Anmerkungen versehen. Vgl. meine früheren Überlegungen zum Thema, u.a. unter Bezugnahme auf Romano Guardinis Schrift: Liturgische Bildung (1923), die ich auf der Klausurtagung der Bischofskonferenz der VELKD 1989 vorgetragen habe: Liturgische Bildung und Ausbildung, in: Friedrich Otto Scharbau (Hg.): Erneuerung des Gottesdienstes (Zur Sache 32), Hannover 1990, 37-78.

2 Dazu die Ausführungen von Thomas Rheindorf und Christoph Herbold in diesem Heft, S. 21 u. 45.

Nachtgebet in Köln. Das hat dann auch die westdeutschen Kirchentage geprägt, die jenseits der Agendenarbeit das entscheidende Forum für Austausch und Innovation geworden sind, während die äußerst wichtigen Kirchentage in der DDR regionale Ereignisse geblieben sind (vom Staat erzwungen, aber auch bewusst gewählt). Im Hintergrund standen jedes Mal auch prägende Persönlichkeiten (u.a. Georg Kugler und Herbert Lindner, Friedrich Karl Barth, Uwe Seidel, Dorothee Sölle und Fulbert Steffensky).

*Dieser regionale Aspekt der Gottesdienstreform bleibt auch heute wichtig und sollte im Übrigen auch im liturgiegeschichtlichen Gedächtnis mehr Aufmerksamkeit finden.*<sup>3</sup>

Das sage ich hier in Hildesheim, wo im Michaeliskloster vor zehn Jahren ein eindruckliches Beispiel für liturgische Präsenz in der Region geschaffen worden ist.

**2.** *Die LKN war die erste, größte und bedeutendste dieser regionalen Konferenzen, vor allem weil sie die wichtigsten Aufgaben gottesdienstlicher Erneuerung in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen hat. Dazu gehörten*

- *die Klärung theologischer Grundsatzfragen,*
- *die Pflege des liturgiegeschichtlichen Erbes,*
- *die Verbindung zur Kirchenmusik,*
- *die Erarbeitung eines wiedergewonnen und nun umfassend ausgebauten Kirchenjahres im „Kirchenbuch für die Gemeinde“ sowie schließlich*
- *die kontinuierliche liturgische Aus- und Fortbildung von Pastoren, Kirchenmusikern und Laien an einem Ort.*

**3.** *Das besondere liturgische Profil der LKN bestand in ihrer klaren konfessionellen Ausrichtung: in dem dezidiert lutherischen Ansatz mit der doppelten Frontstellung, einerseits gegen die Union (v.a. gegen die preußische Agenda, die seit 1817 im Visier des konfessionellen Luthertum war), vor allem aber gegen die aufgeklärten, liberalen und kulturprotestantischen Gottesdienstauffassungen. In dieser Positionierung bestand die Stärke der Konferenz – und ihre Grenze.*

Die theologische Grundsatzfrage nach dem „Wesen des evangelischen Gottesdienstes“ stand bereits im Mittelpunkt der ersten Jahrestagung 1926 in Lübeck und ist dort von Paul Althaus in einem wegweisenden Vortrag beantwortet worden, in pointierter Weise auch durch Abgrenzung (indem er die „theologische Bewegung“ gegen die „liturgische Bewegung“ in Stellung brachte).<sup>4</sup>

3 Vgl. Peter Cornehl: Die Gottesdienstreform begann in der Region. Einige Korrekturen am liturgiewissenschaftlichen Geschichtsbild – dargestellt an der Entwicklung in Bayern. (Unveröffentlichter) Vortrag beim Symposium zum 70. Geburtstag von Herbert Lindner in Nürnberg am 18.1.2011.

4 Paul Althaus: Das Wesen des evangelischen Gottesdienstes (Hefte der Liturgischen Konferenz Niedersachsens 3), Gütersloh 1926. Der Vortrag von Althaus konnte – wie Wilhelm Stählin monierte – leider nicht ausweichend diskutiert werden, weil der Referent danach gleich wieder abreisen musste. Die angesprochenen und angegriffenen Vertreter der liturgischen Bewegungen hatten also keine Möglichkeit, darauf an Ort und Stelle angemessen zu reagieren. Vgl. MGkK 1926, 254f.

Diese Frontstellung verdichtete sich zu einer liturgiegeschichtlichen Großthese im Titel des epochalen Werkes von Paul Graff: „Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands bis zum Eintritt der Aufklärung und des Rationalismus“<sup>5</sup>, einer umfassenden, ungeheuer materialreichen Geschichtserzählung mit aktueller Zielsetzung. Obwohl Graff selbst, wie Jochen Cornelius-Bundschuh in mehreren Arbeiten sehr erhellend gezeigt hat,<sup>6</sup> von einer eher liberalen Sicht (im Anschluss an Smend und Spitta und die MGkK) ausgegangen ist und – zumindest anfangs – an der Vermittlung beider Ansätze interessiert war, ist der Titel zu einer plakativen liturgiepolitischen Kampfformel geworden – ohne dass sich Graff dagegen gewehrt hätte.

Auch für die Verbindung mit der *Kirchenmusik* waren ähnliche Frontstellungen charakteristisch. Diese Impulse, die auf eine engere Zusammenarbeit von Gottesdienst, Kirchenmusik und Kirchenlied zielten, waren höchst verdienstvoll. Doch auch in der „kirchenmusikalischen Erneuerung“ schärfte man sein Profil durch Abgrenzungen und Affekte: *gegen* die Romantik, *gegen* subjektive Sentimentalität und weiche Gefühligkeit – *für* die streng wortbezogene Objektivität der orthodox-lutherischen und barocken Musiktradition des 16. und 17. Jahrhunderts – also *für* Buxtehude, Schütz, Schein, Scheidt, *gegen* Mendelssohn, Rheinberger, Herzogenberg & Co. – und natürlich auch *gegen* die radikale musikalische Moderne, *gegen* Jazz und populäre Unterhaltungsmusik.<sup>7</sup>

Das zentrale Reformprojekt der LKN wurde „Das Kirchenbuch für die [Hand der] Gemeinde“. Auch hier ist der Titel programmatisch, besonders der doppelte Singular: „Das Kirchenbuch für *die* Gemeinde“<sup>8</sup>. Die Erarbeitung des „Kirchenbuches“ sei die „eigent-

5 Bd.1, Göttingen 1921, Bd. 2, 1939.

6 Vgl. Jochen Cornelius-Bundschuh: Liturgik zwischen Tradition und Erneuerung. Probleme protestantischer Liturgiewissenschaft in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts dargestellt am Werk von Paul Graff, Göttingen 1991; Kultus und Ehrfurcht. Paul Graffs Liturgik und der Kult des Nationalsozialismus, in: Klaus Raschzok (Hg.): Zwischen Volk und Bekenntnis. Praktische Theologie im Dritten Reich, Leipzig 2000, 111-126, sowie sein Porträt in: Benedikt Kranemann / Klaus Raschzok (Hg.): Gottesdienst als Feld theologischer Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Deutschsprachige Liturgiewissenschaft in Einzelporträts (LQF 98), Münster 2011, Bd. 1, 407-417.

7 Vgl. dazu Gustav Adolf Krieg: Die gottesdienstliche Musik als theologisches Problem. Dargestellt an der kirchenmusikalischen Erneuerung nach dem ersten Weltkrieg, Göttingen 1990. Ferner die diversen Arbeiten von Oskar Söhngen sowie die kritische Studie von Cornelia Kück: Das Kirchenlied im Nationalsozialismus, Leipzig 2003; außerdem Dietrich Kuessner: Das Braunschweigische Gesangbuch. Anfragen und Beobachtungen zu seiner Geschichte und Gestalt von der Reformation bis heute (Arbeiten zur Geschichte der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche im 19. Und 20. Jahrhundert 12), Braunschweig 2007, bes. 8ff. sowie seine äußerst kritische Darstellung seiner Genese des EKG und der führenden Rolle, die Christhard Mahrenholz dabei gespielt hat, 101ff.

8 Das Kirchenbuch für die Gemeinde, Kassel 1940. Ob damit auch ein bewusster Gegenentwurf gegen das von Julius Smend 1906 verfasste, weit verbreitete liberale „Kirchenbuch für evangelische Gemeinden“ (ohne Artikel und im Plural) intendiert war, das zunächst für die evangelischen Gemeinden im Elsass gedacht (selbst seinerzeit ein Gegenentwurf gegen die doch sehr orthodoxe preußische Agende von 1895), habe ich (noch) nicht herausfinden können. Manches spricht dafür. – Vorausgegangen waren seit 1934/35 „Kirchenzettel für die Hand der Gemeinde“, später als „Blätter des Isenhagener Kirchenbuches“ monatsweise hg. von Erich Hoyer, Christhard Mahrenholz und Wilhelm Thomas (Hinweis von Christoph Herbold). Wie das Verhältnis zu den Kirchenjahres-Entwürfen der Berneuchener war, wäre eine eigene Untersuchung wert. Dazu müsste man das noch von beiden Gruppen gemeinsam verfasste Manifest: Das Kirchenjahr. Eine Denkschrift über die Kirchliche Ordnung des Jahres. Im Auftrag der

liche Lebensaufgabe der Konferenz“, hat Erich Hoyer, der Geschäftsführer der LKN, mehrfach betont. Ziel war, damit den *Gemeinden* (und nicht nur den Pfarrern) die wesentlichen Teile der Agende in die Hand zu geben, als unentbehrliches „Rüstzeug“ für den Mitvollzug des Gottesdienstes und die geistliche Vor- und Nachbereitung.

Dem diente vor allem ein detailliert ausgebautes *Kirchenjahresproprium* mit Leitbildern, Wochensprüchen, Wochenliedern, Bibeltexten und Gebeten für alle Sonn- und Feiertage sowie die übrigen Wochentage, jeweils versehen mit „liturgischen Einführungen“ und theologischen Erläuterungen. Das Ganze gerahmt von einer theologischen Einführung in das „Wesen des Evangelischen Gottesdienstes“ und Luthers „Kleinem Katechismus“, angereichert mit „Gebeten für den christlichen Hausstand“ und einem Traktat über „Unser Gotteshaus“ (ursprünglich geplant war außerdem der Abdruck von Teilen des „Konkordienbuches“).

Sehe ich recht, dann haben die Begriffe Kirche, Bekenntnis, feste Ordnung im Laufe der Erarbeitung eine immer größere Bedeutung bekommen (Liturgie als „gebetetes Bekenntnis“). Dabei rückte der kirchliche, d.h. objektive, theologisch normative Charakter des Kirchenbuches immer stärker ins Zentrum der Arbeit.

Als das Isenhagener Kirchenbuch endlich 1939 fertig war (wenige Monate vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs!), hatte der konkrete Kontext sich radikal verändert. Das Gegenüber war längst nicht mehr die unierte Agende oder die liberale Gottesdienstpraxis, sondern die politische Realität im „Dritten Reich“, seine sich immer unverblümter zeigende antichristliche Ideologie, der Hitlerkult mit seinen beschwörenden, vereinnahmenden und ausgrenzenden Riten, das nationalsozialistische bzw. deutsch-christliche Feierjahr und überhaupt die massiven Versuche der NS-Propaganda, die Gedanken, Gefühle und das Verhalten der Menschen vollständig zu beherrschen und ihren Absolutheitsanspruch immer rigorosier durchzusetzen. Dagegen sollte das Kirchenbuch als „Lebensbuch der deutschen evangelischen Kirche“ ein kräftiges Bollwerk sein, ein Schutzraum gegen die Verlockungen und Anfechtungen, denen bekennnistreue Gemeinden und Christen tagtäglich ausgesetzt waren – auch wenn diese Frontstellung natürlich nirgendwo explizit formuliert worden ist, zumal nicht in der Hannoverschen Landeskirche mit ihrem nationalkonservativ-lutherischen und betont obrigkeitstloyalen Kurs! Der unpolitische, konzentriert dogmatische Charakter der Inhalte sollte helfen, die Autonomie des Glaubens zu wahren, das Absehen von allen Zeitbezügen sollte seine zeitübergreifende Überlegenheit sichern – und das ist zum Teil sicher auch gelungen. Dennoch war diese Stärke des Kirchenbuches zugleich seine Schwäche.

Im Übrigen erschien das Kirchenbuch viel zu spät. Es ist zwar noch in hoher Auflage gedruckt und verteilt worden, konnte aber während des Krieges nicht mehr in Ruhe rezipiert und praktisch eingeübt werden.

Zu spät wurde auch das „*Liturgische Seminar*“ (oder, wie es auch hieß: die „Liturgische Schule“) in *Isenhagen* eröffnet. Die Idee einer kontinuierlichen liturgischen Aus- und

---

Niedersächsischen Liturgischen Konferenz und des Berneuchener Kreises hg. von Theodor Knolle und Wilhelm Stählin, Kassel 1934, vergleichen, außerdem *Rudolf Spieker*: Lesung für das Jahr der Kirche, Kassel 1936; 1950. Zum Ganzen vgl. auch *Peter Cornehl*: Liturgische Zeit und Kirchenjahr. Sinn, Gestalt und neue Gestaltungsmöglichkeiten aus evangelischer Sicht, in: *ders.*: „Die Welt ist voll von Liturgie“. Studien zu einer integrativen Gottesdienstpraxis, hg. von Ulrike Wagner-Rau (Praktische Theologie heute 71), Stuttgart 2005, 260-288, bes. 262-271.

Fortbildung von Pastoren, Kirchenmusikern und Gemeindegruppen in ländlicher Abgeschiedenheit an einem gesonderten Ort war wegweisend, doch auch hier kam die Realisierung zu spät. Die Finanzierung erwies sich als schwierig. Isenhagen konnte erst 1934 den Betrieb aufnehmen und wurde schon 1940 wieder geschlossen, weil die Behörden den Mietvertrag kündigten.

**4.** *Fazit: Das Programm, das sich die Konferenz vorgenommen hatte, blieb unvollendet. Und es war auf Grund seiner einseitigen Frontstellungen auch kaum geeignet, sich in der volkswirtschaftlichen Normalität nach dem Ende der Nachkriegszeit und dem sich neu bildenden theologischen und liturgischen Pluralismus als gemeinsames Konzept für die ganze Kirche zu empfehlen.*<sup>9</sup>

Ich denke trotzdem: Man kann an das Programm anknüpfen und eine Reihe wesentlicher Impulse aufnehmen und kritisch weiterentwickeln – vorausgesetzt, es gelingt, sie aus den skizzierten Frontstellungen zu lösen und zu öffnen.

## B. Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung

Was sind „Grundfragen“ gegenwärtiger liturgischer Bildung? Die erste Frage scheint mir: *Wo kommen wir her – als Kirchen, Gemeinden und als einzelne Christenmenschen?* Bezogen auf den Gottesdienst hat diese Frage einen kollektiven, institutionellen und einen individuellen, biographischen Aspekt. Und immer geht es darum, liturgische Bildung als ganzheitliches Geschehen zu begreifen, das Wahrnehmen, Empfinden, Verstehen und Handeln umfasst.

**These 1:** *Liturgische Bildung braucht gerade heute eine Stärkung des geschichtlichen Sinns.*

Ich bin überzeugt, es gehört gerade gegenwärtig zu den Grundaufgaben liturgischer Bildung und Ausbildung, sich bewusst zu machen: Wenn wir Gottesdienst feiern, wo, in welcher Form und aus welchem Anlass auch immer, beginnen wir nicht bei null. Wir treten ein in durch viele Jahrhunderte gebaute Räume. Wir haben es zu tun mit historisch gewachsenen, immer wieder sich wandelnden Traditionen und Einrichtungen. Das ist ein *reiches Erbe*. Und ein umstrittenes, zum Teil belastetes Erbe, längst nicht mehr unantastbar und nicht mehr selbstverständlich für alle in Geltung, auch in unserer Kirche nicht.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Peter Cornehl: Evangelischer Gottesdienst von der Reformation bis zur Gegenwart (Gottesdienst VIII), in: TRE 14 (1985), 54-85, bes. 78f.; Bilder vom Gottesdienst. Geschichtsbilder und Bilder als Geschichtsquellen, in: Jörg Neijenhuis / Wolfgang Ratzmann (Hg.): Der Gottesdienst zwischen Abbildern und Leitbildern, Leipzig 2000, 9-55, bes. 10-14.

Wir feiern Gottesdienste in großartigen Domen und Klöstern, die z.T. glanzvoll renoviert worden sind (besonders eindrucksvoll hier in Hildesheim in der grandiosen Verbindung zwischen katholischem Dom und der evangelischen Michaeliskirche zu studieren). Wir haben allerdings (trotz aller umfangreichen und verdienstvollen Sanierungsbemühungen, nicht nur auf dem Gebiet der ehemaligen DDR) auch Gebäude, die baufällig sind, teils verrottet, teils schon aufgegeben. Die meisten Kirchen sind, ehrlich gesagt, eher mittelmäßig und künstlerisch ziemlich konventionell. Das gilt leider auch für die Zeit nach 1945, in der so viele neue Kirchen gebaut worden sind wie nie zuvor. Mit diesem gemischten Erbe müssen wir leben.

Und wir feiern Gottesdienste in sehr unterschiedlichen Situationen: als Noch-Mehrheits-Kirche, als Längst-Minderheitskirche, in urbanen und in ländlichen Lebensräumen, die einerseits stürmisch wachsen (oft ohne uns), andererseits sich dramatisch entleeren – immer jedoch mit einer Vergangenheit, die unsere Gegenwart mit bestimmt. *Ich plädiere deshalb dafür, dieser Geschichte schon im Theologiestudium hinreichend Raum zu geben und eine differenzierte problemgeschichtliche Einführung in dieses Erbe zu leisten. Wenn die Grundlagen im Studium gelegt sind, kann man im Vikariat und in der Pfarrerfortbildung darauf aufbauen.*

Und ich verbürge mich dafür: Das Studium der Geschichte des Gottesdienstes und der Predigt ist kein langweiliges Pflichtpensum, sondern kann zu einer hochinteressanten Bildungsreise werden, zumal wenn man das Ganze in der nötigen kulturellen Komplexität wahrnimmt, also eingebettet in die Geschichte der Architektur, der Malerei, der Musik, der Theologie und vielen sozial-, politik- und mentalitätsgeschichtlichen Einflüssen ausgesetzt.

Dass das zu einer spannenden, lehrreichen Entdeckungsreise werden kann, zeigt z.B. die Lektüre der großen, reich bebilderten *Kulturgeschichte des Christentums*, die Jörg Lauster im vorigen Jahr unter dem schönen Titel „*Die Verzauberung der Welt*“ vorgelegt hat.<sup>10</sup>

*Wo kommen wir her? Diese Frage hat auch einen individuellen, biographischen Aspekt.*

Wir alle, die wir mit Gottesdiensten zu tun haben, vor allem wir, die wir sie beruflich zu verantworten haben (als Pastorinnen und Kirchenmusiker), wir haben so oder so eine Erfahrungsgeschichte mit Gottesdienst, Liturgie und Predigt, eine Erfahrungsgeschichte, die meist auch eine Bildungsgeschichte ist. Deshalb ist eine der elementaren Einstiegsfragen in liturgischen und homiletischen Aus- und Fortbildungsveranstaltungen immer wieder die: Wie war unsere liturgische Biographie? Gab es wichtige Erlebnisse im und mit dem Gottesdienst, die uns geprägt haben (positiv und/oder negativ)? Für den Austausch darüber sollten wir uns viel Zeit nehmen.

Der nächste Schritt liturgischer Bildung wäre dann eine Bestandsaufnahme der gottesdienstlichen Situation vor Ort. *Wie steht es gegenwärtig mit dem gottesdienstlichen Leben in unseren Gemeinden? Welche Traditionen gibt es? Lässt sich eine signifikante Entwicklung beobachten? Wo sind Stärken und Schwächen, tragende Kräfte und offenkundige Defizite?*

<sup>10</sup> Jörg Lauster: *Die Verzauberung der Welt. Eine Kulturgeschichte des Christentums*, München 2014, bes. die Kapitel 7-11, die sich mit der neuzeitlichen Entwicklung befassen, 501-615.

**These 2:** *Am Anfang sollte eine möglichst genaue, ehrliche Bestandsaufnahme des gottesdienstlichen Lebens in der eigenen Gemeinde stehen.*

Methodisch handelt es sich hier übrigens um Fragestellungen, die zuerst von der liberalen Praktischen Theologie um die Wende zum 20. Jh. entwickelt worden sind. Erinert sei an die materialreichen regionalen „Kirchenkunden“, die *Paul Drews* und andere erarbeitet haben.<sup>11</sup> Die Liturgiker des konfessionellen Luthertums haben sich dafür eher wenig dafür interessiert, mit Ausnahme der LKN, wo „*Niedersächsische Volks- und Kirchenkunde*“ zumindest nominell als Teilanliegen in ihrem Programm auftaucht.<sup>12</sup>

*Wie geht man dabei vor?* Ich empfehle, zunächst eigene Beobachtungen vor Ort zu machen (mit Fotoapparat und Skizzenblock), eigene Wahrnehmungen, die man dann (soweit vorhanden) durch einschlägige Literatur ergänzen und vertiefen kann. Der geeignete Ansatzpunkt wäre die Erkundung der liturgischen Räume. Das könnte eine der ersten Aufgaben für die Gemeindephase im Vikariat sein. Der Weg geht von außen nach innen. Den Anfang sollte die Frage bilden:

*Welche gottesdienstlichen Räume gibt es in unserer Gemeinde? Was passiert dort, wenn Gottesdienst gefeiert wird?*

Dazu Überlegungen in zwei Teilschritten. Zuerst

**2.1. Wir sollten lernen und uns darin üben, liturgische Räume zu lesen, und lernen, Räume liturgisch zu lesen.**

Beides ist zu unterscheiden, und beides gehört zusammen.

Zu lernen, *liturgische Räume zu lesen*, heißt, sich darin zu üben, die Bedeutungen und Funktionen der Kirchenräume und ihrer Innenausstattung „zu lesen“ und zu verstehen. Welche „Sprache“ spricht das Gestühl? Was verraten die „Prinzipalstücke“ Kanzel, Altar, Taufstein über das Verständnis von Gottesdienst, das hier vorliegt? Welche Geschichten erzählen die Epitaphien und Bilder an den Wänden, die Gedenktafeln mit den Namen der in den verschiedenen Kriegen gefallenen Gemeindeglieder? Mit welchen Bibelsprüchen wird das Ganze versehen? Und was ergibt sich aus dem allen für ein Bild von Gemeinde? Weiter: Existieren in der Kirche hervorgehobene Plätze für die Obrigkeit, für die Geistlichen, für bestimmte tonangebende Familien? Welche „Botschaft“ vermitteln die „Patronatslogen“, die es in vielen Dorfkirchen gibt? Was sagen sie über die politischen Machtverhältnisse vor Ort, über Zusammensetzung und soziale Struktur der Kirchen- und der Bürgergemeinde? Und was bedeuten sie nicht nur, was bewirken sie oder wollen sie bewirken?

11 Grundlegend auch für die anderen Kirchenkunden: *Paul Drews*: Das kirchliche Leben der Evangelisch-Lutherischen Kirche des Königreiches Sachsen, Tübingen 1902. Dazu jetzt *Cornelia Queisser*: Paul Drews. Programm einer empirischen Theologie, Leipzig 2015.

12 Vgl. *Erich Hoyer*: Die liturgische Not der Gegenwart und ihre Überwindung (Heft 20 der Liturgischen Konferenz Niedersachsens), Göttingen 1934, 22. Die „Religiöse Volkskunde“, das verwandte Forschungsgebiet, hatte allerdings eine offene Flanke zum völkischen Denken und ist in problematischer Weise von Deutschen Christen und Nationalsozialisten vereinnahmt und dadurch lange Zeit diskreditiert worden.

Der nächste Schritt wäre, sich darin zu üben, die *Räume liturgisch zu lesen*. Das ist eine konstruktive Aufgabe, die unsere liturgische Phantasie herausfordert: *Was geschieht, wenn in diesem Raum Gottesdienst gefeiert wird? Wozu lädt der Raum ein? Was erschwert oder verhindert er* (z.B. durch die fest installierten Kirchenbänke, aber auch durch eine oft schwierige Akustik)? *Könnte man und wie könnte man die gegebenen Räume liturgisch anders und u.U. sinnvoller nutzen?*

Die *Kirchenpädagogik* hat hier gute Anregungen gegeben. Ich selber habe ganz viel gelernt im Rahmen einer gottesdienstlichen *Langzeitfortbildung*, die vom Gottesdienstinstitut der NEK unter der Leitung von *Ute Grümbel* und *Thomas Hirsch* durchgeführt wurde, bei der ich zwei Mal mitmachen durfte. Geradezu genial ist ja Thomas Hirschs Charisma, mit dem er Raum- und Bewegungs-Ideen, die in der Gruppe geäußert werden, sofort und an Ort und Stelle in liturgisches Handeln umzusetzen versteht, um dann durch Wiederholung auszuprobieren, was geht und was nicht geht. Auf diese Weise wird so etwas wie eine experimentelle liturgische Haltung eingeübt – auch das ist ein Bildungserlebnis!<sup>13</sup>

Die Geschichte des Gottesdienstes zeigt: Die Gemeinden haben immer wieder lernen müssen, liturgisch *mit dem Raum und nicht selten auch gegen den Raum, seine Einrichtung und Ausstattung, zu arbeiten*. Das galt für die evangelischen Gemeinden in der Reformationszeit, die lernen mussten, ihr neues Verständnis vom Gottesdienst in den alten Kirchenräumen zu praktizieren, in Räumen, die durch Anordnung und Aufteilung, vor allem aber durch die Bilder, mit denen sie so überreich ausgestattet waren, theologisch besetzt waren. Die mittelalterliche Raumordnung und die Bildprogramme mussten umcodiert werden. Dafür gab es bekanntlich radikale (reformierte) und gemäßigte (lutherische) Lösungen. Die reformierten Gemeinden gingen daran, das biblische Bilderverbot konsequent umzusetzen. Nicht nur die unzähligen Seiten- und Nebenaltäre, sondern alle Bilder wurden entfernt (Bilderverehrung = Götzendienst!). Die Zentrierung auf Priester und Altar wurde abgelöst durch die strikte Ausrichtung auf die Kanzel, von der der Prediger der Gemeinde das Wort Gottes verkündigte und betete. Dagegen war Luthers Einstellung eher konservativ, volkspädagogisch bewahrend. Die Nebenaltäre für die Privatmessen wurden ebenfalls beseitigt, die Trennung zwischen Kleriker-Chor und Laien-Gemeinde (Lettner) wurde aufgehoben, doch die Bilder auf den Retabeln der Hauptaltäre blieben erhalten – soweit ihr theologischer Inhalt vertretbar war und nicht in Widerspruch zur Heiligen Schrift stand. Zug um Zug wurden neue reformatorische Bildprogramme erfunden und umgesetzt (wegweisend die von Lucas Cranach [Vater und Sohn] und ihrer Werkstatt reichlich produzierten Altäre, Porträts und Epitaphien).<sup>14</sup>

13 Vgl. *Thomas Hirsch-Hüffell*: Gottesdienst verstehen und selbst gestalten, Göttingen 2002.

14 Besonders bildkräftig der neue Altar der Stadtkirche in Wittenberg mit dem Abendmahl in beiderlei Gestalt am ‚Runden Tisch‘. Ein Hauptmotiv war die Gegenüberstellung von „Gesetz und Evangelium“ bzw. Gesetz und Gnade. Dazu umfassend *Heimo Reinitzer*: Gesetz und Evangelium. Über ein reformatorisches Bildthema, seine Tradition, Funktion und Wirkungsgeschichte, 2 Bde., Hamburg 2006. Vgl. jetzt auch den Katalogband zur Landesausstellung von Sachsen-Anhalt 2015: *Roland Enke / Katja Schneider / Jutta Strehle* (Hg.): Lucas Cranach der Jüngere. Entdeckung eines Meisters, München 2015. Ferner *Wolfgang Brückner*: Lutherische Bekenntnisgemälde des 17. und 18. Jahrhunderts, Regensburg 2007.

Ähnliches gilt für die neuzeitliche Gottesdienstgeschichte, u.a. deshalb, weil die unterschiedlichen positionellen Auffassungen vom Gottesdienst, die sich im neuzeitlichen Protestantismus ausgebildet haben, natürlich auch in unterschiedlichen ästhetischen und architektonischen Konzepten ihren Ausdruck finden. Es gilt in mancher Hinsicht auch noch heute.

Dass man zugleich *mit* und auch *gegen* den Raum predigen und liturgisch handeln muss – und kann, dafür lassen sich viele Beispiele finden.

Zum Beispiel ist der *Berliner Dom*, die repräsentative Kathedrale der Wilhelminischen Ära und ihrer Verbindung von Thron und Altar mit ihrem z.T. unerträglich triumphalistischen Bildprogramm, der immer wieder von Nationalprotestanten, Deutschen Christen und 1933 auch von Nationalsozialisten bevorzugt für ihre gottesdienstlichen Gedenkfeiern benutzt wurde, ja auch ein großartiger, mächtiger Raum. Und es ist beeindruckend, wie da gegenwärtig gepredigt und liturgisch gehandelt wird!

Ein zweites Beispiel, wenn auch natürlich nicht weiter öffentlich beachtet, liefert die kleine mecklenburgische *Dorfkirche in Dreveskirchen* bei Wismar. Dort haben Umbauten im Kirchenschiff in der Vergangenheit dazu geführt, dass das große Triumphkreuz, das einst hoch oben auf einem Querbalken über der Gemeinde angebracht war, jetzt an der Wand des Altarraums auf dem Fußboden steht. D.h.: Wenn die Gemeinde sich zur Fürbitte oder beim Abendmahl dort versammelt, ist sie auf einmal ‚auf Augenhöhe‘ mit dem gekreuzigten Christus und steht neben Maria und dem Lieblingsjünger Johannes. So erfährt sie sinnlich wahrnehmbar, was es bedeutet, nach Joh. 21,26 Gemeinde unter dem Kreuz zu sein und von ihrem Herrn aneinander gewiesen zu werden („Siehe, das ist dein Sohn!“ - „Siehe, das ist deine Mutter!“). – Eine andere, kritische Nutzung des räumlichen Vorgaben tat sich auf, als die Gemeindepastorin Sindy Altenburg (im Nebenamt gelernte Clownin) in einem Familiengottesdienst einmal auf der Empore die Fenster der dort befindlichen Patronatsloge öffnete und von oben herab ein geistliches Kasperspiel veranstaltete, das nicht nur die Kinder begeisterte – eine kreative Weise, die (längst nicht mehr gültige) soziale Hierarchie phantasievoll zu ‚demokratisieren‘.

Der nächste Schritt der Erkundung ist schon heikler. Frage: *Wie ist in unseren Kirchen und konkret in meiner Gemeinde gegenwärtig die gottesdienstliche Kultur beschaffen? Wie steht es mit der Kirchengangssitte, mit der Teilnahme am Gottesdienst?*

**2.2. Ehrliche Bestandsaufnahmen gehen nicht ohne Zahlen. Zählen und Erzählen, beides gehört zusammen. Nur so lässt sich die Entwicklung des Gottesdienstes und der Beteiligung am Gottesdienst verfolgen. Das erfordert auch eine differenzierte Art von Statistik, als wir sie haben.**

Einige Kontrollfragen: *Haben Sie eigentlich hinreichend genaue Zahlen über die Entwicklung der Gottesdienste in Ihrer Gemeinde in den letzten Jahren?* Und: Was wird gezählt, wie wird gezählt? Begnügen Sie sich mit den Vorgaben der offiziellen EKD-Statistik (zwei Zählgottesdienste im Jahr)? Oder versuchen Sie, das ganze Ensemble auch der anderen Gottesdienste zu erfassen, einschließlich der vielfältigen Formen von Andachten und gottesdienstlichen Feiern in den Gemeindegruppen, am anderen Ort

und zu anderen Zeiten? Welchen Stellenwert haben für Sie die diversen Kasualgottesdienste? Zählen die für Sie überhaupt als Gottesdienste? Und welche praktischen Konsequenzen ziehen Sie aus dem Befund?

Es gibt mittlerweile ziemlich viel Übereinstimmung unter den Fachleuten, dass die bisherige Gottesdienststatistik nicht ausreicht (daran und an Alternativen wird z.B. hier im „Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst“ intensiv gearbeitet<sup>15</sup>). Die offizielle Gottesdienststatistik der EKD – das wird immer erkennbarer – ist zu grob, und sie unterstützt das Bild vom unaufhaltsamen Abwärtstrend, indem sie (wenigstens oft) die weit verbreitete Meinung suggestiv verstärkt: Die Kirchen werden immer leerer. Es kommen immer weniger, und die, die kommen, werden immer älter! Das ist geeignet, Ohnmacht und Resignation zu fördern, und es lässt die Gegenerfahrungen, die es doch auch gibt, gar nicht erst wahrnehmen: z.B. die reich differenzierte Gottesdienstkultur, die sich im Protestantismus seit der Aufklärung gebildet hat. Und dass es neben dem (nicht zu leugnenden) linearen Abbau auch durchaus gelungenen Umbau und Neubau gibt.

*Aber warum scheuen wir oft die genauere Bestandsaufnahme? Warum wollen wir es oft gar nicht so genau wissen?* Ich vermute, weil das Ganze auch mit Enttäuschungen verbunden ist, mit Scham, mit dem kränkenden Gefühl persönlichen Versagens.<sup>16</sup> Solche Gefühle sind ernstzunehmen! Was hilft dagegen? Ich glaube letztlich nur Ehrlichkeit, Bereitschaft zur Selbstkritik, sorgfältige Beobachtung, realistische Einschätzung der Möglichkeiten und Grenzen, die wir haben, Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden im Kirchenkreis, die nicht von Neid und Besserwisserie vergiftet ist. Dazu gehört auch Mut zum Experimentieren, zum Ausprobieren von Neuem, der Mut, Altes zu lassen – und ein demütiges Annehmen dessen, was nicht zu ändern ist.

Und es gehört wohl auch theologisch dazu das Wissen, dass der Gottesdienst als solcher seinen Sinn, seine Würde und Schönheit und eine stellvertretende Funktion hat, auch wenn es mal nur wenige sind, die sich da versammeln. (Thomas Hirsch sagt immer gern: Wir sind hier, Gott ist hier. Das genügt. Das ist schon die Mehrheit!)

Nun zur Liturgie im engeren Sinn des Wortes. Da scheint mir die Grundfrage: *Wie ist heute der angemessene Zugang zu Liturgie und Gottesdienst?*

Hier empfehle ich einen anderen Weg als den, den die Väter und Großväter in der LKN eingeschlagen haben. Sie haben sich bemüht, zuerst den großen Dom des Gottesdienstes wiederherzustellen und dann die Gemeinde in diesen reichen Kosmos einzuführen. Ich empfehle heute den umgekehrten Weg: den Einsatz beim Elementaren.

15 Vgl. die von Folkert Fendler und den Mitarbeitern des EKD-Zentrums für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst erstellte Power Point Präsentation mit den Ergebnissen des „Oldenburger Zählprojekts“ und die ebenfalls vorläufigen Ergebnisse einer vom Tübinger Lehrstuhl für Praktische Theologie (Birgit Weyel) durchgeführten Studie: *Annette Haußmann*: Gottesdienste zählen. Ergebnisse einer Studie zum Gottesdienstbesuch, in: PTh 103, 2014, 77-97. Eine genauere Statistik habe ich bereits vor Jahren angemahnt: *Peter Cornehl*: Teilnahme am Gottesdienst. Zur Logik des Kirchgangs – Befund und Konsequenzen, in: *Joachim Matthes* (Hg.): Kirchenmitgliedschaft im Wandel. Untersuchungen zur Realität der Volkskirche. Beiträge zur zweiten EKD-Umfrage „Was wird aus der Kirche?“, Gütersloh 1990, 15-53, bes. 15-19.

16 Kristian Fechtner hat auf das Thema Scham und Beschämung sehr eindringlich in seinem neuesten Buch aufmerksam gemacht: *Diskretes Christentum*, Gütersloh 2015.

**These 3:** *Liturgische Bildung sollte heute mit dem Elementaren beginnen, mit der Einführung und Einübung in die einfachen gottesdienstlichen Grundvollzüge: „Singen und Beten“ und ich ergänze: Hören, Sehen, Erzählen, Sich-Aneignen und Antworten.*

Wir haben seinerzeit die erste Blockwoche unserer liturgischen Langzeitfortbildung in der NEK unter das Thema gestellt: *Singen und Beten*. Geleitet hat uns Paul Gerhards Neujahrslied: „Nun lasst und gehn und treten / mit Singen und mit Beten / zum Herrn, der unserm Leben / bis hierher Kraft gegeben.“ (EG 58)

Beten ist der religiöse Urakt und Singen die Weise, wie gemeinsames Beten am einfachsten geschieht. Beten heißt: Anrufen, Bitten, Klagen, Schreien, Danken, Fürbitte halten, Rühmen und Loben (Dorothee Sölle letzter Gedichtband hieß: „loben ohne lügen“).

Warum ist das heute wichtig?

*Weil wir längst in einer Situation sind, in der für die Zukunftsfähigkeit des Glaubens entscheidend ist, ob und dass Gottesdienst, Verkündigung und Andacht nicht nur die Angelegenheit der pastoralen Amtsträger ist, sondern Sache des ganzen Volkes Gottes, das Amt aller Gläubigen.*

Wenn wir wollen, dass der christliche Glaube auch in Zukunft lebendig erhalten und in die nächsten Generationen weitergetragen wird, sollten wir dafür etwas tun.

*Was sind die elementaren Formen und wo die angemessenen Orte dafür?*

Ich nenne jetzt nur drei:

- *Die elementarste Form christlichen Betens ist das Vaterunser.*  
Immer wieder das Vaterunser. Das Gebet Jesu, das er den Seinen gegeben hat, als sie ihn baten: „Herr, lehre uns beten“ (Luk. 11,1).  
Und wo wären die Orte dafür?
- *Ein wichtiger Ort ist die Schwelle am Übergang vom Tag in die Nacht.*  
Das Vorbild ist (für den Einzelnen) immer noch Martin Luthers „Abendsegen“ im Anhang zum Kleinen Katechismus. Ein wichtiger Ort für das gemeinsame Gebet in den Familien sind die Kinderzimmer!<sup>17</sup>
- *Ein weiterer Ort sind die großen christlichen Jahresfeste und Festzeiten, insbesondere Advent und Weihnachten.*

Weihnachten ist hierzulande nach wie vor das populärste religiöse Fest, und zwar wegen seiner Inhalte *und* weil es von Gemeinden und Familien gemeinsam begangen wird. Weihnachten ist das große religiöse Mitmachfest, wo sich die gottesdienstliche Feier, biblische Erzählungen und eigenes Tun verbinden: singen, backen, basteln, schenken und beschenkt werden, vorlesen, vorspielen (und im Krippenspiel seine Rolle finden), Bilder anschauen, sich in sie versenken, selber die weihnachtlichen Szenen malen und gestalten. Inhaltlich-theologisch heißt das: Solange die theologischen, messianischen und mystischen Dimensionen des Festes, seine Öffentlichkeit und seine Innerlichkeit nicht gegeneinander ausgespielt wer-

<sup>17</sup> Vgl. dazu das sehr aufschlussreiche Schweizer Forschungsprojekt, das von Christoph Morgenthaler und seinen Mitarbeitern initiiert und ausgewertet worden ist: „Abendrituale. Tradition und Innovation in jungen Familien“, Stuttgart 2011.

den, sondern zusammen vollzogen werden, ist Weihnachten unverwüstlich!<sup>18</sup>

An Advent und Weihnachten kann man im Übrigen ablesen, dass zur liturgischen Elementarisierung natürlich auch eine Art elementare *biblische Bildung* gehört, eine lebendige Begegnung mit biblischer Überlieferung, mit Geschichten, Bildern, Szenen, Figuren und ihren Schicksalen. Deshalb die Ergänzung: „*hören, sehen, erzählen, verstehen, sich aneignen*. Auch dafür sind frühe Begegnungen wichtig. Biblische Überlieferung geschieht auf vielfältige Weise, durch Bücher (Kinderbibeln), Bilder, Lieder, Erzählungen. Und durch glaubwürdige Personen, die sie weitergeben (hier sind nach wie vor die Großmütter oft die entscheidenden Mittlerinnen!). Weitergabe geschieht auch in kirchlichen Einrichtungen, in Kindertagesstätten, im Kindergottesdienst, im Religionsunterricht der Schule.

Das ist also ein kräftiges Plädoyer für das Elementare!

Allerdings halte ich an dieser Stelle inne und erkenne auch *den Wert des geprägten liturgischen Gebetes*, das im kleinen Kreis, in Kommunitäten, Predigerseminaren und in manchen Gemeinden regelmäßig gehalten wird, kontinuierlich, treu, egal, wie viele es sind, die das tun.

Ich erinnere mich an meine eigene liturgische Sozialisation bei den Berneuchenern, an die Stundengebete, v.a. an die Komplet, die wir in den 1950er Jahren und dann auch während des Studiums im Ökumenischen Studentenwohnheim in Heidelberg gesungen haben, abwechselnd in deutscher und lateinischer Fassung. Wir haben uns damit eingereiht in die große ökumenische Gebetskette, die um den Globus reicht.

Und ich denke an das Abendlied, das mir im Gesangbuch eines der liebsten ist: „*Der Tag, mein Gott, ist nun vergangen*“ (EG 266), das dort zweisprachig abgedruckt ist, englisch und deutsch, das Gerhard Valentin einfühlsam ins Deutsche übertragen hat. Vor allem an die beiden mittleren Strophen und an das Bild vom Erdball, der dem Tag entgegen rollt: „Denn unermüdlich wie der Schimmer / der Morgens um die Erde geht, / ist immer ein Gebet und immer / ein Loblied wach, das vor dir steht.“ Und an die Fortsetzung in der nächsten Strophe: „Die Sonne, die uns sinkt, bringt drüben / den Menschen überm Meer das Licht: / und immer wird ein Mund sich üben, / der Dank für deine Taten spricht.“ Im englischen Original: „The voice of prayer is never silent“. Dazu die weiche, ein wenig wehmütige Melodie und der einfache vierstimmige Satz, der aus der anglikanischen Romantik stammt, der auch im EG steht und den man leicht lernen kann.

Nächste Frage: *Was ist mit den entfalteten Gottesdienstformen, mit dem Sonntagsgottesdienst und der Agende?*

18 Vgl. Peter Cornehl: Zustimmung zum Leben und Vergewisserung im Glauben. Integrale Festzeitpraxis als volksskirchliche Gottesdienststrategie. In: Ders.: Die Welt ist voll von Liturgie (s. Anm. 8), 291-306, bes. 297ff.; ferner: Öffentlicher Gottesdienst? – Zwanzig Jahre nach der friedlichen Revolution, in: PTh 99, 2010, 136-155, bes. 153ff.

**These 4:** *Der liturgische Bildungsweg führt heute vom Einfachen zum Vielfältigen, vom Elementaren zum Komplexen. Die Aufgabe liturgischer Bildung umfasst deshalb auch eine Einführung und Einübung in den Reichtum der Agenden und der liturgischen Tradition.*

Wir haben Gott sei Dank seit mehr als einem Jahrzehnt eine vorzügliche „Erneuerte Agende“: das „*Evangelische Gottesdienstbuch*“ (EGb), das in Verbindung mit dem „*Evangelischen Gesangbuch*“ (EG) den großen Schatz des liturgischen Erbes der evangelischen Kirche enthält, dazu viele kostbare Stücke aus der Ökumene. Das ist mehr als ein Archiv, es ist ein *Schatz, der gehoben, angeeignet und genutzt werden muss*. Das geschieht freilich in der liturgischen Ausbildung zu wenig. Als ob man es leid wäre, immer die gleichen Dinge zu tun. Immer wieder die vier Phasen, immer wieder die sieben Kriterien – das wird langweilig. Deshalb wechseln wir lieber zu den attraktiven Alternativen. Vermutlich auch deshalb, weil das die Angebote sind, die von den Leuten nachgefragt werden. Das ist verständlich – und töricht!

*Ich finde, wir haben zu früh mit der Erschließung des Gottesdienstbuchs aufgehört und uns zu früh in das Reservat des „traditionskontinuierlichen Gottesdienstes“ zurückgezogen.*

Auch die Einführung in das „Gottesdienstbuch“ sollte nicht aus liturgischem Pflichtbewusstsein heraus geschehen, sondern mit Stolz und mit Entdeckerfreude! „*Evangelisches Gottesdienstbuch*“ und „*Evangelisches Gesangbuch*“ (und da vor allem die vorbildliche *bayerische Fassung des EG*, die erfreulicherweise von einigen ostdeutschen Landeskirchen übernommen worden ist) – zusammen sind sie eine reiche liturgische Schatzkiste, aus der wir uns bedienen können und sollten.

*Das Entfaltete und das Elementare, beides gehört zusammen.* Wir finden im „Gottesdienstbuch“ und im Gesangbuch ja auch die elementaren Bausteine für das gottesdienstliche Singen und Beten. Es ist ein großes Glück, dass vor allem das EG eine Fülle von einfachen Akklamationen, Rufen, Rundgesängen enthält (Taizé sei Dank!), außerdem zahlreiche bekannte Kanons und sogar eine Reihe der klassischen vierstimmigen protestantischen Kantionalsätze. Christa Kirschbaum, die wunderbare Kantorin, hat uns vorgemacht, wie man sich dieses Erbe mit Freude und Phantasie singend erschließen kann. Und Fritze Baltruweit hat das Seine dazu beigetragen, um dem einen modernen Sound zu verpassen.

*Doch was ist mit den übrigen Gottesdienstformaten, denen man gern das Etikett „alternative Gottesdienste“ anklebt, die in immer größerer Zahl die gottesdienstliche Szene erweitern haben und die besonders junge Menschen ansprechen und begeistern?*

**These 5:** *Zur liturgischen Bildung gehört auch der wache Blick für die neue Vielfalt der gottesdienstlichen Szene, dann aber bitte auch die Bereitschaft, wenigstens an einer Stelle selber liturgisch aktiv zu werden und etwas Neues auszuprobieren.*

Michael Herbst hat vor mehr als zehn Jahren gefordert: „Neue Gottesdienste braucht das Land“<sup>19</sup> und hat sich dabei vor allem für die missionarisch-evangelistischen Formate eingesetzt, die aus den USA, etwa von Willow Creek, zu uns herüber gekommen sind. Die Titel lauteten: „GoSpecial“ oder ähnlich. Damit wollte man besonders Kirchengedistanzierte ansprechen. Wie weit das gelungen ist, will ich jetzt nicht diskutieren,<sup>20</sup> sondern den Satz abwandeln: „Neue Gottesdienste *hat* das Land“. Man muss sie nur zur Kenntnis nehmen und endlich neue Landkarten zeichnen, welche die Vielfalt des gottesdienstlichen Angebotes sichtbar machen.

*5.1. Eine genaue Landkarte kann zeigen: Das liturgische Feld ist überraschend vielfältig und bunt. In vielen Ortsgemeinden, Kirchenkreisen, Landeskirchen, auf den Kirchentagen, in Kommunen und geistlichen Gemeinschaften gibt es eine große Bandbreite von Gottesdiensten, Andachten, Feiern, teilweise schon länger erprobt, teilweise eben erst erfunden.*

Einige Beispiele seien hier nur kurz (und unsortiert) genannt: Gottesdienste zum Schulanfang; Abendmahlsfeiern und/oder Taufen im KonfCamp; die traditionsreichen Erntedankgottesdienste (oft mit anschließendem Gemeindefest); der Gottesdienst am Toten- bzw. Ewigkeitssonntag (mit der Verlesung der Namen der im letzten Jahr Verstorbenen); Gottesdienste im Alten- und Pflegeheim (z.T. mit Demenzerkrankten); Feierabendmahl. Neu ist das interessante Projekt „Gottesdienst mit Lebensexperten“ (in der Nordkirche mehrfach erprobt); neu sind „Predigt-Slams“ (mit diesem Format wird besonders gern in Universitätsstädten mit Theologischen Fakultäten experimentiert); schon traditionsreich sind Urlaubergottesdienste am Strand, im Wald, in den Bergen und anderswo; vom Kirchenkreis verantwortete und gestaltete Tauffeste, ebenfalls am dritten Ort („outdoor“, am Wasser, oder in einer schönen alten Klosterkirche). Dazu kommt das reiche Gottesdienstangebot in den City-Kirchen (Ärztkezel, Politikerkezel, „Thomasmesse“, „Nachteulengottesdienste“, liturgische Events in den Jugendkirchen, Universitätsgottesdienste); Gottesdienste in unterschiedlichen musikalischen Stilen (Gospel-, Jazz-, Kantaten-Gottesdienste, gelegentlich auch mit avantgardistischer neuer Musik); Literatur und Filmgottesdienste. Es könnten mühelos weitere Beispiele hinzugefügt werden.

Manches findet sich auf der Ebene der Ortsgemeinden, manches z.T. auch außerhalb der Sonntagsgottesdienste; manches wird von mehreren Gemeinden oder vom Kirchenkreis getragen. Dazu kommt das reiche Gottesdienstangebot der City-Kirchen. Im letzten Jahrzehnt gab es bei der Neuentwicklung von alternativen Gottesdiensten (jenseits der evangelikal-missionarischen Modelle) eine spürbare Konzentration auf Ästhetik und das liturgische Erleben und ein deutliches Zurücktreten der politischen Themen. Gegenwärtig zeigt sich, dass gerade soziale und politische Themen zuneh-

19 Michael Herbst: Neue Gottesdienste braucht das Land, in: BThZ 13, 2000, 155-176.

20 Dazu Lutz Friedrichs: „Kommen Sie gut nach Hause“ – oder: wie die Schwelle zur Heimat wird. Eine liturgiegeschichtliche Wahrnehmung alternativer Gottesdienste am Beispiel GoSpecial, in: Irene Miltenberger / Wolfgang Ratzmann (Hg.): Jenseits der Agende. Reflexion und Dokumentation alternativer Gottesdienste, Leipzig 2003, 113-133.

mend wieder wichtig werden. Sie haben zusammen mit der Flüchtlingsthematik, aber auch im Kontext von Terror und Amokläufen erneut an Aktualität und Brisanz gewonnen und zu entsprechenden Gottesdiensten geführt.<sup>21</sup>

Was hat das mit liturgischer Bildung zu tun? Ich denke, sehr viel. Und zwar dann, wenn wir lernen und uns darin üben, die gegenwärtigen politischen und sozialen Themen und Probleme zusammen zu lesen mit den biblischen Überlieferungen und mit unserer eigenen persönlichen und familiären Geschichte, mit der Geschichte unseres Volkes im Kontext der Kriege und Katastrophen des letzten Jahrhunderts. Sie gehören zusammen! Das braucht eine liturgische und homiletische Gestalt und hat sie vielfach bereits gefunden.

Sieghard Wilm, der couragierte Hamburger Pastor, dessen Gemeinde in St. Pauli im letzten Jahr ihre Kirche für Flüchtlinge aus Lampedusa geöffnet und ihnen Kirchenasyl gewährt hat, schrieb unlängst in der ZEIT: „Die Bibel ist ein großer Flüchtlingsroman“. Ja, das ist sie. Von Adam und Eva und der Vertreibung aus dem Paradies über Kain und Terach, Abraham, Sarah und Hagar, von Mose und Josua, vom Exodus bis zur Landnahme, nicht zu vergessen Ruth und Naemi, von der Gerichtspredigt der Propheten bis zur Zerstörung des Tempels und zum babylonischen Exil, bis zu Jesus und den ersten christlichen Gemeinden sind die Themen Flucht, Asyl, Heimat, Heimatverlust, Vertreibung, Exil, Fremdheit, Schuld, Gewalt, Tod, Buße, Umkehr, Vergebung, Heimatlosigkeit, Unterwegssein und neue Heimat in der Nachfolge des Mannes aus Nazareth so etwas wie die Grundspur des biblischen Glaubens – sie mündet in der endzeitlichen Verheißung vom Kommen des himmlischen Jerusalem in Offenbarung 21, der Stadt, in der Gott endgültig bei seinem Volk sein und unter ihnen wohnen wird, und der Verheißung: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein“ (V. 4). Das sind die großen Horizonte und Versprechen des biblischen Glaubens, in die wir hineinwachsen und die im Gottesdienst, in Verkündigung und Sakrament erinnert, vergegenwärtigt und gefeiert werden.

Ich vermute, dass viele von Ihnen in ihren Gottesdiensten, Bibelstunden, im Altkreis, im Konfirmandenunterricht und anderswo diese Zusammenhänge zur Sprache gebracht haben. Eindrucksvolle Beispiele gab es auch im Rundfunk zum Thema Heimat, in *Klaus Eulenbergers* Morgenandachten der letzten Woche auf NDR-Kultur und in *Fulbert Steffenskys* Sendung über Heimat in den „Glaubenssachen“ am Sonntag im gleichen Programm.<sup>22</sup>

21 Gottesdienste aus politischem Anlass und mit politischen Themen haben seit den „Politischen Nachtgebeten“ der späten 1960er Jahre eine eigene Tradition. Zu dieser Tradition gehören seit Jahren die regelmäßig stattfindenden Bußtagsgottesdienste mit „amnesty international“ in der Hamburger Hauptkirche St. Katharinen. Entscheidend für die „friedliche Revolution“ in der DDR waren 1989/90 die zahlreichen „Friedensgebete“ bzw. „Gebete um Erneuerung“. Dazu Peter Cornehl: *Öffentlicher Gottesdienst?* (s. Anm. 18). Hinzu gekommen sind in leider zunehmender Zahl auch Trauergottesdienste nach aktuellen Katastrophen wie in New York nach dem 11. September 2001, nach den Amokläufen in Erfurt, Winnenden, Duisburg und anderswo. Vgl. dazu die Untersuchung von *Kristian Fechtner / Thomas Klie* (Hg.): *Riskante Liturgien. Gottesdienste in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit*, Stuttgart 2010.

22 Die Flüchtlingsproblematik ist seit einiger Zeit Thema in der Hauptkirche St. Jacobi in zeitnah zum Volkstrauertag stattfindenden Gottesdiensten („Requiem für die Toten an den Außengrenzen der EU“), die von der Flüchtlingspastorin der Nordelbischen bzw. mittlerweile der Nordkirche und der Ökume-

Liturgische Bildung, die diese Themen und Zusammenhänge in ihr „Curriculum“ aufnimmt, ist ganz bei ihrer Sache. Da zeigt sich ein weiteres Mal, dass liturgische Bildung kein formales Ding für liturgische Feinschmecker ist!

Drei m.E. wichtige Teilaspekte will ich noch kurz ansprechen, ohne sie weiter zu verfolgen. Das ist einmal (5.2) die Frage interreligiöser liturgischer Kommunikation, sodann (5.3) die Frage nach der unterschiedlichen, oft kontroversen theologischen Ausrichtung der alternativen Gottesdienste und (5.4) die Frage nach dem Zusammenhang zwischen agendarischen und außer-agendarischen Gottesdiensten. Alle drei Fragen betreffen das Thema liturgischer Integration.

*5.2. Eine Frage, die uns in der Zukunft zunehmend beschäftigen wird, ist: Soll, kann und darf es interreligiöse liturgische Kommunikation geben, gemeinsame Gebete von Christen, Muslimen, Juden, Buddhisten, Hindus aus aktuellem Anlass? Und wie sollte das aussehen?*

In manchen Ländern (wie den USA) mit einer selbstverständlicheren Praxis religiöser Verschiedenheit ist so etwas schon länger Tradition, anderswo, vor allem da, wo ein Klima gewaltsamer religiöser Intoleranz herrscht, wird das als falsche Religionsvermischung strikt abgelehnt. Beides hat seine Gründe. Und wir hier in Europa, in Deutschland? Ich glaube, wir stehen in dieser Hinsicht erst ganz am Anfang. Aber die Herausforderungen gibt es genug und hier und da auch erste ermutigende Beispiele. Klar dürfte außerdem sein:

*5.3. Die bloße Auflistung der neuen Gottesdienstformen reicht nicht aus. Vor allem ist die theologische Ausrichtung dieser Gottesdienste, Feiern und Gebete („jenseits der Agenda“) genauer zu untersuchen. Werden sie von einer bestimmten theologischen Bewegung getragen, sind sie einer bestimmten Frömmigkeit verpflichtet (evangelikal, liberal, befreiungstheologisch, friedensbewegt, feministisch)? Und wie äußert sich das liturgisch und homiletisch? Gibt es charakteristische Konflikte, Streit, Abgrenzung oder gar Ausgrenzung?*

Schließlich: Wie ist das Verhältnis zwischen liturgischem Pluralismus und Integration? Auch da scheint mir inzwischen erkennbar:

*5.4. Es handelt sich bei den neuen Formaten um Gottesdienstformen, die (auch bei großzügigster Interpretation) liturgisch nicht mehr alle unter das Dach des „Evangelischen Gottesdienstbuchs“ und seiner Strukturen zu bringen sind. Sie haben sich nach eigener Logik frei weiterentwickelt, manche als Ergänzung des agendarischen Angebots, andere in bewusstem Gegensatz zur Tradition. Wir haben*

---

nischen Basisgemeinschaft „Brot und Rosen“ getragen werden. Am Fachbereich Evangelische Theologie in Hamburg arbeitet Christian Gründer an einer liturgiewissenschaftlichen Dissertation, in der er den ebenfalls in Hamburg am Karfreitag stattfindenden „Kreuzweg für die Rechte der Flüchtlinge“ untersucht.

*diese alternative gottesdienstliche Szene bislang mehr oder weniger sich selbst überlassen. Auch wenn man keine Angst vor liturgischem „Wildwuchs“ hat,<sup>23</sup> ist doch zu fragen: Gibt es nicht auch ein berechtigtes Interesse daran, dass die zentrifugalen Tendenzen sich nicht total verselbständigen? Sollten wir uns nicht bemühen, zwischen den verschiedenen Weisen, Liturgie zu verstehen, zwischen den unterschiedlichen theologischen Szenen, Stilen, Milieus ein paar Brücken zu bauen? Oder sollte man darauf ganz verzichten und sich einfach an dem bunten, kreativen Pluralismus erfreuen? Auch das sind Fragen liturgischer Bildung, die uns beschäftigen sollten.*

Eine letzte Frage und eine abschließende These: *In welcher Haltung, in welchem Geist sollten wir unsere Gottesdienste feiern und weiterentwickeln?*

**These 6:** *Oder pia desideria für die liturgische Bildung im 21. Jahrhundert:*

*Wir brauchen ein weites Herz und eine offene Haltung, anders gesagt: eine „Liturgik der Entdeckung“, in der Wahrnehmen, Sich-Einfühlen, Verstehen und Gestalten eine Einheit bilden.*

Noch einmal: Alle diese Elemente gehören zusammen: die aufmerksame Wahrnehmung dessen, was liturgisch der Fall ist, in teilnehmender Beobachtung und Einfühlung, der kritische Vergleich aus Distanz und Nähe. Wir brauchen mehr historische Bildung auf dem Gebiet Gottesdienst und Verkündigung. Vor allem aber brauchen wir immer neu die Freude am Üben und Einüben, Lust zum praktischen Ausprobieren. Wahrnehmen, Verstehen, Tun und Gestalten – all das nicht als getrennte Akte, nicht unbedingt im Nacheinander, sondern als ein mehrdimensionaler Bildungsprozess. Wahrnehmen ist nicht nur Beobachten, schließt Empfinden, Sich-Einfühlen ein. Verstehen ist nicht nur ein kognitiver Vorgang, das Sammeln von Kenntnissen, Verstehen vollzieht sich auch im Tun. Im Vollzug begreift man oft auch die größeren historischen und kulturellen Zusammenhänge und fängt dann an, sich auch für ihre Herkunft, ihre Strukturen, Baugesetze zu interessieren. Schließlich: Wer ständig nur agiert, braucht irgendwann auch Abstand, um das, was da entstanden ist, zu überprüfen und sich (zusammen mit anderen) zu fragen: Was war gut, anrührend, was schrecklich oder gar peinlich? Vor allem: Was ist gelungen? Was soll Bestand haben?

Die Haltung, die sich dabei bewährt, hat Navid Kermani, der fabelhafte muslimische Gläubige, Schriftsteller, Orientalist und Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2015, in seinem im Sommer erschienenen Buch über das Christentum und seine Bilder so überschrieben: „Ungläubiges Staunen“<sup>24</sup>. Ungläubiges Staunen? Ja, aber auch ungläubiges Entsetzen, das uns überfällt, wenn wir wahrnehmen, was gegen-

23 Vgl. den erfrischenden Vorstoß von *Ralph Kunz u.a.*: Der neue Gottesdienst. Ein Plädoyer für den liturgischen Wildwuchs, Zürich 2006.

24 *Navid Kermani*: Ungläubiges Staunen. Über das Christentum, München 2015. Dass der Autor zugleich ein wacher, kritischer Beobachter der politischen Ereignisse und Schrecken ist, zeigen seine Reportagen aus Asien und dem Nahen Osten: *Navid Kermani*: Ausnahmezustand. Reisen in eine beunruhigte Welt, München 2013; erweiterte Paperback-Ausgabe 2015.

wärtig im Namen der Religion an blutigen, mörderischen Ritualen zelebriert und in den Medien lustvoll zur Schau gestellt wird! Vor allem aber Staunen: ungläubiges und gläubiges Staunen über die Vielfalt und Vitalität, in der gegenwärtig weltweit Liturgie gefeiert wird!

Vor zehn Jahren habe ich einer Sammlung von Studien den Titel gegeben: „*Die Welt ist voller Liturgie*“ (leider in der unglücklichen Formulierung „voll von Liturgie“; dass „voll von“ unschön und allzu hamburgisch ist, das habe ich erst bemerkt, als es zu spät war<sup>25</sup>). Die Welt ist voller Liturgie. Das gilt noch immer. Und manch Staunenswerte ist hinzugekommen.

Einiges hat sich fest eingepägt. Die Forderung der Friedensgebete im Oktober 1989 in Leipzig: „Keine Gewalt!“ Das Bekenntnis: „We are not afraid“, „We shall live in peace“, „We walk hand in hand“ aus „We shall overcome“, das sie in den Kirchen gesungen haben, bevor sie auf die Straße gingen und der Polizei entgegentraten. Die Liedzeile „Die Tore stehen offen, / das Land ist hell und weit“ (EG 395,3 von dem kürzlich verstorbenen Klaus Peter Hertzsch) und das ergreifende „Amazing grace“, vor einigen Monaten von Barack Obama, dem ersten schwarzen Präsident der Vereinigten Staaten, angestimmt und von allen mitgesungen in der Kirche in Charleston, in der ein fanatischer weißer Rassist während eines Gottesdienstes wahllos viele Menschen erschossen hat, als Zeugnis dafür, dass nicht Rache und Vergeltung, sondern Liebe und Vergebung die Zukunft gehört.

Oder halt Navid Kermani, der voller Staunen über so viel Schönheit christliche Bilder meditiert (und dann leider zusammen mit seinem katholischen Freund Martin Mosebach meint, sich über die unpoetische Moralreligion und die unsinnliche Dürftigkeit protestantischer Gottesdienste mokieren zu sollen.<sup>26</sup> Schade! Schade auch, dass er so viel katholische und kaum evangelische Beispiele, zu viel Caravaggio und so wenig Rembrandt gewählt hat!). Doch Recht hat er: Religion ist Fülle, sinnliche (und übersinnliche) Schönheit, allerdings auch Erschrecken und Abgrund, Gott bleibt ein unergründliches Geheimnis. Der Glaube führt uns über unser kleines Ich hinaus in große Horizonte.

Es wäre wunderbar, wenn liturgische Bildung etwas von diesem Staunen über die Fülle, die Schönheit und den Reichtum der Liturgie vermitteln würde.

<sup>25</sup> S.o. Anm. 8.

<sup>26</sup> Vgl. das Interview mit den beiden im Magazin der Süddeutschen Zeitung vom 28.8.15.

# Kommentare zum Vortrag „Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung“ von Peter Cornehl

## Förderung und Erneuerung des Gottesdienstes im niedersächsischen Kontext der Gegenwart

JOCHEN ARNOLD

Lieber Herr Cornehl, liebe Kolleginnen und Kollegen, Schwestern und Brüder, es ist mir eine Freude und eine Ehre auf dieses wundervolle Referat zu reagieren. Ich habe sehr viel gelernt und bin bewegt und berührt, vor allem über die kurze Episode von Isenhagen, die mir so deutlich nicht vor Augen war. Ich sage nun zunächst ein paar Sätze als Leiter dieses Hauses.

Je länger ich darüber nachdenke, denke ich: Wir stehen auf einem lebendigen, gut besäten und bewässerten Acker hier in Hildesheim und in unserer Landeskirche. Was hier gewachsen ist, verdankt sich einer guten, von Menschen gesäten Saat und natürlich dem göttlichen Segen. All dies geht nicht nur zurück in die Gründungszeit der ersten Arbeitsstelle Gottesdienst der Bundesrepublik in Hannover 1972, sondern auch in die der Liturgischen Bewegung der Zwanzigerjahre.

Wenn ich das Ziel in der Präambel des Michaelisklosters, die „Förderung und Erneuerung des Gottesdienstes und der Kirchenmusik in traditionellen und neuen Formen“ mit dem Programm der LKN von 1925 vergleiche, dann entdecke ich viel Gemeinsames:<sup>1</sup>

Kirchenmusik und Gottesdienst gehören zusammen, aber auch: Theologie und Liturgie gehören zusammen, sie brauchen einander in gegenseitiger Befruchtung und Kritik. Es braucht die Arbeit am Kirchenjahr und die liturgische Bildung der Pfarrerschaft, sie ist keine Selbstverständlichkeit. Die Situation in den 1970er und 1980er Jahren war diesbezüglich verheerend. Dagegen nenne ich nur *pars pro toto* die inzwischen fast deutschlandweit flächendeckende Gottesdienstberaterausbildung und das, was durch Thomas Kabel und sein Programm der Liturgischen Präsenz erreicht worden ist. Ein

1 Vgl. in P. Cornehls Referat folgende Punkte:

- die Klärung theologischer Grundsatzfragen – dezidiert lutherischer Ansatz.
- die Pflege des liturgiegeschichtlichen Erbes, dazu auch ihre Erneuerung.
- die Verbindung zur Kirchenmusik, dazu auch ihre Erneuerung.
- die Erarbeitung eines wiedergewonnen und nun umfassend ausgebauten Kirchenjahres im „Kirchenbuch für die Gemeinde“, sowie schließlich
- die kontinuierliche liturgische Aus- und Fortbildung von Pastoren, Kirchenmusikern und Laien an einem Ort.

Spezifikum bei uns „im Kloster“ ist, dass Pastoren, Kirchenmusikerinnen und Ehrenamtliche gemeinsam lernen (vgl. das Konzept von Isenhagen).

Insofern höre ich viel Bestätigung. Ich möchte Ihr Referat aber auch als kritischen Impuls aufnehmen und als Beitrag zum liturgisch-theologischen Gespräch.

Musik und Liturgie gehören zusammen – aber wie: Sind sie wirklich auf Augenhöhe? Wie ist das mit dem Zusammenwirken der beiden Hauptakteure an der Orgel (bzw. vor dem Chor) und am Altar!? Ist das Gefälle nicht womöglich noch größer als vor 90 Jahren?

Gehören Liturgie und Theologie heute geschwisterlich zusammen!? Liturgische und theologische Bewegung der 20er Jahre waren einander nicht unbedingt wohlgesonnen. Die eine (liturgische) war eher liberal-hochkirchlich, die andere konfessionell-lutherisch und in gewisser Weise konservativ-volkskirchlich gestimmt. Wie geht das heute? Ich gebe zu, dass ich hier bis heute eine gewisse Diskrepanz sehe. Menschen, die theologisch engagiert sind, wollen nicht unbedingt an der Liturgie arbeiten, halten sie oft trotz der „ästhetischen Wende“ der 1990er Jahre immer noch für eine *quantité négligeable*. Menschen, die liturgisch engagiert sind, erlebe ich in theologischen Grundsatzzfragen bisweilen als eigenartig gleichgültig, so als ob es auf aktuelle theologische Herausforderungen etwa im Bereich der Soteriologie oder der Ethik oder des interreligiösen Dialogs nicht ankäme: Hauptsache man hat schöne Paramente und Gewänder, Kirchenräume und Kerzen, ein ausgefeiltes Konzept in Sachen Perikopen ... Verzeihen Sie die Polemik. In der LK und in der LKN ist das natürlich nicht so!

Aber Ihre Anregungen sind viel zu substanziell, als dass ich nicht darauf eingehen sollte.

**Zu These 1:** *Liturgische Bildung braucht gerade heute eine Stärkung des geschichtlichen Sinns.*

Ja, ohne die historische Dimension, ohne geschichtliches Bewusstsein, geht es nicht, sowohl was das Lernen gottesdienstlicher Stücke und Lieder als auch was die eigene biographische Identität und Aneignung derselben angeht. Wir leben in einer bisweilen erschreckend geschichts-verachtenden Zeit.

Dennoch beobachte ich auch – in der Praktischen und Systematischen Theologie – ein merkwürdiges Verharren oder Zurückgehen zu historischen Fragestellungen. Hat das Geschichtliche *per se* schon seine Normativität? Das gilt kritisch für manche Art von Lutherverehrung. Bei Liturgikern gibt es das aber auch: Das Kyrie wurde im 6. Jh. n. Chr. zur Begrüßung des oströmischen Kaisers als eine Art Herrschaftsausrufung gebraucht. Müssen wir das Kyrie im Gottesdienst heute deshalb auch so verstehen? Sollten wir nicht vielmehr darüber hinaus nach den biblischen Wurzeln des Rufs in den neutestamentlichen Wundergeschichten fragen!? Oder: Was folgern wir aus der Tatsache, dass es in der Didache keine Einsetzungsworte gibt: Sollen wir sie dann auch wieder weglassen?

**Zu These 2:** *Am Anfang sollte eine möglichst genaue, ehrliche Bestandsaufnahme des gottesdienstlichen Lebens in unserer Gemeinde stehen.*

Wenn man die wunderbaren Räume unserer Kirchen sieht, die wir haben, und viele schöne Orgeln, dann ist das eine große Freude. Doch das reicht nicht. Kein Raum wird lebendig ohne die Menschen darin. Die Räume und ihre Menschen gilt es zusammen zu bringen. Das ist die Aufgabe. Danke!

Danke auch für ihre Ermutigung, Zahlen zu nennen. Das tut unser Zentrum für Qualitätsentwicklung aber nicht in der Weise, wie es im Reformpapier der EKD bisweilen herüberkam: als Generalverdacht gegenüber der Pfarrerschaft bzw. einem an sich schlechten Gottesdienst und schlampigen Predigten, sondern behutsam, mit offenen Rückmeldemöglichkeiten, die fehlerfreundlich sind und Mut machen zur Veränderung. Beim Zählprojekt in der Landeskirche Oldenburg kam z.B. heraus, dass der sonntägliche Gottesdienstbesuch zwar überschaubar ist, aber insgesamt deutlich mehr Gottesdienste besucht werden, als wir dachten. Nur hat sich die Gottesdienstlandschaft eben ausdifferenziert: Kasualien, andere/alternative Gottesdienste, Gottesdienste in Krankenhäusern, Schulen usw. Von daher ist die Situation eben doch nicht so entmutigend.

**Zu These 3:** *Liturgische Bildung sollte heute mit dem Elementaren beginnen, mit der Einführung und Einübung in die einfachen gottesdienstlichen Grundvollzüge: „Singen und Beten“.*

Ja, darin steckt wahrscheinlich das Geheimnis von gottesdienstlicher Bildungsarbeit. Für mich selbst ist es mittlerweile fast das Schönste, mit Menschen einfach nur zu singen. Viel Neues, aber auch Altes. Und dann noch elementarisierter als früher: z.B. Sing-spruch statt Kanon. Zeilenweise Vorsingen usw. Ich bin mir da für nichts zu schade ... (Man muss natürlich auch darauf achten, Menschen nicht zu unterfordern, aber das passiert selten). Problemanzeige: Dass an vielen Orten oft immer noch „nur“ die Orgel als Begleitinstrument verwendet wird bzw. die Organisten nicht zu Kantoren werden und vor die Gemeinde hintreten, das bekümmert mich. Denn so wird das gemeinsame Singen nicht wirklich gefördert. Wir brauchen hier einen neuen Aufbruch. Kleine Singgruppen machen das neue Lied präsent, ganz unaufgeregt kann es im Gottesdienst selbst angesungen und dann mitgesungen werden. Möglichst mit Klavier oder Gitarre, gerne auch mit einem Melodieinstrument. Hier haben uns die Freikirchen leider viel voraus. Da eifern Musikgruppen geradezu um die Wette, wenn es um gottesdienstliche Musik geht.

Auch an der Sprache unserer Gebete entscheidet sich viel, wahrscheinlich die Zukunftsfähigkeit des Gottesdienstes. Lesen wir Gebete ab? Oder beten wir? Tun wir es so, dass Menschen tatsächlich mit Gott reden können? Die sog. leichte Sprache kann hier helfen, ich bin zutiefst überzeugt davon. Sie darf aber auch nicht artifiziell kurz oder inhaltlich banal daherkommen, klar ...

**Zu These 4:** *Der liturgische Bildungsweg führt heute vom Einfachen zum Vielfältigen, vom Elementaren zum Komplexen. Die Aufgabe liturgischer Bildung umfasst deshalb auch eine Einführung und Einübung in den Reichtum der Agenden.*

D'accord! Oft – das müssen wir leider auch sagen – fehlt in unseren Gemeinden und ihrer Leitung hier eine wirkliche Souveränität. Wir spüren ein eigentümliches Verharren bei bestimmten überkommenen Formen. Dass es inzwischen agendarisch zwei Optionen, Form I (Messe) und Form II (Predigtgottesdienst mit Abendmahl) gibt, ist bei vielen in unseren Breiten immer noch nicht angekommen. Am meisten bekümmert mich das im Blick auf das Abendmahl. Viele Pastoren / Gemeinden sind vielfach bei Agenda I geblieben trotz der reichen Angebote des Gottesdienstbuchs. Sie kommen fast immer im Halbkreis nach vorne. Kinder sind nur manchmal zugelassen. Das hat mit Furcht vor Veränderung zu tun, aber auch mit mangelnder historischer bzw. theologischer Information.

**Zu These 5:** *Zur liturgischen Bildung gehört auch der wache Blick für die neue Vielfalt der gottesdienstlichen Szene, dann aber bitte auch die Bereitschaft, wenigstens an einer Stelle selber liturgisch aktiv zu werden und etwas Neues auszuprobieren.*

Genau dies macht einen wichtigen Teil unserer Arbeit aus. Erstes und zweites Programm stehen bei uns gleichwertig nebeneinander. In Reflexion und Praxis. Schwieriger ist gleichwohl die Beratung in beiden Feldern gleichzeitig und die Suche nach dem gemeinsamen ersten Programm. Wer nicht selbst experimentiert und den Mut hat, Dinge zu lassen, wird auf die Dauer mehr verlieren als gewinnen. Mut zum Risiko, „riskante Liturgie“ ist angesagt. Wir werden es einfach auch nicht immer allen recht machen können. Und das Dogma von Sonntag 10.00 sollten wir auch verabschieden, es steht weder in der Heiligen Schrift noch im Lutherischen Bekenntnis.

**Zu These 5.2.:** *Eine Frage, die uns in der Zukunft zunehmend beschäftigen wird: Soll, kann und darf es interreligiöse liturgische Kommunikation geben, gemeinsame Gebete von Christen, Muslimen, Juden, Buddhisten, Hindus aus aktuellem Anlass?*

*Hier stehen wir ganz am Anfang.* Sagt der Altmeister und ich sage: Ja und nein. Sie selbst, lieber Herr Cornehl, haben mit der Analyse der Trauerfeier nach 9/11 auf Ground Zero gut vorgelegt. Die LK hat mit der Publikation *Mit Anderen feiern* das Thema schon weit vorgedacht, auch wenn es bei der EKD nicht auf Begeisterung gestoßen ist. Ich sehe uns hier in einer wichtigen Herausforderung.

Gerade ist ein Buch erschienen, das ich mit Silke Leonhard, Friedhelm Kraft und Peter Noß-Kolbe herausgebe und das schon im Vorfeld durch den Bischofsbericht einigen

Wirbel erzeugt hat: Gottesdienste und religiöse Feiern in der Schule.<sup>2</sup> Beides darf und muss sein. Liturgische Gastfreundschaft etwa mit den Flüchtlingen an Weihnachten – dazu gibt es demnächst etliches auf unser Website – und die gemeinsam geplante multireligiöse Feier auf Augenhöhe. Wir brauchen beides: *interreligiösen Dialog bzw. Friedensarbeit und rituelle Formen, in denen wir gemeinsam und in Verschiedenheit mit anderen Gottesfürchtigen vor Gott hintreten und beten*. Für mich geht dies in der Regel gut nacheinander oder nebeneinander nach dem Modell von Assisi (Gebete und Lieder) usw., selten geht es schon miteinander (z.B. mit Lesungen und instrumentaler Musik). Aber Symbole der Gemeinsamkeit – und seien es nur Gesten und Kerzen – braucht es unbedingt auch gemeinsam.

**Zu These 6:** *Wir brauchen ein weites Herz und eine offene Haltung, anders gesagt: eine „Liturgik der Entdeckung“, in der Wahrnehmen, Sich-Einfühlen, Verstehen und Gestalten eine Einheit bilden.*

Das ist nicht nur ein wunderbarer Schluss für ein Referat, sondern auch eine weise Lebenshaltung. Ich möchte das hier in Hildesheim bieten, eine offene Haltung gegenüber unterschiedlichen theologischen, musikalischen und liturgischen Konzepten und Richtungen, damit wir nicht in der „Gefangenschaft des eigenen Milieus“ (Wolfgang Huber) stecken bleiben. Ich möchte gerne auch den Dialog mit verschiedenen Frömmigkeitsrichtungen in unserer Kirche wach halten, von der den Michaelsbrüdern bis zur Worship-Szene, von liberalen Professoren der Fakultäten bis hin zu frommen, bodenständigen Landgemeinden und ihren Kirchenvorständen.

Ich möchte dies in Zukunft mit noch größerer Aufmerksamkeit gemeinsam mit der LKN tun und freue mich auf weitere Jahre.

Herzlichen Dank.

---

2 Hannover 2015, hg. von J. Arnold, F. Kraft, S. Leonhard und P. Noß-Kolbe.

## Kommentar zum Vortrag „Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung“ von Peter Cornehl

CHRISTA KIRSCHBAUM

Liebe Festversammlung,

über die Bitte, zu Peter Cornehls Impulsreferat zum 90. Geburtstag der Liturgischen Konferenz Niedersachsens einen Kommentar aus kirchenmusikalischer Sicht zu geben, habe ich mich sehr gefreut.

Obwohl: Vorsicht! In den fast vierzig Jahren meiner kirchenmusikalischen Tätigkeit habe ich nie in einer lutherischen Kirche gearbeitet. Ich rede hier aus unierter Perspektive – die galt ja bei eingefleischten Lutheranern leicht als liturgische Schmutzdecke: Wie kann man nur solche Gottesdienste feiern, im liturgischen Mischmasch, abseits der gewohnten Struktur? Und jedes Mal kann etwas Anderes, Neues dabei herauskommen. So kann es tatsächlich geschehen, in aller evangelischer Freiheit.

Trotzdem bin ich kirchenmusikalisch zunächst lutherisch sozialisiert worden – und damit benenne ich schon das erste Problem.

Die liturgische Literatur für kirchenmusikalische Auszubildende ging und geht nach wie vor von der lutherischen Messe als Idealform eines Gottesdienstes aus. Hat man diese Form gründlich studiert und verstanden, eröffnet sie reiche Möglichkeiten für musikalische Gestaltung und Entfaltung.

Und sie bietet mit ihrer festen Ordnung ein sicheres Gerüst, das auch von einem liturgisch unmusikalischen Pfarrer nicht einfach ignoriert oder gar umgestoßen werden kann. Das schafft Planungssicherheit.

So wünschen es sich jedenfalls zahlreiche haupt- und vor allem nebenberufliche Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker. Denn alle liturgischen Formen, die Peter Cornehl als „Abweichung“ oder „liturgischen Wildwuchs“ beschreibt, brauchen immer wieder neue Verabredungen, grundsätzliche Klärungen und tatkräftige Gestaltung – d.h. viel Arbeitszeit.

Und dann treffen die Kirchenmusikerinnen in der gottesdienstlichen Praxis auf Pfarrer, die nicht primär durch die Erfahrung von schönen, gelungenen, gemeinsam verantworteten Gottesdiensten zum Theologiestudium gekommen sind. Das Fach Liturgik war für die heute mittelalten theologischen Jahrgänge die Spielwiese der konservativen Traditionalisten, Hymnologie war ein hoffnungslos abgedrehtes Elfenbeinturm-Fach. Das hat sich bei den Jüngeren zwar geändert, aber im Theologiestudium fristen beide Fächer nach wie vor ein Schattendasein. Immer noch ist es möglich, bis zum 8. Semester noch nie ein Ev. Gesangbuch in der Hand gehabt zu haben.

Erst in der Vikariatszeit werden endlich das nötige Basiswissen und hoffentlich inspirierende Impulse vermittelt.

Aber die Berufsgruppen, die doch miteinander planen, gestalten und die gottesdienstliche Feier leiten sollen, bleiben durch die gesamte Ausbildungszeit fein säuberlich voneinander getrennt – bis zum liturgischen Ernstfall in der Gemeinde. Dort wird das Fachwissen der Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker oft nicht genutzt, aus Unkenntnis, aber auch aus einem anderen Grund – denn jetzt kommt noch die Hierarchie ins liturgische Spiel: Wer hat letztendlich die Verantwortung und damit die Definitionsmacht über die Gestaltung des Gottesdienstes?

Und – wie war das doch gleich: Die Gemeinde feiert, nicht: Der Pastor hält den Gottesdienst?

In meinem ersten Jahr als Landeskirchenmusikdirektorin der EKHN fiel mir eine Fortbildung auf: „Liturgie ist, wenn alle singen (sollen) und keiner weiß, warum“ – eine Einführung in den Gottesdienst für neu gewählte Kirchenvorstandsmitglieder. Immerhin: Problem erkannt und angepackt!

Deshalb begrüße ich sehr Ihre Forderung nach liturgischer Bildung, lieber Herr Cornehl, und befürworte Ihre Thesen – und zwar nicht nur für Kandidatinnen und Kandidaten der Theologie.

Denn das von Ihnen beschriebene feste Haus, der Dom der Liturgie, ist ein Museum geworden, das im besten Fall staunend bewundert wird, meistens aber nur noch Schulterzucken hervorruft.

Wir werden in diesem Dom nicht mehr so schnell heimisch wie frühere Generationen, die sich von Kindesbeinen an regelmäßig in dieser liturgischen Architektur aufgehalten haben.

Heutige Menschen kommen liturgisch von den Hecken und Zäunen, bevorzugen statt des gemauerten Gottesdiensthouses das liturgische Wohnmobil und schlagen mal hier, mal dort ihre Zelte auf.

Ihr Elementarisierungsansatz, lieber Herr Cornehl, der Zugang über Beten und Singen, gefällt mir deshalb gut.

Über das Beten haben Sie viel gesagt, deshalb beziehe ich mich auf das Singen. Ich freue mich über Ihr Lob für die kreativen Zugänge zum Umgang mit unseren Kirchenliedern, das ich gern auch an die Kollegen aus dem Musikausschuss der Liturgischen Konferenz weitergebe – denn inzwischen haben wir fünf Bände mit „Neuen Zugängen zum Singen in der Gemeinde“ herausgegeben.

Aber immer noch ist Gemeindesingen eine Arkandisziplin. In der kirchenmusikalischen Ausbildung ändert sich das langsam; in der theologischen Ausbildung ist mir kein Institut bekannt, das einen solchen Kurs im Angebot hätte.

Ich glaube sogar, dass wir noch viel elementarer ansetzen müssen. Ich wünsche mir, dass der Gebrauch der eigenen Singstimme für Christenmenschen wieder selbstverständlich wird. In früheren Zeiten, so wird berichtet, wurden Evangelische am gemeinsamen Gesang erkannt. Da wünsche ich mir ein Revival, das ich gern auch mit anders religiösen Menschen teilen möchte.

Hier gilt es, einer großen kollektiven Scham mit Lust und Kompetenz fröhlich entgegen zu singen. Wir alle sind als Vorbilder gefragt, nicht nur auf unseren liturgischen Konferenzen, sondern in jeder Presbyteriumssitzung, im Konfirmandenunterricht, im Hochschulseminar und natürlich auch im Gottesdienst.

Allen, die sich dabei nicht so kompetent fühlen wie eine studierte A-Kirchenmusikerin, möchte ich mit einem Zitat von John Bell, dem Musiker der schottischen Iona Community, ermutigen:

„Vertrauen Sie der Stimme, die Gott Ihnen gegeben hat. Es ist die Stimme eines Engels in Ausbildung.“<sup>3</sup>

---

3 Aus: *John L. Bell: Ten golden rules for teaching new songs*, in: *Innkeepers & Light Sleepers*, Glasgow 1992, Deutsche Übertragung: Niels Kruse, in: *Hier und überall. Liturgien und Lieder der Iona-Kommunität*, Schottland Wild Goose Resource Group. Hg. von der Beratungsstelle für Gestaltung von Gottesdiensten und anderen Gemeindeveranstaltungen und der Missionsakademie an der Universität Hamburg, Frankfurt am Main, <sup>2</sup>2004. Bezug: [www.zentrum-verkuendung.de/online-shop](http://www.zentrum-verkuendung.de/online-shop).

## Vom Nutzen und Nachteil der Historie für die Liturgie

MICHAEL MEYER-BLANCK

Peter Cornehl hat in eindrücklicher Weise die gewichtige Kategorie der „Liturgischen Bildung“ in den Mittelpunkt seines Vortrags gestellt. Zentraler kann man das Jubiläum einer liturgischen Institution wie der LKN kaum begehen. Denn die Kategorie der „Bildung“ beschreibt ihre Gegenstände aus der Perspektive des Subjekts einerseits und aus der Sicht der kulturellen Objektivationen andererseits – und zwar beides jeweils zusammen. Bildung ist weder bloß subjektbezogen noch bloß sachbezogen, sondern nimmt die Gegenstände im Prozess ihrer Aneignung in den Blick. Weniger akademisch: Eine nicht feiernd angenommen Liturgie ist tot, eine liturgielose Spiritualität ist blind.

Die Dinge fügen sich: 1923 erschien auf Burg Rothenfels Romano Guardinis folgenreiches Bändchen „Liturgische Bildung“, 1925 wurde die LKN gegründet und 2015 stehen wir erneut am Anfang liturgischer Bildungsprozesse. Christoph Herbold hat mich gebeten, besonders zu dem historischen Aspekt etwas zu sagen – und das fällt leicht. Es wäre eine akademische Anstrengung wert, der These nachzugehen, dass die Kategorie der *Bildung* und die der *Geschichte* inhaltlich wie von ihrer Genese her denselben Ursprung haben. Denn das sich Bildende und der sich bildende Mensch – sie bilden sich geschichtlich. Hinter beiden Kategorien steht der Entwicklungsgedanke, der für das 19. Jahrhundert im Gefolge der Hegel'schen Philosophie charakteristisch ist. Zur Vertiefung dieser Einsicht ist jetzt leider keine Zeit, darum kurz und unbegründet thetisch: *Liturgische Bildung ist zunächst einmal historische Bildung*. Peter Cornehl stellt diese Einsicht an die Spitze seiner für heute wichtigen Thesen (These 1). Und damit fangen die weiteren Fragen schon an. Ich beschränke mich dazu auf drei knappe Bemerkungen, und ich füge noch einen kleinen Nachtrag zum Begriff der „liturgischen Bildung“ an.

### 1. Praktiker und Theoretiker

Die letzten 100 Jahre haben den Hiatus zwischen dem historischen Wissen weniger Liturgiker und dem historischen Interesse der Praktiker vergrößert – von den Gemeindegliedern ganz zu schweigen. Man muss an dieser Stelle nur die großen Niedersachsen Paul Graff und Christhard Mahrenholz erwähnen. Die historische Forschung nahm einen beachtlichen Aufschwung; aber das historische Interesse der gegenwärtigen Praxis diffundiert in plurale Wirklichkeiten und aktuelle Reaktionen. Die Frage heute lautet, was „relevant“ ist, während man vor 60 Jahren wissen wollte, was sich als schlüssig aus der historischen Entwicklung ergibt. Das Historische leidet unter Relevanzverlust. Zugespitzt: Historische Unbildung *in liturgicis* liegt im gesellschaftlichen Trend. Das meine ich analytisch und nicht kulturpessimistisch. Das ist die Realität – sie ist eine

Kränkung für den Bildungstheoretiker und Historiker. Damit ist jedoch produktiv umzugehen, anstatt Klagegesänge anzustimmen.

## 2. Verschiedene Arten von liturgiehistorischer Hermeneutik

Der Prozess des Relevanzverlustes des Historischen begann schon im 19. Jahrhundert, und zwar parallel mit dem Aufschwung der historischen Methode in der Wissenschaft, welche damals die weltweite Vormachtstellung der deutschen Universität begründete. Friedrich Nietzsche stellte schon 1874 in seiner zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ die kritische Frage: Dient die historische Arbeit wirklich dem Leben? Es gibt, so Nietzsche, „einen Grad [...] von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt“<sup>4</sup>. Etwas pathetisch fügte er hinzu: „Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten“ (KSA 1,293f.). Nietzsche unterscheidet drei Umgangsweisen mit dem historischen Stoff (KSA 1,262-268), und ich denke, das kann auch für Liturgiewissenschaft anregend sein. Die *monumentalische* Historie, so Nietzsche, ist vergangenheitsbegeistert und gegenwartskritisch. Das haben wir lange Zeit in den liturgischen Bewegungen gehabt, und daraus kam ein Großteil ihrer Kraft auch der LKN in ihrer Anfangszeit; aber daraus resultierte auch restaurativer Starrsinn – man denke nur an Agende I von 1955/59. – Die zweite Weise ist die *antiquarische*. Sie ist wertfrei und sammelwütig zugleich, so Nietzsche. Das ist die Gefahr der universitären Liturgiehistorie ohne Kontakt zur kirchlichen Relevanz. Auch das haben wir immer wieder, dieses Mal dann mit akademischer Kraft – und auch mit dem entsprechenden Starrsinn. Darum ist die einzig angemessene Weise die *kritische* historisch-liturgiewissenschaftliche Bildung. Diese ist begeistert von ihrem Gegenstand, ohne die Relevanzfrage zu vergessen – aber auch ohne den Irrtum, die Relevanzfrage kurzschlüssig aus aktuellen Bedürfnissen zu deduzieren. Eine kritische historische Umgangsweise ist, kurz gesagt, *gebildet*, also kritisch vor allem im Umgang mit sich selbst.

## 3. Historisches Bewusstsein und Kreativität

Peter Cornehl spricht in These 5.4 zu Recht von der Gefahr „zentrifugaler Tendenzen“ im Gottesdienst. Menschen mit einem historisch gebildeten Gottesdienstverständnis werden nicht die eigene Aktualität und Situation an die Spitze der Kriterien zur Gestaltung stellen. Das gilt nun nicht aus Beweggründen obrigkeitlichen Bewusstseins, sondern aus Einsicht in die Begrenztheit der eigenen Kreativität. Was ist nicht alles im Evangelischen Gottesdienstbuch (EGb) von 1999 noch an Schätzen zu entdecken, etwa in den Abendmahlsgebeten! Gerade im Umgang mit Agenden sollte man nicht monu-

4 Friedrich Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben [1874], in: Kritische Studienausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 1, München u.a. 1999, 243-334: 250 (= KSA 1,250).

mentalisch und nicht antiquarisch, sondern vielmehr kritisch sein. Dieses Bemühen aber ist alle Anstrengungen kirchlicher und akademischer Bildung wert.

#### 4. Liturgische Bildung

Insgesamt wird es sinnvoll sein, mindestens einen dreifachen Begriff von „liturgischer Bildung“ zu unterscheiden:

- *Erstens* bezieht sich die liturgische Bildung auf die *gebildete Partizipation* – also auf ein kritisches und selbstkritisches Erleben des liturgischen Geschehens; das betrifft z.B. die Haltung des Betens, die man schon als Kind lernen kann;
- *zweitens* ist liturgische Bildung wichtig im Hinblick auf grundlegende historische und sachliche *Informationen*, z.B. die unterschiedliche Funktion des gebeteten Psalms und der gebeteten Kollekte;
- *drittens* gibt es nicht nur eine Bildung für die Liturgie, sondern auch eine Bildung *durch* die Liturgie. Die Haltung des Betens bildet so zu einem Menschen, der kritisch ist gegenüber seiner eigenen Existenz als bloßer *homo faber*. Beten unterbricht. Der Bildungsgewinn durch dieses Phänomen ist nicht zu unterschätzen. Liturgiereform ist darum nicht nur Reform *der* Liturgie, sondern auch Reform *vonseiten* der Liturgie.<sup>5</sup>

---

5 *Andrea Grillo*: La nascita della Liturgia nel XX secolo. Saggio sul rapporto tra Movimento Liturgico e (post-) modernità, Assisi 2003, 71ff. 147.

## Kommentar zum Vortrag „Grundfragen gegenwärtiger liturgischer Bildung“

CHRISTOPH MEYNS

Im Braunschweiger Land nennen wir über 400 Kirchen unser Eigen, zumeist denkmalgeschützt. Sie sind, hier muss ich dem Referenten widersprechen, überwiegend weder „mittelmäßig“ noch „ziemlich konventionell“, sondern in ihrer Mehrzahl wunderschöne Zeugnisse der Bau- und Ausstattungskunst vergangener Jahrhunderte, die dazu einladen, sich liturgisch mit ihnen auseinander zu setzen und sie mit Leben zu füllen. Und eben das – „liturgische Räume lernen und uns darin üben“, so formuliert Peter Cornehl – geschieht, vor allem im Rahmen einer Ausbildung für Vikare, Lektoren und Prädikanten, die darauf mit kräftiger Unterstützung von Thomas Hirsch-Hüffell seit vielen Jahren großen Wert legt. Ich kann deshalb aus kirchenleitender Sicht einen recht hohen Stand der liturgischen Bildung zurückmelden. Lieblos zusammengestoppelte Abläufe oder unpassendes liturgisches Auftreten waren bei der großen Anzahl von Gottesdiensten, die ich seit meinem Amtsantritt erlebt habe, die Ausnahme. Es gibt eine gut ausgeprägte Sensibilität bei der Anpassung gottesdienstlicher Formen an die jeweilige Situation. Ob nun die kleine Form für den Sonntagsgottesdienst in einem 100-Seelen-Dorf mit Lesepredigt, zielgruppenorientierte Gottesdienste und Kasualien, solche aus aktuellem politischen Anlass oder das „große Besteck“ aufwendig gestalteter Festgottesdienste, ich erlebe ein gut entwickeltes Gefühl dafür, was passend ist, ohne dass es zu Formlosigkeit oder Wildwuchs käme. Probleme nehme ich an zwei Stellen wahr. Zum einen wird das Fürbittengebet immer wieder als paränetische Fortsetzung der Predigt missbraucht. Zum anderen gibt es besonders bei festlichen Gottesdiensten den Trend, den Gesamtablauf mit einem Zuviel an Texten, Liedern und Musik zu überfrachten. Hier wäre weniger mehr.

Was die Beteiligung am Gottesdienst betrifft, müssen wir m. E. der Realität nüchtern ins Auge sehen. Selbst wenn man neue Gottesdienstformen und Kasualgottesdienste mitzählt, wie Prof. Cornehl vorschlägt, ist die Zahl der Gottesdienstbesucher parallel zu der der Mitglieder deutlich zurückgegangen und geht weiter zurück. Es gibt zwar den Trend hin zu vielgestaltigen und zu stark öffentlich sichtbaren Gottesdiensten. Man darf sich aber dadurch nicht blenden lassen. Dem stehen viele Kirchen gegenüber, in denen nur noch wenige Male im Monat oder nur noch aus Anlass von Kasualien Gottesdienste gefeiert werden. Die Pluralität von Gottesdienstformen folgt der allgemeinen Entwicklung zu mehr Pluralität. Sie ist notwendig, stellt indes nur eine Unterströmung bei gleichzeitig sinkender Bedeutung religiöser Überzeugungen, Praktiken und Zugehörigkeiten dar.

Um dem, was der Referent in diesem Zusammenhang als „Enttäuschungen“ oder „kränkendes Gefühl persönlichen Versagens“ benennt, etwas entgegen zu setzen, ist es aus meiner Sicht hilfreich, sich aus einem gewissen Abstand heraus den gesellschaftlichen Kontext vor Augen zu führen. Dazu einige Zahlen. Die CDU hat seit 1990 40% ihrer Mitglieder verloren, die SPD 50%, die FDP 67%. Vereine haben heute im Vergleich

zu 1990 insgesamt 41% weniger Mitglieder. Die im DGB zusammengeschlossenen Gewerkschaften verloren im gleichen Zeitraum 30% ihrer Mitglieder. Dagegen haben die evangelische Kirche nur 21% und die katholische (aufgrund von Migrationsgewinnen) sogar nur 14% Mitglieder verloren.

Hier zeigt sich ein enormer Strukturwandel. Menschen definieren ihre Identität zunehmend nicht mehr über die Zugehörigkeit zu Institutionen, Parteien, Gewerkschaften, Vereinen oder Kirchen und die Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen. Alle haben Probleme, die Kirchen in Deutschland deutlich weniger als andere. Angesichts dieser Tatsache ist Unzufriedenheit mit dem Gottesdienstbesuch unangebracht. Wir sollten nicht fragen, was wir falsch machen, sondern was wir offensichtlich im Blick auf unsere Gottesdienste richtig machen und versuchen, das zu stärken und zu pflegen.

Peter Cornehl macht in diesem Zusammenhang zurecht auf die Bedeutung von Gottesdienst- und Gesangbuch, die Entwicklung neuer Kasualien und die Vielfalt der Formen aufmerksam. Glaubt man Soziologen, dann ist aber umgekehrt auch die Einheitlichkeit und Wiedererkennbarkeit von Gottesdiensten ein wichtiger Faktor für die Stärkung religiöser Überzeugungen und Praktiken. Es wird aus meiner Sicht deshalb darauf ankommen, beides, Einheitlichkeit und Pluralität des liturgischen Handelns, angemessen aufeinander zu beziehen.

Eine besondere Herausforderung liegt für die Braunschweiger Kirche aktuell darin, angesichts der Vielzahl von Kirchen in kleinen und kleinsten Dörfern Gottesdienstformen zu entwickeln, die so elementar sind, dass sie von Ehrenamtlichen durchgeführt werden können und den Bezug zur liturgischen Tradition bewahren, ohne banal zu sein. Dabei habe ich Schwierigkeiten mit der Vorstellung einer stellvertretenden Funktion des Gottesdienstes für andere. Denn damit wird dem eigenen Tun eine Bedeutsamkeit zugesprochen, die sie nicht haben kann. Ich halte es lieber mit den Worten von Christian Friedrich Henrici, genannt Picander, die J. S. Bach für die Sopran-Arie im zweiten Teil der Bach-Kantate „Schwingt freudig euch empor“ (BWV 36) vertont hat: „Auch mit gedämpften, schwachen Stimmen wird Gottes Majestät verehrt. Denn schallet nur der Geist dabei, so ihm solches ein Geschrei, das er im Himmel höret.“

# Liturgische Bildung zwischen Tradition und Erneuerung

JOCHEN CORNELIUS-BUNDSCHUH

Seit 90 Jahren prägt die Liturgische Konferenz Niedersachsen die Entwicklung des gottesdienstlichen Lebens nicht nur im Norden Deutschlands. Im Horizont nachlassender Traditionslenkung, wachsender Pluralität von Lebenswelten und veränderter Ausdrucksformen sozialen und religiösen Handelns übernimmt sie Verantwortung für die Gestalt und die Gestaltung des gottesdienstlichen Lebens. Dabei kommt dem Konzept der „liturgischen Bildung“ eine besondere Bedeutung zu.

Ich beginne mit einigen historischen (1) und aktuellen Beobachtungen (2), hebe vier Aspekte des Konzepts hervor (3-6) und benenne schließlich drei Herausforderungen (7-9). Für sie erhoffe ich mir von der Liturgischen Konferenz weiterführende Impulse, denn sie versammelt einen reichen Schatz an Wissen um die liturgische Tradition und ihre Pflege; sie hat Strukturen und Foren ausgebildet, die die unterschiedlichen Interessen im Feld des gottesdienstlichen Handelns zusammen und vor allem wechselseitig für einander zugänglich halten: Bewahrung und Erneuerung, Lebendigkeit und Klarheit, Beteiligung und Ehrfurcht; in ihr vernetzen sich die verschiedenen theologischen und liturgiewissenschaftlichen, aber auch kultur- und sozialwissenschaftlichen Kompetenzen, die für alle Bemühungen um eine sorgfältige Wahrnehmung und nachhaltige Gestaltung des komplexen Feldes nötig sind.

1. *„Liturgische Bildung“ ermöglicht eine bewusste Gestaltung des Wandels des gottesdienstlichen Lebens in einer sich verändernden sozialen und kulturellen Welt. Sie zielt auf die Stärkung einer volksskirchlichen evangelischen Frömmigkeit.*

Lassen Sie mich mit meinem Blick auf die Ausgangssituation beginnen, in der die Liturgische Konferenz ihre Arbeit aufnahm: Die überlieferten gottesdienstlichen Formen verloren im Laufe des 19. Jahrhunderts (weiter) an Bedeutung und Plausibilität. Der gesellschaftliche Wandel hin zu funktional differenzierten Systemen und pluralisierten Lebenswelten stellte die überlieferte gemeinschaftliche gottesdienstliche Praxis grundlegend in Frage. Nach einigen, auf obrigkeitliche Unterstützung bauenden Bemühungen um eine Fortführung bzw. Wiederherstellung der alten Formen gleichsam „gegen den Trend“ haben zunächst die Ältere und später die Jüngere Liturgische Bewegung die Herausforderung angenommen und mit Reformprozessen reagiert. In ihnen mischten sich restaurative Tendenzen mit „lebendigen“ Aufbruchshoffnungen, Kulturkonservatives mit innovativen Prozessen der Rationalisierung liturgischen Handelns, das Beharren auf der richtigen Tradition mit Widerständen gegen eine neue Lebens- und Weltordnung, die Raum und Zeit primär nach ökonomischen oder politischen Kriterien strukturierte.

Die Liturgische Konferenz nahm diese vielfältigen Bewegungen und Bestrebungen wahr und bemühte sich, sie im Horizont des (landes-) kirchlichen Handelns zu ordnen. Die Förderung gottesdienstlichen Lebens sollte sich im Horizont volkskirchlicher Frömmigkeit bewähren: Ein Buch für die Hand der Gemeinde sollte helfen, den umfassenden Anspruch des Glaubens im Rhythmus von Sonn- und Wochentag, von Alltag und Feier, von Gottesdienst und Hausandacht, von Gemeinde und Familie zu gestalten. Gegen die Pluralisierung der Lebenswelten, die als Verlust von kirchlicher Bedeutung wahrgenommen wurde, zielte das Buch auf eine Stabilisierung und Stärkung gemeinsam gestalteter Frömmigkeit. Gegen Differenzierungsprozesse wurde eine Einheitsperspektive hervorgehoben: „Gott ist gegenwärtig“ und gewinnt in liturgischen Vollzügen unter uns Gestalt! Gegen Wildwuchs, Privatagenden und Pluralisierungsprozesse wurde den Gemeinden und der interessierten Öffentlichkeit ein liturgischer Korridor eröffnet, der auf der Grundlage der von Experten gepflegten Tradition ein beschränktes Maß an Vielfalt zuließ und zugleich normieren und regulieren sollte.

Nach meinem Eindruck ging es bei all dem nicht um die möglichst konzise Weitergabe und kontrollierte Einübung in eine unhinterfragbare Tradition oder um einen mystagogischen Zugang zum gottesdienstlichen Geschehen. Liturgische Bildung sollte nicht einen Auszug aus den alltäglichen, lebensweltlichen Kontexten in eine religiöse Sonderwelt fördern, in der die kleine Schar den wahren Gottesdienst feiert, sondern volkskirchliche Praxis stabilisieren und fördern.

Dazu nahm das Buch u.a. moderne gemeindepädagogische Ansätze und ein (kognitives) Bildungsverständnis auf, das zwischen Tradition und Erneuerung, der Kraft der Überlieferung und dem Recht der Lebenden vermitteln will. Es setzte auf eine gottesdienstliche Bildung, die bewusst Distanzen zulässt: zur eigenen Frömmigkeit, zu den überlieferten gottesdienstlichen Formen und zur kirchlichen Praxis. In diesem Sinne sollte liturgische Bildung Kirchen, Gemeinden und Einzelne in eine gestaltete Freiheit führen: gottesdienstliches Leben in der Gegenwart wahrzunehmen, in seiner Tradition zu verstehen, seine aktuelle Praxis mit zu gestalten und daran selbstbewusst teil zu haben.

**2. „Liturgische Bildung“ ereignet sich in komplexen sozialen Konstellationen: Gottesdienstliche Formen bringen Distanz und Zugehörigkeit zum Ausdruck. Sie geben der öffentlichen Gestalt von Religion Gesicht und Gewicht. Sie wollen zugleich persönlich verantwortet sein.**

Die Liturgische Konferenz Niedersachsens hat mit ihrem Kirchenbuch einen Horizont für „liturgische Bildung“ eröffnet. Drei Szenen aus der heutigen Gottesdienstlandschaft sollen Aspekte andeuten, unter denen sich die Fragestellungen seitdem weiterentwickelt haben.

1. Im Gottesdienst wird eine Taufe gefeiert. Die Tauffamilie sitzt in der ersten Reihe. Als Fürbitte gehalten wird, erhebt sich die hinter ihr sitzende Gemeinde zum Gebet. Die Taufgesellschaft bleibt einen Augenblick zu lange sitzen und gibt sich damit als „kirchenfern“ zu erkennen.

In dieser Konstellation geht es um die Darstellung von Inklusion und Exklusion. Welche Herausforderung stellt sich damit für „liturgische Bildung“? Zielt sie darauf, dass möglichst viele wissen, wie „man“ sich in der Gottesdienstgemeinde „richtig“ verhält? Ist sie also eine Form von Sozialisation, die auf den Ausgleich von Defiziten der „Fernen“ zielt? Oder gilt sie der Gottesdienstgemeinde oder den liturgisch Verantwortlichen? Müssen die lernen, gottesdienstliche Abläufe so zu inszenieren, dass nicht Ausschluss, sondern Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Heiligen auch für die erlebbar wird, die nicht jeden Sonntag mitfeiern?

II. Der Gemeinderat einer Kleinstadt berät über einen weiteren verkaufsoffenen Sonntag. Geschäftsleute und Gewerkschaften bringen ihre Interessen ein. Auch die Kirchen sind um eine Stellungnahme gebeten. Sie betonen die Bedeutung der regelmäßigen Unterbrechung der Arbeit, der gemeinsamen Ruhe und des gemeinsamen Innehaltens. „Sie tun ja geradeso, als gingen die Leute stattdessen gemeinsam in den Gottesdienst. Das ist doch vorbei“, widersprechen die Befürworter. „Und die, die arbeiten müssen, können ja auch am Montag oder Dienstag ausschlafen.“

Was bedeutet in dieser Konstellation, in der das Wirtschaftsinteresse oder das Konsumerlebnis mit der religiösen Praxis um Gewicht und Bedeutung ringen, „liturgische Bildung“? Wie lässt sich öffentlich von der Nützlichkeit gottesdienstlicher Praxis für Gesellschaft reden? Wie kann der Glaube derart Gestalt gewinnen, dass er vielen erkennbar und plausibel erscheint und unterschiedliche Öffentlichkeiten verbindet?

III. Der Ehemann ist gestorben. Die Vikarin kommt zu der Witwe, um sie zu trösten und die Bestattung vorzubereiten. Mit den Worten: „Ich gehe jetzt, ich habe keine Lust zu beten“, steht die Tochter auf, als die Vikarin das Zimmer betritt und lässt ihre Mutter mit dem Besuch allein.

Im Trauerhaus treffen der privatisierte Glaube und die Suche nach angemessenen Formen der religiösen Begleitung aufeinander. Was heißt das für „liturgische Bildung“? Gottesdienstliche Formen ereignen sich in sozialen Konstellationen. Sie bringen Verhältnisse und Prozesse zur Darstellung, in denen ein eigenständiges, sozial und theologisch definiertes Gegenüber persönliches, privates Handeln (mit-) bestimmt und dessen Autonomie relativiert. Das Gebet ist dafür ein prägnantes Symbol. Die liturgische Form prägt der Situation Stempel auf, der sich die Vikarin nur schwer entziehen kann, auch wenn sie dies theologisch und seelsorglich gut begründet tun will.

Alle drei Szenen belegen: Gottesdienstliches Leben und Formen liturgischen Handelns markieren in besonderer Weise prägnant die öffentliche Präsenz von Glaube, Religion und Kirche. Sie bilden Zugehörigkeiten und Frömmigkeiten in unterschiedlichen Öffentlichkeiten ab. Diese stehen sich zumeist gleichgültig, zuweilen interessiert oder wie in der ersten Szene konflikthaft gegenüber. „Liturgische Bildung“ beinhaltet in diesem Horizont ein differenziertes Programm, das Glauben auf den verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Sozialgestalten stärkt. Sie muss den Traditionalismus der „Fernen“ und die Eventkultur der Gegenwart, das Nebeneinander von privatem, öffentlichem und kirchlichem Christentum und die verschiedenen Typen der Beteiligung berücksichtigen. Sie entdeckt die spezifische Bedeutung der unterschiedlichen Formen

für das Gesamt christlicher Existenz und sucht sie zugleich füreinander zugänglich zu halten.

**3. „Liturgische Bildung“ heißt: Religiös handlungsfähig werden zwischen Tradition und Erneuerung.**

„Liturgische Bildung“ führt in die Tradition ein. Sie lebt davon, dass Menschen die sozialen und emotionalen, geistlichen und geistigen Potentiale liturgischer Vollzüge entdecken. Dass sie die Schätze heben, die ihnen überliefert sind, und die Erfahrung machen, dass diese sie tragen. Ich nehme wahr, dass Kirche und Theologie sich in den vergangenen Jahrzehnten dieser Herausforderung gestellt und verstärkt die Bedeutung und Kraft der gewachsenen gottesdienstlichen Formen und Strukturen erschlossen haben. Das gilt etwa für Projekte zu Kirchenräumen, aber auch für eine intensive Arbeit an religiösen Festen oder zu Kasualien. In der theologischen Ausbildung hat die Liturgiehermeneutik ein großes Gewicht gewonnen.

Zugleich geht es bei „liturgischer Bildung“ um das „Recht der Lebenden“, das schon die Ältere Liturgische Bewegung um Smend und Spitta in ihren Reformbemühungen einforderte. Will der Glaube sich gegenwärtig in Freiheit bewähren, gilt es Fragen und Irritationen zuzulassen und neue Schritte zu wagen. Liturgische Richtigkeit und Eindeutigkeit sind um der Inkarnationsbewegung willen zu riskieren. „Liturgische Bildung“ zeigt sich als mutiger und gemeinsamer Aufbruch in ein unbekanntes Land, dessen Fremdheit auszuhalten und zugleich selbstbewusst zu gestalten ist.

Dabei lassen sich Traditionen wie z.B. der Beichtgottesdienst in ihrer Bedeutung für einen neuen Kontext wiedererschließen, aber es sind auch Herausforderungen wie z.B. Gottesdienste zum Kircheneintritt im Horizont der Überlieferung neu zu gestalten. Zwischen Tradition und Erneuerung sucht „liturgische Bildung“ prägnante Formen, die die bewegende Kraft und die Ausrichtung der Überlieferung aufnehmen und in einer heute überzeugenden Form Gestalt gewinnen lassen. Ihr Ziel ist es, dass Menschen individuell und gemeinsam religiös handlungsfähig werden, d.h. ihren Glauben im Horizont ihrer Tradition in ihrer Gegenwart frei und selbstbewusst leben.

**4. „Liturgische Bildung“ geschieht an unterschiedlichen kirchlichen Orten und in verschiedenen Sozialgestalten. Sie verstärkt sich, wenn die Prägnanz ihrer Formen sie wechselseitig füreinander erkennbar hält.**

Glaube und Frömmigkeit werden an unterschiedlichen kirchlichen Orten und auf verschiedenen sozialen Ebenen öffentlich erkennbar. Eine spezifische Bedeutung kommt dabei dem Gottesdienst der Gemeinde zu; seine Gestalt und seine Elemente: Gebet und Gesang, Verkündigung, Abendmahl und Taufe bringen in besonders überzeugender Weise die Grundstrukturen liturgischen Handelns zum Ausdruck. In anderen Kontexten: in Heimen und Kliniken, in Schulen, intimen Situationen in der Familie oder in medialen Angeboten werden sie aufgenommen, differenziert und spezifiziert, bleiben aber stets auf die Grundperspektive bezogen.

„Liturgische Bildung“ ist dann besonders produktiv, wenn sie auf eine wechselseitige Erkennbarkeit der liturgischen Praxis der verschiedenen Sozialgestalten, Ebenen und Orten baut: die Familie erlebt, dass es bei der liturgischen Praxis in der Kindertagesstätte, dem Krippenspiel, dem Fernsehgottesdienst und der Trauerfeier für die Großmutter um unterschiedliche Ausprägungen eines Vollzugs von Frömmigkeit geht.

Zugleich nehmen die unterschiedlichen Sozialformen im Prozess der „liturgischen Bildung“ spezifische Aufgaben für einander und für das Ganze wahr: Kleine Formen und Kasualien bilden Fühler in die gesellschaftliche Entwicklung, die Tisch- oder Abendgebetspraxis in Familien schafft Vertrautheit mit ritualisierten Vollzügen, die Citykirche, die verlässlich mittags einen schlichten Gottesdienst mit kleiner Zahl und wechselnden Teilnehmenden feiert, stellt ihrer Stadt eine „liturgische Bildung“ zur Verfügung, auf die sie in besonderen Situationen wie Katastrophen zurückgreifen kann.

##### 5. *„Liturgische Bildung“ bedarf als Kunst der Unterbrechung und des Innehaltens vor allem der sorgfältigen Wahrnehmung und Gestaltung der geistlichen Qualität des Raums, der Zeit und der sozialen Ordnung.*

Kirchenräume sind nicht an sich als heilig und auch nicht nur während des gottesdienstlichen Gebrauchs. Vielmehr sind sie *geprägt*: erinnerte Vergangenheit und erhoffte Zukunft; sie gestalten eine Differenz, die ausstrahlt. Der Kirchenraum existiert bezogen auf den öffentlichen Raum: in Differenz (Insel) wie in Öffnung und Zustimmung (Wahrzeichen, Herz der Stadt). Manche Familien, manche Dörfer oder städtischen Quartiere erzählen ihre (Glaubens-) Geschichten anhand ihrer Kirche: hier wurde schon die Großmutter getauft; hier ist der Pfarrer immer vom Ortsgruppenleiter abgehört worden; hier haben sie übernachtet während des Hochwassers.

Das gestaltete In- und Miteinander von sozialen und geistlichen Vollzügen eröffnet im evangelischen Kirchenraum besondere Chancen: in der Diakoniekirche gruppieren sich Büros, Beratungs- und Besprechungsräume um die Kapelle unter der Vierung. Das geistliche Zentrum strahlt aus in die vielfältigen Angebote. Hier können sich Einzelne zur Andacht zurückziehen, hier kann eine Beichte oder eine Segnung eine Begleitung abschließen oder eine weitere Dimension eröffnen, hier können regelmäßig Segnungsgottesdienste für die Stadt stattfinden.

„Liturgische Bildung“ arbeitet an der regelmäßigen Unterbrechung des gesellschaftlichen Lebens. Der Sonntag ist ein Geschenk Gottes an die Gesellschaft: Nur wenn wir gemeinsam feiern und innehalten, wissen wir, warum wir gemeinsam arbeiten. Die regelmäßige Begehung markiert die Grenzen des menschlichen Vermögens und die Kraft des gesegneten Anfangs: Alles Leben ist Gabe Gottes. Das Kirchenjahr feiern heißt, das Fragmentarische des menschlichen Lebens zu entdecken, und spricht von der Selbstrechtfertigung in der Zeit frei. So wird entschleunigt und den Menschen, den Dingen und der Natur ihre Zeit und ihre eigene Dynamik gelassen: Zeit zum Trauern und Erziehen, zum Feiern und Pflegen, zum Sterben.

Der Blick für die anderen öffnet sich, für die vorhergehenden und die nächsten Generationen, für den dreieinigen Gott und die Mitwelt. Gegen die Herrschaft des linearen, unaufhaltsamen Fortschreitens gilt: Umkehr ist möglich, eine Grenzziehung und freie

Selbstzurücknahme zugunsten der Natur, der Kultur, der Mitmenschen. Die Kirche feiert diese Unterbrechung öffentlich stellvertretend für die Gesellschaft und für Gottes Schöpfung.

Schließlich kommt im Gottesdienst eine soziale Ordnung zur Darstellung, die die bestehenden gesellschaftlichen Zuschreibungen in Frage stellt und als gestaltbare Konstellationen erkennbar macht. Sie ermöglicht ein freies und verantwortliches Miteinander der bleibend Fremden; sie stabilisiert das Recht und die Barmherzigkeit. Sie rückt die Gemeinde in einen weiten Horizont der Verbundenheit in Gottes Schöpfung, in Christi Leib und in der Gegenwart des erneuernden Geistes.

**6. „Liturgische Bildung“ erfordert ein Bewusstsein für den Kontext, in dem sich gottesdienstliches Handeln vollzieht, Erfahrungen von Selbsttätigkeit und erfolgreiche Performanz.**

Gottesdienstliches Handeln ist kontextuelles Handeln, das sich auf sozialräumliche Koordinaten des Handlungsfeldes, auf ökumenische Beziehungen und Traditionen der Frömmigkeit bezieht. Es ereignet sich in vielfältigen gottesdienstlichen Formen, die Räume und Zeiten und Menschen in ihrer Leiblichkeit ergreifen und ihnen Möglichkeiten eröffnen, ihren Glauben darzustellen. „Liturgische Bildung“ ist deshalb auch Einübung in die Kunst der Unterbrechung und des Innehaltens, durch die die heilsame Kraft der Teilhabe am gottesdienstlichen Vollzug erfahren wird und zugleich die Distanz und Freiheit zu selbstbewusstem und verantwortlichem religiösem Handeln.

In diesem Prozess, in dem das Miteinander zwischen dem Eintritt in die Tradition, der Erfahrung des Wandels und der Perspektive der eigenen Mitgestaltung ausgehandelt werden, spielen kulturanthropologische Einsichten eine besondere Rolle: je empfindlicher und wichtiger der Bereich ist, auf den sich das Handeln bezieht, umso ritualisierter werden Zugänge gestaltet. Und: je minoritärer oder gar ausgegrenzter die agierende Gruppe ist oder sich fühlt, desto einheitlicher und enger an einer spezifischen Auslegung der Tradition orientiert sie sich.

Wesentlich für den Erfolg „liturgischer Bildung“ sind Erfahrungen der Selbsttätigkeit. Liturgisches Handeln muss sich in den Vollzügen als hilfreich und produktiv bewähren. Jugendliche, die während ihrer Vorbereitung auf die Konfirmation einzeln, gemeinsam in der Gruppe und mit der Gemeinde positive Erfahrungen mit religiöser Praxis und gottesdienstlichen Formen machen, erleben sich in ihrer Frömmigkeit gestärkt. Dabei geht es neben dem Reden über vor allem auch um liturgische Vollzüge, die aus und für sich selbst sprechen: Liturgische Bildung gelingt, wenn Jugendliche erleben, dass an sie herangetragene Erwartungen durch die Taufe unterbrochen werden, wenn sie Zugang finden zu einer eigenständig gestaltbaren und in ihrem Umfeld plausibel kommunizierbaren Praxis des Gebets, wenn sie das Abendmahl als Feier der versöhnten Verschiedenheit begehen.

## 7. *Gegenwärtige Herausforderungen I: Die Kasualien als zentrales Element „liturgischer Bildung“.*

Volkskirchliche Frömmigkeit ist Kasualfrömmigkeit. Sie spielt für die „liturgische Bildung“ in der Volkskirche eine entscheidende Rolle. Kasualien verknüpfen in besonderer Weise die von Rößler identifizierten Bezugsgrößen des modernen Christentums: das Private, das Kirchliche und das Öffentliche.

Kasualien öffnen Räume und Zeiten, in denen die liturgischen Handlungen in ihrer privaten und öffentlichen Bedeutung thematisch werden und es zu einem Prozess „liturgischer Bildung“ kommt. Viele Gemeinden, Pfarrerinnen und Pfarrer achten darauf, dass die Kontaktflächen zwischen Lebenswelt und geistlicher Herausforderung in den Kasualien nicht schnell und glatt aneinander vorbei gleiten, sondern in denen sie zu diesen Anlässen aufgeraut werden, so dass es zu einem Innehalten, zu Austausch und Reibung kommt. Beispielhaft verweise ich auf die Stärkung der Elternarbeit im Umfeld von Taufe und Konfirmation oder auf die positiven Erfahrungen mit Aussegnungen, mit Nachbesuchen nach Beerdigungen oder mit Folgekontakten nach Trauungen.

„Liturgische Bildung“ ermutigt also dazu, das wechselseitige ‚Einstimmen‘ nicht zu leicht zu machen. Bei jedem Versuch, den Kontakt mit göttlicher Wirklichkeit verantwortlich zu gestalten, geht es auch um die Erfahrung der theologisch grundlegenden doxologischen Differenz. Grenzen menschlichen Handelns werden benannt, Erziehungs- oder Lebensziele relativiert: ‚Alle eure Pläne, Erwartungen, Hoffnungen für diesen Menschen und in dieser Beziehung brechen sich an der neuen Wirklichkeit, in die dieses Kind mit der Taufe, in die eure Beziehung durch Gottes Segen gerät.‘ Freiheit wird zum Schlüsselbegriff „liturgischer Bildung“: ihr seid neue Menschen, miteinander als Kinder Gottes und Glieder an einem Leib unterwegs auf offenen Wegen. Diese gebundene Freiheit impliziert eine Absage an die Logik des geplanten Lebens und des von anderen Mächten und Mächtigen gelebten Lebens.

Ich wünsche mir, dass die Liturgische Konferenz diese gestiegene Wertschätzung der Kasualien weiter fördert und kritisch begleitet. Wir haben insbesondere durch das Jahr der Taufe, dieses Sakrament und seine Gestaltung als Kasualie weiterentwickelt. Im Bereich der Trauung und der Bestattung nehme ich eine andere Entwicklung wahr: Das Interesse vieler Menschen an einer verantwortlichen Gestaltung ist hoch; die Formen werden jedoch von anderen Anbietern (Trauagenturen und Beerdigungsinstituten) vor allem für diejenigen weiterentwickelt, die höhere Erwartungen und bessere finanzielle Voraussetzungen mitbringen. Hier heißt „liturgische Bildung“ für mich, Menschen beizustehen, diese Übergänge in einem spezifisch evangelischen Horizont zu gestalten. Beispielhaft will ich das am Feld der Musik bei Trauungen und Beerdigungen erläutern: Gerade im Bereich der Musik haben wir als evangelische Kirche besondere Kompetenzen vorzuweisen. Wir haben uns jedoch vielfach mit unseren besten Musikerinnen und Musikern aus der Arbeit an Kasualien zurückgezogen. Vielleicht würde bei mancher eine andere Liedauswahl getroffen, ein neuer Blick auf die geistliche Qualität der Musik gewonnen, wenn wir eine qualitativ hochwertige musikalische Vorlage anbieten würden.

## 8. *Gegenwärtige Herausforderungen II: Die „liturgische Bildung“ konfessions- und religionsverschiedener Ehen und Familien.*

Haben wir in den beiden großen Kirchen durch unseren Umgang mit konfessionsverschiedenen Ehen zur Entkirchlichung nach dem 2. Weltkrieg beigetragen? Gespräche mit älteren Paaren, die von ihren Wegen mit beiden großen Kirchen erzählen, scheinen mir darauf hinzudeuten. Die Kirchen sind ihnen damals überwiegend auf der Grundlage ihrer jeweiligen Organisationslogik begegnet und haben den weiteren Weg für die Familie nur so oder so sehen können. Ob und wie es liturgisch möglich ist, den Respekt vor dem Anderen und die Deutlichkeit im Eigenen in der liturgischen Praxis einer Familie zu verbinden, diese Frage haben wir nicht selbst beantwortet, sondern sie den ‚abweichenden‘ Familien zugemutet.

Sie wird uns in den kommenden Jahren im Blick auf religionsverschiedene Ehen und Familien neu und zugespitzt gestellt werden. Bisherige Formulare bieten der anderen Religion kaum Raum – sie kommt eher als Leerstelle in den Blick denn als eigenständige theologisch zu würdigende Größe. Unsere Gemeindeglieder werden aber danach fragen, wie sie ihren Glauben, ihre Liebe zu diesem Menschen, der ander(e)s glaubt, und ihr Familienleben liturgisch und theologisch angemessen gestalten können.

Die Trauagende der UEK schlägt 2006 in ihrem Entwurf mit dem Introitus (Ps 36) einen Ton an, der ins Gespräch führen kann. Statt die ‚Menschenkinder‘ zu übersehen oder ihre Lage zu verschweigen, sagt sie ihnen Gottes Güte an. Unter dem Schatten von Gottes Flügeln finden nicht nur die Gläubigen Zuflucht; Gott tritt auch in eine Beziehung zu den anderen, ist auch für sie Quelle des Lebens und ‚Erkenntnisprinzip‘: denn in deinem Licht sehen sie das Licht.

Die Liturgie folgt dann dem ‚normalen‘ Formular. Die Traufrage an den nicht getauften Partner, die Partnerin ist auf Aspekte des zwischenmenschlichen Zusammenlebens reduziert. Insgesamt bleibt der Eindruck: Die Religiosität des oder der anderen kommt kaum in den Blick. Ähnliches gilt für Fragen, die das zukünftige gemeinsame (religiöse) Leben betreffen: Wie leben wir als Paar oder Familie zusammen mit unseren unterschiedlichen religiösen Vorstellungen? Wie reden wir über Glaube und Religion mit unseren Kindern, wie beten wir mit ihnen? Sind wir gemeinsam auf einem Weg mit Gott? Wie verhalten wir uns zur kirchlichen oder religiösen ‚Gemeinde‘ des oder der jeweils anderen?

Die Bibel ist voll von Modellen der Begegnung: Vereinnahmung und Spott, Imperialismus und Abgrenzung, auch Kohabitation. „Liturgische Bildung“ übernimmt Verantwortung dafür, wie Menschen religiös handlungsfähig werden im Miteinander mit Menschen anderen Glaubens – oder ohne Glauben.

### 9. *Gegenwärtige Herausforderungen III: „Liturgische Bildung“ im Horizont des Trends zum Event.*

In der liturgischen Debatte haben Events in den letzten Jahrzehnten an Gewicht gewonnen. „Wenn der Glaube schwindet, werden Stilfragen interessant“, schreibt der Journalist Peter Kemper 2001. Kann das gottesdienstliche Leben vom „Trend zum Event“ profitieren, den es seit dem 19. Jahrhundert etwa im „Kult des Nationalen“ mit vorangetrieben hat?

Kirche verschließt sich diesem Prozess nicht, sondern macht deutlich: Gottes Bewegung in die Welt zielt auf das Leben der Menschen und der Erde. Kirche ist in der Lage, der Öffentlichkeit gerade für Situationen, die die jeweilige Handlungsfähigkeit übersteigen, auch kurzfristig angemessene Riten, Symbole und hilfreiche Worte zur Verfügung zu stellen. Das Evangelium gilt auch einem Publikum, also Menschen, die nur kurz hereinschauen oder vorbei flanieren.

Zugleich setzt die Eventisierung Menschen voraus, die religiös handlungsfähig und liturgisch gebildet sind und ihr Wissen: Wie man still wird, wie man betet, wie man sich in geprägten geistlichen Räumen verhält, der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. In ihrer Praxis gewinnen die Paradoxien der Eventkultur ein Gesicht:

1. Events verlangen nach Gestaltung, aber gute, tragfähige Erlebnisse lassen sich nicht ‚machen‘; sie entziehen sich jeder Instrumentalisierung.
2. Der Wunsch nach stetiger Intensitätssteigerung erhöht das Enttäuschungsrisiko.
3. Events zielen auf die große Zahl. In der konkreten Durchführung orientieren sie sich aber an den jeweils typischen, letztlich marktförmig bestimmten Lebensstilen. Sie fördern damit eine weitere Segmentierung von Kirche und Gesellschaft.

Im Sinne der „liturgischen Bildung“ sehe ich die Aufgabe der Liturgischen Konferenz darin, sich um die reflexive Einbettung des Events in die Tradition und um seine theologische Durchdringung zu bemühen. Es geht im gottesdienstlichen Handeln um einen Zuspruch, den sich ein Paar genauso wenig selbst sagen kann wie Eltern, die ihr Kind zur Taufe bringen. Teilhabe am gottesdienstlichen Vollzug bedeutet den Eintritt in eine Tradition aus guten Worten, tragfähigen Geschichten und hilfreichen Symbolen, die nicht in jeder Situation neu erfunden werden muss. Gottesdienstliche Praxis gliedert in einen Leib ein, der nicht über soziale und kulturelle Merkmale konstituiert wird und seine Identität nicht durch Abgrenzung schafft, sondern Zugehörigkeit als Bindung an Christus und Befreiung zur persönlichen Zustimmung und zur Differenz versteht. Wir bleiben nicht unter uns, weil der dreieinige Gott nicht ‚unter sich‘ bleibt, weil Glaube immer heißt Fremden und Fremdem zu begegnen. Das gilt zwischen den verschiedenen kirchlichen Orten und Sozialgestalten: die Kirche der Kirchenmusik wird einmal im Jahr zur Vesperkirche; in der Jugendkirche werden vier Mal im Jahr Segnungsgottesdienste gefeiert; das gilt aber auch in einem weiten weltzugewandten Sinn: Wir feiern Gottesdienst zum Lobe Gottes und für den Frieden auf Erden.

# Kommentare zum Vortrag „Liturgische Bildung zwischen Tradition und Erneuerung“ von Jochen Cornelius-Bundschuh

## Kommentar von Klaus Grünwaldt

Ich gebe mein Votum aus und mit der Perspektive der Arbeit an konkreten Agenden – im Liturgischen Ausschuss der VELKD. Wir arbeiten aktuell an einer neuen Agende für die Taufe. Mir ist bewusst, dass diese Perspektive eine enge Perspektive ist, ich finde sie aber sehr wichtig.

### Was hat Agendenarbeit mit liturgischer Bildung zu tun?

Wir denken, sehr viel: Agendenarbeit ist liturgische Bildung im Vollzug.

1. Wenn es zur liturgischen Bildung gehört, den Gemeinden als den Gottesdienst Feiern, Handlungssicherheit zu vermitteln, dann haben verbindliche, wiedererkennbare Gottesdienstabläufe, für die die Agenden ja stehen, einen hohen Wert. Liturgie ist etwas Vertrautes, etwas Bleibendes – jedenfalls für 1-2 Generationen. Das hat einen nicht zu unterschätzenden Wert.
2. Liturgie ist ein Symbolsystem mit unterschiedlichen Zeichensprachen:
  - a. Wort – Handlung – Musik – (Raum – Zeit) um nur drei (bis fünf) zu nennen
  - b. Verstehen von Liturgie ereignet sich, wenn diese in einem sinnvollen, stimmigen, plausiblen Verhältnis zueinander stehen und sich gegenseitig beleuchten.
  - c. Wir haben in unserer liturgischen Arbeit zuletzt darauf geachtet, dass das Steffensky'sche Diktum von der Wortinkontinenz evangelischer Gottesdienste nicht zutrifft und auf die Evidenz von Riten, Gesten, Handlungen gesetzt – das gesprochene Wort sparsam eingesetzt.
  - d. Verstehen ist kein rein kognitiver Akt -> These 5.3 bei Bischof Cornelius-Bundschuh zur Kultur spricht für sich.
3. In evangelischen Agenden (und den ev. Kirchen) hat die Erneuerung Tradition, dabei kommt die Erneuerung aus der Tradition. Luther hat kein neues Evangelium geschrieben, sondern das alte neu erschlossen. Gute Liturgie hat einen Blick für die Leistungs- und Tragfähigkeit des Alten, Bewährten. Sie setzt auf starke, (alte) Zeichen. Wenn Glauben Vertrauen ist, kann das Vertraute Glauben stärken. Dabei darf es nicht das Ziel agendarischer Arbeit sein, dass die neuen Agenden in liturgiewissenschaftlichen Fachmagazinen positiv rezensiert werden. Die entscheidenden Rezensenten für Agenden sind die Gemeinden. Die entscheidende Frage ist darum nicht, ob alle historischen Gesichtspunkte berücksichtigt sind, sondern

ob die Agende plausibel ist, ob sie funktioniert – und ob sie schließlich auch in Gebrauch genommen wird.

Dabei darf sie weder der Versuchung des Populismus noch der des Traditionalismus erliegen. Agenden sollen haltbar sein – eine bis zwei Generationen. Haltbarkeit darf aber nicht durch Sterilisation von Worten und Zeichen erreicht werden.

Liturgische Bildung durch Agendenarbeit hat genau hier ihre größte Herausforderung.

4. Liturgische Bildung durch Agenden ist eine kirchenleitende Aufgabe. Darum ist es gut und angemessen, dass heute ein Bischof zu dem Thema zu uns gesprochen hat. Der Gottesdienst ist ja der Ort, an dem die Einheit der Kirche sichtbar wird und ist – und das Bischofsamt ist das Amt der Einheit.

Meine Tradition, die lutherische, nimmt diesen Aspekt sehr ernst – so erlebe ich das. Das sage ich nicht abgrenzend!

Liturgische Bildung heißt darum für mich auch, bei den für den Gottesdienst Verantwortlichen – den Pfarrerinnen und Pfarrern und dem Kirchenvorstand - den das *ius liturgicum* Ausübenden - für den Gebrauch von kirchenleitend eingeführten Agenden zu werben.

Wir bemühen uns, solche Agenden zu erarbeiten, die man gerne benutzt und für die man gerne wirbt!

## Kommentar von Stefanie Lohmann

Liebe Jubiläumsgäste, verehrter Professor Cornelius-Bundschuh!

Als Vorstandsmitglied der LKN und als Frau, die frisch im Berufsleben steht, darf ich auf den Vortrag von Professor Cornelius-Bundschuh reagieren; aus der Perspektive einer Pastorin und ihrer Gemeindearbeit.

Eindrücklich haben Sie, Herr Landesbischof, mit Praxisbeispielen aus dem Bereich der Kasualien begonnen. Dem kann ich mich anschließen. Auch ich habe diese Erfahrungen gemacht. So vielfältig die Menschen, ihre Hintergründe, Bildung und Berührung mit Religion, Liturgie und Ritualen ist, so groß ist auch die Spannweite von „liturgischer Bildung“ und der Erwartung an Liturgie.

Aber gerade darum machen mir vor allem die Kasualien am meisten Freude. Denn da zeigt sie sich. Und es wird daran deutlich, wo Liturgie und religiöse Rituale im Leben eines Menschen eine Rolle spielen: vor allem an den Schwellen und Wendepunkten des Lebens. Und das ist doch entscheidend. Das ist nicht zu unterschätzen.

Ich halte genau das auch für unser Alleinstellungsmerkmal, also das des Glaubens und der Kirche.

Genau das will ich mit meinem Beruf auch machen und begleiten. Das ist meine Motivation.

Denn Liturgie und liturgische Bildung sind Grundlage unseres gelebten und geteilten Glaubens. Sie haben immer noch große Präge- und Tragekraft.

Z.B. erinnere ich eine Kanufahrt mit Jugendlichen, wo wir bei der allabendlichen Andacht das Vaterunser gebetet haben. Das Gebet hat diese inhomogene Gruppe in diesem Moment stark verbunden.

Natürlich spüre ich als neue Pastorin in der Gemeinde, die nach über 30 Jahren einen Pfarramtswechsel erfahren hat, auch ganz besonders die Spannung von Tradition und Neuerung, der auch die liturgische Bildung ausgesetzt ist.

Immer wieder stehe ich von Neuem vor der Frage: Welche Rituale und Traditionen ist man hier gewohnt, welche lohnt es sich beizubehalten, welche sind veränderungswürdig?

Sowohl das Festhalten an Altbewährtem, das Geborgenheit und Vertrauen gibt, als auch der Wunsch nach Neuem ist für mich zu spüren, wie auch Widerstand, wenn ich zu viele neue und ungewohnte Akzente setzen will.

In meinem Dorf – und ich denke, da unterscheidet es sich nicht von anderen – steht die liturgische Bildung aber noch vor einer ganz anderen Herausforderung und ist gefordert wie nie.

Denn verschiedenste Kulturen und Religionen bzw. Religionsgemeinschaften treffen da zusammen.

Diesen Aspekt möchte ich, Herr Cornelius-Bundschuh, ihrem Vortrag noch hinzufügen.

Ich denke dabei besonders an Schule und Kindergarten, wo Muslime, Baptisten, katholische und evangelische Christen zusammen sind und leben. So muss ich mir als Pastorin vor diesem multikulturellen und multireligiösen Hintergrund gut überlegen,

wie ich beispielsweise einem Einschulungsgottesdienst ein christliches Gepräge verleihen, ohne Andersgläubige auszuschließen.

Das bedeutet eine Erhöhung der sowieso schon vorhandenen Arbeitsverdichtung für meine Kollegen und mich. Und, gepaart mit dem allgemeinen Traditionsabbruch, ist es in Bezug auf liturgische Bildung erforderlich, sich immer wieder bewusst zu machen: Ich darf nichts voraussetzen – nicht nur im Konfirmationsunterricht. Trotzdem sind heutzutage Angebote von Liturgie und kirchlich-religiösen Ritualen und Texten wichtig und doch auch gewünscht.

Wenn auch der Gottesdienstbesuch weniger wird: Würde man den Gottesdienst ausfallen lassen, würde es – zu Recht – Beschwerden hageln.

Und genau darum müssen wir alle doch, die sich für liturgische Bildung einsetzen, auch die fördern und fordern, die nicht hauptberuflich damit zu tun haben, wie z.B. Lektoren und Prädikanten und Kirchenvorstandsmitglieder.

Gerade vor dem Hintergrund, dass Stellen gekürzt werden und Gemeinden fusionieren und Gemeindeglieder unterschiedliche Liturgen und Liturgien erleben. Darin müssen wir unterstützen und begleiten. Das wünsche ich mir für die Zukunft der Qualität des Gottesdienstes und der liturgischen Bildung.

## Kommentar von Tillmann Benfer

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Mitfeiernde,

„Liturgische Bildung“ beschäftigt uns hier und heute, und auch gestern schon. Und auch jetzt, ähnlich wie schon gestern durch die Kollegin Christa Kirschbaum, ein Kommentar, nein ... eher einige ergänzende Bemerkungen dazu aus der kirchenmusikalischen Perspektive.

Ich bin versucht, diese ergänzenden Bemerkungen mit einem Geständnis zu beginnen. Mein Studium der Kirchenmusik liegt schon etwas länger zurück, und ich gestehe, dass seinerzeit das Fach Liturgik nicht zu meinen mit besonderem Nachdruck oder Eifer studierten Fächern gehörte. Anderes interessierte mich damals mehr. Obwohl fachlich kompetent unterrichtet, war mir damals der inhaltliche Nutzen der Vorlesungen im Hinblick auf die spätere Anwendungsrelevanz noch nicht so wirklich klar.

Nichtsdestotrotz bin ich nunmehr seit ca. drei Jahrzehnten Mitglied der LKN, die längste Zeit davon im Vorstand. Die vielleicht jetzt unausgesprochen im Raume stehende Frage, ob ich in die LKN gegangen sei, weil ich es vielleicht besonders nötig gehabt hätte, stelle ich zurück zugunsten der schlichten Behauptung, dass mir die kirchenmusikalische Praxis sozusagen im Vollzug deutlich gemacht hat, wie hoch die Wichtigkeit der „Liturgischen Bildung“ für mein Arbeitsfeld zu veranschlagen ist.

Eigentlich hätte ich den großen Domschlüssel mitbringen sollen, den ich täglich benötige, um an den – so immer wieder mein Empfinden – privilegierten „Arbeitsplatz“ zu kommen. Er sieht beeindruckend aus in seiner Größe. Und doch reicht er nicht aus. Damit komme ich zwar in das Gebäude Dom, aber es bedarf noch eines zweiten Schlüssels, eines liturgischen Schlüssels, der mir erklärt, wie ich meine „Arbeit“ in diesem geprägten und prägenden Raum im Sinne und im Dienste der musica sacra tun kann.

Der Referent hat seinen Vortrag mit zwei Konkretisierungen beschlossen. Hieran anknüpfend möchte ich kurze Beispiele geben, wo in meinem Umfeld „Liturgische Bildung“ geschieht, verbal und auch non-verbal.

Da ist die Chorarbeit, in der immer dann, wenn es sich anbietet, den Sängerinnen und Sängern die Auswahl der Stücke für einen konkreten Gottesdienst erläutert wird, in der die einzelnen Teile einer Messe im Verlaufe der Probenarbeit entschlüsselt wird.

Da ist die C-Ausbildung: Immer wenn ich mit dem Fach Liturgik beginne, diktiere ich den Teilnehmern – in veränderter Reihenfolge – die vier Grunderfahrungen, die das EGb in seiner Hinführung zum Thema Gottesdienst anführt: „sich sammeln“, „Orientierung finden“, „Gemeinschaft erfahren“, „sich senden lassen“. Und dann bitte ich sie, diese in eine sinnvolle Reihenfolge zu bringen. Daraus ergeben sich interessante Diskussionen, und dies umso mehr, wenn man die dann geäußerten Gedanken an den jeweiligen, sehr individuellen Gottesdiensterfahrungen der Einzelnen spiegelt.

Da ist die Orgelführung, bei der die Teilnehmer etwas über die Funktion des Instrumentes Orgel im Kirchenraum erfahren im Zusammenhang z.B. von Standortfragen.

Da sind die Kirchenführungen, und in dem Zusammenhang erlebe ich bei den Damen und Herren, die sich zu Kirchenführern qualifizieren, ein großes Interesse auch an den

theologischen und liturgischen Aspekten und Deutungen dieses Raumes, seiner Ausstattung, seiner Architektur, seiner Bilder oder anderer Kunstschätze.

Da ist die Schulklasse (vermutlich 10. oder 11. Klasse) im Dom zu einer Besichtigung, und ich bemerke, wie ein Schüler der zweiten Bankreihe seinem Vordermann auf die Schulter tippt und ihm, als dieser sich umdreht, klar macht, dass man in der Kirche den Hut, die Mütze oder die Kappe abnimmt, wenn man sie betritt, sich in ihr aufhält. Auch an diesem kleinen Punkt wird sie sichtbar, die „Liturgische Bildung“.

Lassen wir doch nicht nach, sie noch viel mehr Menschen zu vermitteln, uns selbst, anderen, sie erlebbar, erfahrbar zu machen.

# Thema mit Variationen

## Neue Gottesdienste und liturgische Tradition

MARTIN NICOL

### Zum Auftakt: Outing Mein Standort

Um „in“ zu sein, sollte man sich „outen“. Deshalb signalisiere ich gleich zu Beginn, wo ich stehe, was von mir zu erwarten ist und was ich garantiert nicht biete.

Ich oute mich als liturgoman.<sup>1</sup> Die Einschätzung der entsprechenden Symptomatik wechselt stark. Auf der einen Seite gilt, wer sich zur Liturgomania bekennt, als evangelisch nicht mehr ganz zuverlässig.<sup>2</sup> Auf der anderen Seite darf man unter Liturgomania gewisse Merkmale der Persönlichkeit verstehen, die zur sachgemäßen Bewältigung der liturgischen Aufgabe durchaus förderlich sind. Ich bin liturgoman. Das erklärt, wofür ich stehe. Und klärt, was mit mir nicht zu machen ist. Kurz und klar: Ich bin kein Hochkirchler. Ich bin kein Kryptokatholik. Ich bin nach Herkunft und Überzeugung evangelisch, brauche keine Stola und trage den schwarzen Talar mit Stolz. Allen, die in mir den Traditionalisten wittern, erteile ich eine freundliche Absage. Und erkläre zugleich, dass ohne Tradition keine Liturgie zu machen ist.

Ich oute mich als kirchlicher Theologe. Zwar lehre ich Liturgik an der Universität; dazu gehört, dass ich jungen Leuten, die ins Pfarramt wollen, solides Wissen zum Gottesdienst zu vermitteln suche. Meine weitergehende Aufgabe aber sehe ich darin, dass ich mit meiner fachlichen Kompetenz die Entwicklungen und Entscheidungen meiner Kirche in Sachen Gottesdienst begleite.

Ich oute mich als Musikfreund. Meine Leidenschaft gehört zunächst der Kirchenmusik im engeren Sinn. Darüber hinaus achte ich auf alles, was das Ohr zwischen Singen und Sagen wahrnimmt, halte die *viva vox Evangelii* wesentlich für ein Stimmphänomen und verstehe den Gottesdienst insgesamt als „Klangraum“.<sup>3</sup> Eine Agende ist für mich

- 
- 1 Der Begriff wurde von mir (MN) in Analogie zu „Pianomania“ gebildet, die in dem gleichnamigen Kinofilm als Chiffre für die mitunter utopischen Klangvisionen von Pianisten sowie den Perfektionismus eines Ausnahme-Klavierstimmers dient; vgl. den Film „Pianomania. Die Suche nach dem perfekten Klang“, D/Ö 2009.
  - 2 Vgl. *Jochen Arnold*: Plädoyer für Freiheit und Vielfalt. Eine Antwort auf Martin Nicol, in: *MuK* 83 (2013), S. 31-33. Arnold vermutete hinter meiner „Liturgomania“ einen Hang zu „hochkirchlicher Kathedral-liturgie“ und diagnostizierte eine Frontstellung gegen die „(kleinen) Feste der Menschenfreundlichkeit Gottes“.
  - 3 Vgl. *Martin Nicol*: Klangraum Gottesdienst. Imaginationen mit Links zur Praxis, in: *MuK* 83 (2013), S. 24-30. Vgl. neuerdings das praktisch hilfreiche und konzeptionell bedenkenswerte Büchlein von *Thomas Klie / Markus J. Langer*: *Evangelische Liturgie. Ein Leitfaden für Singen und Sprechen im Gottesdienst*, Leipzig 2015.

wie eine Partitur: Das innere Ohr imaginiert beim Lesen, wie das, was da lediglich fürs Auge notiert ist, idealerweise klingen könnte.

Genug der Outings. Jetzt ist klar, wer hier schreibt und mit wem es die Leserinnen und Leser zu tun haben. Ich richte nun die Aufmerksamkeit auf die Sache, der sich, wie ich auch, die Mitglieder der Liturgischen Konferenz Niedersachsens verschrieben haben. Es geht um den Gottesdienst. Genauer: den evangelischen Gottesdienst. Noch genauer: den Gottesdienst der gelobten und gescholtenen, der erlebten und erlittenen, in jedem Fall aber unserer Evangelischen Kirche.

## Wenn das Standbein wackelt

### Aktuelle Problemanzeige

Meine Überlegungen sind geleitet von der Frage, in welchem Verhältnis der agendarische Gottesdienst zu der Vielfalt neuer, anderer Gottesdienste steht. Um anzudeuten, wie schwierig die Kommunikation in dieser Sache derzeit ist, komme ich zunächst auf die Situation in Bayern zu sprechen. Auf der Frühjahrstagung 2013 der Landessynode der ELKB in Nürnberg verwies ich zur Verhältnisbestimmung der beiden Typen von Gottesdienst auf die antike Statue mit Stand- und Spielbein.<sup>4</sup> An sich erklärt sich der Vergleich im Kontext der Bildenden Kunst von selbst. Die antike Statue gewann aus der Position des einen Beins genau den festen Stand, der dem anderen Bein sein lockeres Spiel ermöglichte. Darauf hatte ich mich bezogen, als ich den agendarischen Gottesdienst zur Vielfalt anderer Gottesdienste ins Verhältnis setzte. Es müsse, so meine Logik, das Standbein stehen, damit das Spielbein spielen könne.

Ein offener „Brief der Landessynode an die Kirchenvorstände der ELKB“<sup>5</sup> vom 18.04.2013 griff zwar das Bild der Statue auf, übersah aber geradezu demonstrativ die Normativität, die in dem Bild liegt. Denn der Künstler, der nicht für des Standbeins stabilen Stand sorgt, schafft eine Figur mit chronischen Gleichgewichtsstörungen. Mein Bild vom Stand- und Spielbein galt nicht der Binsenwahrheit, dass der Mensch zwei Beine hat. Nicht die Existenz zweier unterschiedlicher Gottesdienstmodelle sollte bestätigt, sondern die Aufgabe benannt werden, innerhalb einer pluralen Gottesdienstkultur die Binnenverhältnisse zu klären. Nicht um Statistik ging es mir, sondern um Statik. Der Brief fragte nach den gottesdienstlichen Gegebenheiten in den Gemeinden. Das war, wenn auch ungenau, die Frage nach der Statistik. Die Frage nach der Statik aber war in jenem Brief auch nicht andeutungsweise im Spiel. Denn das wäre die Frage nach dem Gottesdienst gewesen, den die Kirche braucht und den sie der Welt schuldet.

4 Vgl. *Martin Nicol*: Warum wir Gottesdienst feiern. Erwartungen am Sonntagmorgen, in: *Nachrichten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern* 68 (2013), S. 201-206.

5 Der Brief trägt selbst kein Datum, scheint aber laut Internet (Zugriff: 26.12.2015) dem 18. April 2013 zugeordnet zu werden (<http://landessynode.bayern-evangelisch.de/berichte-beschluesse-worte-und-stellungnahmen-fruehjahrstagung-2013.php>).

## Alt oder Neu Eine problematische Alternative

„Neue Gottesdienste braucht das Land“, verkündete pünktlich zum Auftakt des neuen Jahrtausends Michael Herbst in Greifswald.<sup>6</sup> Der Text aus dem Jahr 2000 preist die neuen Gottesdienste als das, was für die Zukunft wünschenswert sei. Der Gottesdienst der Tradition bekommt freundlichen Artenschutz für die Zeit, in der es noch Menschen gibt, die an ihm hängen. Die Kräfte der Innovation aber hätten sich nun auf die neuen Gottesdienste zu konzentrieren.

Spätestens seit dem programmatischen Appell aus Greifswald regiert das Pathos des Neuen die Debatten. Ein Kommissionspapier der Liturgischen Konferenz<sup>7</sup> identifizierte die alternativen Gottesdienste allein deshalb, weil sie neu seien, kurzerhand mit Gottes Zukunft. In dem bunten Strauß von Bibelstellen, die für die Legitimation des Neuen angeführt werden, ist der Rekurs auf die Weisen aus dem Morgenland (Mt 2, 1-12) ohne Zweifel am eindrucksvollsten. Diese nämlich kehrten auf einem „andern Weg“ in ihr Land zurück. Das hatte seine Logik. Denn wären sie denselben Weg zurückgegangen, dann „wären sie womöglich dem grausamen Herodes in die Hände gefallen“. So weit, so richtig. Aber der ganze Scharfsinn der Gedankenführung erschließt sich erst in der kühnen Pointe, die Weisen aus dem Morgenland seien Protagonisten der „anderen“ Gottesdienste im Land. Denn daraus, dass sie auf der Rückreise einen „andern Weg“ einschlugen, „lässt sich unschwer folgern, dass es heilsam, ja lebensrettend ist, andere, ja ganz neue Wege [...] zu beschreiten.“ Der Hinweis auf EG 395 „Vertraut den neuen Wegen“ rundet hymnologisch die eindrucksvolle Argumentation ab.<sup>8</sup> Man darf sich die Weisen vorstellen, wie sie, EG 395 auf den Lippen, in das Morgenland anderer, neuer Gottesdienste zurückkehren, vorbei an der Trutzburg des „grausamen Herodes“, in der die Menschen in traditionellen Gottesdiensten reihenweise ihr Leben lassen oder zumindest alle Lebendigkeit an der Kirchentür abgeben müssen.

Das Neue findet also überraschende Legitimation aus der Bibel. Das Alte dagegen bedarf solch differenzierter Schriftauslegung nicht. Hans-Hermann Pompe meint, das Alte sei schlicht deswegen out, weil es alt ist:

„Wir laden zum Gottesdienst ein mit den Medien des Frühmittelalters (Glocken) und feiern ihn mit Musikinstrumenten des Mittelalters (Orgel). Die Predigttradition basiert im 16. Jahrhundert, prägende Lieder entstammen dem 17. Jahrhundert. Laienbeteiligung ist häufig auf dem Stand des 18. Jahrhunderts stehen geblieben, liturgische Sprache spiegelt Entscheidungen des 19. Jahrhunderts. Oft genug treffen wir uns in den ungastlichen Betonbauten des 20. Jahrhunderts. Kein Wunder, dass solche Gottesdienste Menschen des 21. Jahrhunderts nur schwer ansprechen.“<sup>9</sup>

6 Vgl. *Michael Herbst*: Neue Gottesdienste braucht das Land, in: BThZ 17 (2000), S. 155-176.

7 Andere Gottesdienste. Erkundungen und Reflexionen zu alternativen Liturgien, im Auftrag der Liturgischen Konferenz hg. v. Jochen Arnold, Gütersloh 2012.

8 A.a.O., S. 137.

9 *Hans-Hermann Pompe*: Gottesdienst. Der sonntägliche Normalfall und seine Ergänzungen, in: Praxisbuch Neue Gottesdienste, hg. v. Christian Schwarz und Michael Herbst, Gütersloh 2010, S. 112-130, hier S. 113.

Der Klotz ist so grob, dass ich den groben Keil nicht finde, der darauf gehören würde. Also greife ich zu Manfred Josuttis. Als es, Anfang der 1990er Jahre, noch nicht um das „Gottesdienstbuch“, sondern um eine „Erneuerte Agende“ ging, plädierte Josuttis mit großer Entschiedenheit gegen das ursprünglich favorisierte Baukastensystem und für eine Agende mit festgelegten Abläufen rituellen Charakters. Beliebigkeit passe nicht zu Handlungen im Machtbereich des Heiligen. Sein Fazit: „Ein Gottesdienst, der nicht mehr den Anspruch erhebt, sein Vollzug sei in Inhalt und Form lebensnotwendig, muß nicht mehr vollzogen werden.“<sup>10</sup>

Nur ritualisierte, bewährte und kollektiv legitimierte Abläufe können den Anspruch erheben, ihr Vollzug sei „in Inhalt und Form lebensnotwendig“. Im Kern vertritt Josuttis die These, der christliche Gottesdienst sei wesentlich und mit gutem Grund ein Traditionsphänomen.

## Identität aus Tradition

### Einzelgemeinde und Kirche

Nach Tradition fragt man, so scheint es, als anständiger Protestant nicht. Schon die Reformation strebte gegen die herrschende Kirche und mit den Humanisten *ad fontes*, zu den Quellen. Im Pathos des Anfangs und in stramm antikatholischem Affekt glaubte man allen Ernstes, die Bibel Ursprungrein lesen und den Gottesdienst originalbiblisch feiern zu können.

Aus heutiger Sicht haben wir es mit einer produktiven Verkenntung der hermeneutischen Gegebenheiten zu tun. Der Aufbruch zu den Quellen war ohne Zweifel an der Zeit. Inzwischen sollten wir freilich gelernt haben, in und mit dem „hermeneutischen Zirkel“ zu leben. Demnach kann ich keine Quelle „objektiv“ in den Blick nehmen, als ob es mich, meine Geschichte und meine Gegenwart nicht gäbe. Kurz: Ohne die konstitutive Einbeziehung der Tradition ist der Gang *ad fontes* eine Luftnummer.

Tradition ist nicht einfach das, was schon zu lange da ist, um noch als neu gelten zu können. Tradition ist auch nicht etwas, was man anzieht oder ablegt wie ein Gewand. Tradition ist, ob man sie annimmt oder sich dagegen auflehnt, zunächst einfach da. Die Tradition der Kirche begegnet unter anderem in Worten und Werken, in Bildern und Begriffen, Gesten und Geschichten, in Rhythmen, Räumen, Ritualen, in Texten und Tönen. Mit solchen Gegebenheiten reicht die Kirche ihre Weise, Gottesdienst zu feiern, von einer Generation an die andere weiter. Solches „Tradieren“ schafft „Tradition“ und gewährleistet die Identität der Feier wie der feiernden Gemeinde.

Biblisch evident ist das beim Abendmahl. Paulus bietet, bevor er die Einsetzungsworte zitiert, einen Kernsatz gottesdienstlichen Tradierens: „Ich habe von dem Herrn empfangen, was ich euch weitergegeben habe“ (quod et tradidi vobis, 1Kor 11, 23 Vulg.). Schon hier geht die Frage nach der Tradition im Gottesdienst über Abläufe, Formulierungen und Details der Gestaltung hinaus. Sie mündet in die Frage, welche Rolle die Tradition der Kirche bei deren Profilierung nach innen und nach außen spielt oder zu

<sup>10</sup> Manfred Josuttis: Die Erneuerte Agende und die agendarische Erneuerung, in: PTh 80 (1991), S. 504-516, hier S. 511.

spielen hätte. Dabei ist und bleibt der sensibelste Punkt das Verhältnis von Schrift und Tradition in der Bibelhermeneutik.

Ich gehe davon aus, dass Tradition wesentlich zur Liturgie gehört. Es sollte eigentlich keine Frage sein, ob wir auf Tradition rekurrieren. Dagegen hätte die Frage, wie wir das tun, kirchliches Handeln kontinuierlich zu begleiten. In besonderer Weise gilt das für den Gottesdienst als die öffentliche Darstellung dessen, was in der Kirche geglaubt wird. Wo das gottesdienstliche „Tradieren“ kreativ und kundig vonstatten ginge, könnte auch noch die kleinste Gemeinde Identität aus dem Bewusstsein gewinnen, dass sie mit ihrem partikularen Gottesdienst unterwegs ist in der Gottesdienstkultur der universalen Kirche.

## Die diskrete Macht der Doxologie Zur Zukunft in der Tradition

Doxologische Formeln sind ein bevorzugtes Betätigungsfeld liturgischer Kreativität. Sie erscheinen vielfach leer, unzeitgemäß, traditionalistisch erstarrt, bar jeder Realität. Das reicht von der trinitarischen Formel zu Beginn („Im Namen ...“) bis zum Segen am Schluss des Gottesdienstes.<sup>11</sup> Mit solchen Formeln bekennt die Gemeinde Gott als die nicht sichtbare Wirklichkeit in allen sichtbaren Realitäten der Welt. Das Bekenntnis bringt nicht zur Sprache, was man ohnehin sieht, sondern es übersteigt, was vor Augen ist. „Alle Lande sind seiner Ehre voll“ (Jes 6, 3) bekennen jüdische Gemeinden in der *Keduscha* und christliche Gemeinden im *Sanctus*. Ein derart tollkühnes Bekenntnis, wider den Augenschein und vorzugsweise im Indikativ, wagen wir im Gottesdienst. Das ist Doxologie pur: Gott loben für das, was man nicht sieht.

Besonders auf doxologische Formeln und Rituale in der agendarischen Liturgie zielt der Vorwurf traditionalistischer Erstarrung. Die Abständigkeit vieler Formulierungen, der distanzierte Gebrauch und in gewisser Weise auch die Unbeholfenheit gut gemeinter Aktualisierungen tragen zu diesem Eindruck bei. Die Liturgie dürfe nicht an der Realität vorbeigehen, ist dann zu hören. Das ist prinzipiell richtig. Aber genau deswegen gehört die Differenz von Bekenntnis und Realität zu den fundamentalen Gegebenheiten im Gottesdienst. Weil sich Gottes Wirklichkeit in der Welt nicht auf vorfindliche Realität reduzieren lässt, darum bedarf es der liturgisch kenntlichen Differenz von doxologischer Wirklichkeit und vorfindlicher Realität.<sup>12</sup>

Die konstitutive Bedeutung von Tradition in der Liturgie erhellt auch aus der Tatsache, dass die doxologischen Formulierungen mehrheitlich der Bibel entnommen oder doch biblisch inspiriert sind. Das rückt Liturgiehermeneutik in die Nähe der Bibelhermeneutik und provoziert die Frage, welcher Stellenwert der biblischen Tradition im

11 Ich fasse den Begriff der Doxologie weit und verstehe darunter alle Formeln und Handlungen, mit denen die Gemeinde die Gotteswirklichkeit als gegeben voraussetzt und Gott die Ehre (gr. *dóxa*) gibt. Damit ist der Gottesdienst insgesamt als doxologisches Geschehen im Blick. Vgl. *Martin Nicol* Weg im Geheimnis. Plädoyer für den Evangelischen Gottesdienst, Göttingen <sup>3</sup>2011, S. 321 u.ö.

12 Vgl. Nicol, a.a.O., S. 129-131. Dort wird der Begriff einer „doxologischen Wirklichkeit“ an der eucharistischen Schlüsselhandlung entwickelt. Vgl. die Analogie im kulturellen Bereich: *Martin Nicol*: Gottesklang und Fingersatz. Beethovens Klaviersonaten als religiöses Erlebnis, Bonn 2015, S. 284.

Gottesdienst zukomme. Die Frage ist hier nicht umfassend zu beantworten. Ich verweise lediglich auf einen Denker, der derzeit nicht im Fokus der Aufmerksamkeit steht. Kaum jemand hat das revolutionäre Potenzial der biblischen Tradition glanzvoller und lockender zur Geltung gebracht als, in seinem monumentalen „Prinzip Hoffnung“, der Atheist Ernst Bloch.<sup>13</sup> In der Spur, die er gelegt hat, klingt „Tradition“ so erfreulich anders, so gar nicht abgestanden, nicht gequält wie oft in der Kirche. „Tradition“ ist kein Nachklang vom Gestern, sondern ein Klang, der neugierig macht aufs Morgen. „Tradition“ wäre so etwas wie ein Platzhalter, ein vielstimmiger Auftakt für die Zukunft Gottes. Als Haltung, ihr zu begegnen, könnte ich mir eine Art utopischer Treue zur Tradition vorstellen: Sie hat noch keinen Ort (Topos), birgt aber „Wunschbilder des erfüllten Augenblicks“<sup>14</sup>. Eine Kirche, die sich zur Profilierung ihrer Identität auf Tradition beruft, blickt auf die Überlieferung, um überhaupt Sprache zu haben für das, was auf uns zukommt. Mit den Worten und Formeln, den Bildern und Geschichten der Tradition sucht sie die Zeichen der Zeit zu erkennen, vergleichbar dem Blinden, der mit seinem Blindenstock den Dingen auf der Spur ist.<sup>15</sup> Ohne die Sprache, die uns „tradiert“ wurde, könnte es sein, dass die Zukunft Gottes stattgefunden hat, ohne dass wir es bemerkten.

## Opfer als Nahung Zur Theologie der Tradition

Alexander Deeg hat auf einen Zusammenhang hingewiesen, der auf protestantischer Seite helfen könnte, die Scheu vor „Tradition“ allmählich abzulegen. Deeg nimmt Bezug auf das Judentum. Als es in Jerusalem noch den Tempel gab, bedeutete Kult primär Opferkult. Ihn aber bedenkt die Kirche von Anfang an mit Skepsis. Im Protestantismus werden der Opferkult in Jerusalem und das Messopfer Roms gerne in einem Atemzug mit Verdikt belegt. Vollzügen, die das Etikett „Opfer“ tragen, unterstellt man generell, mit ihnen werde unangemessen versucht, auf Gott Einfluss zu nehmen.

Am alttestamentlichen Sprachgebrauch zeigt Alexander Deeg, wie man „Opfer“ auch ganz anders verstehen kann. Das deutsche Wort, von Buber/Rosenzweig dem hebräischen Äquivalent abgelauscht und eigens für diese Handlung gebildet, lautet nicht mehr „Opfer“, sondern „Nahung“.<sup>16</sup> Solche „Nahung“ ist keine theurgische Handlung nach der Devise *Do ut des* (Ich gebe, damit du gibst), sondern die von Gott selbst eingeräumte, regelmäßige und regelgemäße Weise, ihm zu „nahen“.<sup>17</sup> Pointiert würde das

13 Vgl. *Ernst Bloch*: Das Prinzip Hoffnung [1959], 3 Bde., Frankfurt/M. 1976.

14 So die Überschrift zum letzten großen Teil des Hauptwerkes.

15 Vgl. *Reiner Kunze*: poetik, in: *ders.*: ein tag auf dieser erde. gedichte, Frankfurt/M. 1998, S. 81: „[...] Das gedicht / ist der blindenstock des dichters / Mit ihm berührt er die dinge / um sie zu erkennen“.

16 Wo Luther hebr. qorban mit „Opfer“ übersetzte, schreiben Martin Buber und Franz Rosenzweig in ihrer Bibelübersetzung „Nahung“. Das entspricht der hebräischen Wurzel qrb = „sich nähern, nahe kommen“ und ist schon von daher präziser als das deutsche „Opfer“, das überdies von einer Fülle negativer Konnotationen belastet ist.

17 Vgl. *Alexander Deeg*: Opfer als ‚Nahung‘. Ein christlich-jüdisches Gespräch zur Spiritualität des Opfers, in: Erlösung ohne Opfer?, hg. v. Werner H. Ritter, Göttingen 2003, S. 113-145; vgl. auch Nicol, Weg im Geheimnis (Anm. 11), S. 245-271.

bedeuten, die gottesdienstliche Tradition sei von Gott selbst seiner Kirche zugewachsen und als Weise der „Nahung“ zudedacht. In Orientierung an der gottesdienstlichen Tradition wüsste sich der Mensch einigermaßen richtig in der Gottesnähe zu bewegen. Diese Prämisse ist, zugegeben, nicht leicht nachzuvollziehen. Christlicher Gottesdienst, evangelisch wie auch katholisch, ist keine Handlung, die einst vom Himmel fiel, folglich als heilig zu gelten habe und nun ein für alle Mal unverändert gefeiert werden müsse. Was die Prämisse einer von Gott eingeräumten Weise der „Nahung“ formuliert, ist das Vertrauen in einen gottesdienstlichen Weg, den Generationen geformt, den Streitigkeiten geläutert und kirchliche Übereinkünfte legitimiert haben.

Dieser Sachverhalt sollte eigentlich dazu führen, dass dem geltenden Ritual als dem Standbein zunächst einmal Respekt und höchste Sorgfalt der Ausführung entgegengebracht wird. Kirchenleitungen hätten regulativ tätig zu werden, wenn das Standbein ins Wackeln gerät.<sup>18</sup> Alle Verantwortlichen hätten auf den Gottesdienst der Tradition zu achten als auf ein Pfund, das der Kirche anvertraut ist.

## Alt und Neu im Wechselspiel Gegen traditionalistische Erstarrung

Bei der antiken Statue sollte das Standbein den Stand gewährleisten, der dem Spielbein seine munteren Bewegungen ermöglicht. Die beiden Beine können ihre je eigene Aufgabe nur erfüllen, wenn sie in einer Art Wechselspiel aufeinander bezogen bleiben. Was freilich im Bild evident ist, stellt sich in der gottesdienstlichen Realität als problematisch dar. Was soll aus dem harmonischen und gekonnten Miteinander der Beine werden, wenn eine Gemeinde ihr Gottesdienstkonzept so präsentiert, wie es 2014 in einem Gemeindebrief zu lesen war? Die Gemeinde kündigte für jeden 4. Sonntag im Monat einen „Gottesdienst in offener Form“ an:

„Gottesdienste, die auf die gewohnte Liturgie oder eine klassische Predigt verzichten, gehören bei uns ganz selbstverständlich und schon lange zu vielen Anlässen dazu: Beim Gemeindefest, bei Konfirmationen, zur Osternacht, an Erntedank und Heiligabend feiern wir mit Jung und Alt, mit neuer und alter Musik, mit Bewegung und Spiel.“<sup>19</sup>

In diesem Text stehen Alt und Neu nicht im Wechselspiel, sondern im Widerspruch. Jedenfalls signalisieren das die Formulierungen. Hier profilieren sich die neuen Gottesdienste gegen den regulären Gottesdienst. Sie erachten genau das als verzichtbar, was zum evangelischen Gottesdienst, im lutherischen Bayern zumal, traditionell nicht nur dazugehört, sondern ihn ausmacht: Liturgie und Predigt. Mit den Beiwörtern „gewohnt“ und „klassisch“ fällt der reguläre Gottesdienst insgesamt unter das Verdikt, veraltet zu sein. Gerade absurd aber ist es, dass der neue Typ von Gottesdienst genau dann

18 Vgl. *Heinrich de Wall / Stefan Muckel*: Kirchenrecht. Ein Studienbuch, München 2012, S. 310-316 [§ 32 Das Recht des Gottesdienstes], hier bes. S. 310. Das gesamte evangelische Kirchenrecht wird in diesem Lehrbuch von der Aufgabe abgeleitet, für die Rahmenbedingungen, in denen sich der Gottesdienst der Kirche ordnungsgemäß entfalten kann, Sorge zu tragen.

19 *Regine Fröhlich*: Gottesdienst in offener Form, in: Gemeindebrief der Martin-Luther-Gemeinde in Erlangen-Büchenbach, Februar / März 2014, S. 5.

auf dem Programm steht, wenn die Kirche am besten besucht und die Öffentlichkeit am größten ist. Das ist, wie wenn VW seine Jahresbilanz in Wolfsburg unter dem Stern von Stuttgart der Öffentlichkeit präsentierte. Eine Gemeinde, die sich ihrer Identität sicher ist, würde alles daran setzen, gerade bei der Konfirmation oder an Heiligabend ihre Tradition selbstbewusst und selbstverständlich zur Geltung zu bringen. Bei hervorgehobenen Anlässen müsste sie zeigen, dass es sich auch am normalen Sonntag lohnt, den Gottesdienst dieser Gemeinde zu besuchen. Die Formulierungen im Gemeindebrief signalisieren ein gestörtes Wechselspiel von Stand- und Spielbein, mithin eine Störung der gottesdienstlichen Statik. Wie aber müssten die beiden Gottesdienst-Typen beschaffen sein, damit die Statik stimmt und das Wechselspiel zwischen Alt und Neu in Gang bleibt?

Frage: Wozu braucht die Kirche überhaupt die neuen Gottesdienste? Eine mögliche Antwort: Um traditionalistischer Erstarrung entgegenzuwirken! Das klingt gut, ist aber im Detail keineswegs einfach zu beschreiben. Vielleicht gelingt es mit Hilfe der Musik leichter als mit dem Bild der Statue aus der Bildenden Kunst. Denn Musik gehört integral zum Gottesdienst. Sie ist, anders als jene Statue mit Stand- und Spielbein, eine Kunst in Bewegung. Wenn ich von der Musik spreche, gerate ich liturgisch gewissermaßen schon in die gottesdienstliche Bewegung.

## Zwischen Expression und Impression Was die Kirchenmusik leistet

Im Spannungsfeld von Alt und Neu muss sich die Kirchenmusik nicht für das eine oder das andere entscheiden. Im Gottesdienst hat prinzipiell Musik aller Stilrichtungen Platz. Alt und Neu stehen im Gottesdienst nebeneinander. Ich spreche vom Vorrang der Parataxe gegenüber logischen Verknüpfungen aller Art (Hypotaxe).<sup>20</sup> Der Begriff der Parataxe bezieht sich zunächst auf liturgische Sequenzen, die nicht notwendig nach herkömmlicher Logik verbunden sein müssen. Diese Eigentümlichkeit der Liturgie kann auf musikalische Stile übertragen werden. Für den Gottesdienst ist gut, was Gott die Ehre gibt und der Gemeinde ins Gotteslob hilft. Stilfragen sind zu erörtern, Stildiktaturen aber zu meiden.

Auch die Begriffe Tradition und Kreation beschreiben ein Spannungsfeld, keinen Gegensatz. Zu allen Zeiten hat sich die Musik weiterentwickelt, indem sie kreativ mit der Tradition umging. Ludwig van Beethoven widmete seine ersten drei Klaviersonaten op. 2 Joseph Haydn, wohl wissend, dass sie bei aller Anknüpfung einen Neueinsatz bedeuteten. Und die vorletzte Sonate op. 110 As-Dur spielt geradezu mit Fragmenten der Tradition und präfiguriert ein Arrangement, das wir heute fast schon als „postmodern“ bezeichnen könnten.<sup>21</sup> Auch wer solches Spiel mit der Tradition nicht im Detail verstehen und nachvollziehen kann, sollte in die musikalische Bewegung mitgenommen werden. Alessandro Baricco hat nachdrücklich darauf verwiesen, dass sich Musik letztlich „imponieren“ wolle. Das bedeutet, dass auch der nicht einschlägig vorgebil-

<sup>20</sup> Zu Hypotaxe und Parataxe vgl. Nicol, Weg im Geheimnis (Anm. 11), S. 52-55.

<sup>21</sup> Vgl. Nicol, Gottesklang und Fingersatz (Anm. 12), S. 107-117.

deute Hörer sie bei Neuerungen nachempfinden und sich ihrer Bewegung überlassen können sollte.<sup>22</sup>

Was die Kirchenmusik vor „säkularer“ Musik charakterisiert, ist die Polarität aus Impression und Expression. Dass Kirchenmusik dem Glauben der Gemeinde Ausdruck (Expression) verleiht, gehört zu ihren Aufgaben. Sie spricht der Gemeinde gewissermaßen aus der Seele. Sie stimuliert zugleich die seelischen Gegebenheiten, in denen der Glaube sich formt und für die er nach Ausdruck sucht. Die expressive Funktion der Kirchenmusik steht außer Diskussion.

Was dagegen in den Debatten vielfach zu kurz kommt, ist der andere Pol des Spannungsfeldes: der Eindruck (Impression). Natürlich kann Musik immer Eindruck machen. Gemeint ist hier aber ein spezifischer Eindruck. Kirchenmusik macht dadurch Eindruck, dass ihre Klänge potenziell als Gottesklang vernehmbar sind. Musik wird zum Gleichnis des Himmels. Diese Funktion ist keineswegs Werken oder gar Personen eingeschrieben. Nicht weil es Mozart war, der sie geschrieben hat, ist seine Musik „himmlisch“, sondern sie wird als „himmlisch“ empfunden, weil sie in einer bestimmten kulturellen Konstellation als Gottesklang erlebt und entsprechend kommuniziert wurde. Es ist die Rezeption, die Musik zum Gleichnis des Himmels macht.<sup>23</sup>

Der Kanon dessen, was musikalisch als Gleichnis der Himmels gelten kann, sieht an jedem Ort und zu jeder Zeit anders aus. Diskutieren kann man also durchaus, ob diese oder jene Musik bei der einen oder anderen Gelegenheit das Potenzial zur Impression habe. Nicht diskutabel erscheint mir dagegen, dass gottesdienstliche Musik grundsätzlich neben der Expression auch der Impression dienen sollte.

In kirchlichen Debatten wird an erster Stelle gerne die Frage verhandelt, was Gemeinden, Zielgruppen oder Milieus an Musik erwarten. Das ist keine unsinnige Fragestellung. Nur verweilt sie einseitig bei der Expression. Bei der Impression dagegen kommt eine Kategorie ins Spiel, die nicht von vornherein mit Akzeptanz rechnen kann. Ich meine die Kategorie des „Fremden“. Mit einer gewissen „Fremdheit“ sollte man bei einer Musik, die als Gleichnis des Himmels fungiert, eigentlich rechnen. Stilistische Fremdheit kann zum Gleichnis der Fremdheit werden, mit der die Gotteszeit mitten in der Weltzeit gegenwärtig ist. Musik spricht also nicht nur im Modus der Vertrautheit den Menschen aus der Seele, sondern sie hinterlässt auch im Modus der Fremdheit Spuren in der Frömmigkeit.

## Thema und Variationen

### Eine musikalische Metapher

Auch wer nur gelegentlich mit Musik zu tun hat, kann in der Regel mit dem Phänomen der Variation bzw. mit der Kunst des Variierens etwas anfangen. Wie Thema und Variationen in der Musik, so spielen auf dem Gebiet des Gottesdienstes Stand- und

22 Vgl. *Alessandro Baricco*: Hegels Seele oder die Kühe von Wisconsin. Nachdenken über Musik [ital. 1992], München 2001, S. 15-29.

23 Vgl. Nicol, Gottesklang und Fingersatz (Anm. 12), S. 270-273 u.ö. Zu Impression und Expression vgl. ebd., S. 182-184.

Spielbein, traditionelle Liturgie und neue Gottesdienste zusammen. Oder genauer: So sollte es sein.

Die neuen Gottesdienste wären, so gesehen, Cover-Versionen des traditionellen Gottesdienstes. Sie würden das thematische Material aus den Ritualen der Tradition nehmen und es in großer Freiheit adaptieren, explizieren, variieren, gegebenenfalls karikieren, in jedem Fall aber parodieren. Dabei ist „Parodie“ in der Kirchenmusik ein positiver oder zumindest neutraler Begriff. Nicht die Verspottung der Vorgabe, sondern ihre Variation im neuen Kontext ist das Proprium der Parodie.

Als Beispiel verweise ich auf die sensible Sequenz der Eröffnung. Dass bei neuen Gottesdiensten auch in den Sequenzen des Anfangs andere Signale gesetzt werden, ist nachvollziehbar. Aber dass die rituellen Sequenzen der Tradition, nur weil sich die Gemeinde anders zusammensetzt als im regulären Gottesdienst, plötzlich überhaupt nicht mehr gelten sollen, leuchtet ganz und gar nicht ein. Warum darf die Formel „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“<sup>24</sup> nicht auch den Kinder- und den Familiengottesdienst, einen Go+, GoSpecial oder anders werbewirksam benannten Gottesdienst einleiten? Im katholischen Bereich steht das kleine Auftakritual aus Selbstbekreuzigung und trinitarischer Formel am Beginn eines jeden Gottesdienstes. Wir würden mit einer vergleichbaren Praxis einen Gottesdienst, der diesen Namen verdient, als solchen kennzeichnen. Alle, die einen neuen Gottesdienst besuchen, würden mitbekommen, dass sie jetzt an einem christlichen Gottesdienst teilnehmen und an einem Geschehen, das sich von vergleichbaren, aber eben nicht gottesdienstlichen Abläufen wesentlich unterscheidet. Die liturgische Mikrosequenz würde die Identität der gottesdienstlich versammelten Gemeinde markieren. Und sie würde, ganz nebenbei, auch intertextuelle Bezüge außerhalb von Liturgie und Kirche als solche kenntlich halten. Beispielsweise spricht einiges dafür, dass Herbert Grönemeyer das traditionelle „Im Namen“-Thema angriffig kontrastiert, wenn er formuliert: „Warum in seinem Namen / Wir heißen selber auch ...“<sup>25</sup> Wäre das Thema nicht mehr bekannt, ginge auch Grönemeyers Variation ins Leere. Und das wäre doch, so meine ich, richtig schade.

Was also, wenn sich neue Gottesdienste nicht gegen die Tradition, sondern durch spielerischen Bezug auf die Tradition profilieren würden? Dann würden Gottesdienste nicht mehr pervertiert zu Lockangeboten, Modernitätsbeweisen oder missionarischen Bemühungen einer unsicher gewordenen Kirche. Dann würden wir die neuen Gottesdienste brauchen, weil wir selbstbewusst zu unserer Tradition stehen. Weil wir keine Scheu haben, die Tradition dem Experiment auszusetzen. Weil wir ausloten wollen, was an utopischem Potenzial in der Tradition steckt. Weil das Thema durch die Variationen nicht überflüssig wird, sondern sich als Bezugsgröße erst eigentlich etabliert. In der Musik ist das ein Zaubermoment: wenn das Thema, durch kühne Variationen verwandelt und verändert, wieder in seine eigene, einfache Gestalt zurückkehrt. Solche Momente dürfen erwartet werden, wenn Tradition und Kreation nicht im Widerspruch aufeinanderprallen, sondern im Wechselspiel einander bereichern.

Niemand kann das Wechselspiel von Kreation und Tradition überzeugender und mitreißender gestalten als die Kirchenmusik. Sie hat seit Jahrhunderten Erfahrungen ge-

24 Vgl. zu dieser Formel Nicol (Anm. 11), S. 119f.

25 Herbert Grönemeyer: Stück vom Himmel, aus dem Album „12“ (2007).

sammelt, wie man alte Themen zeitgemäß variiert. Theologie und Kirchenmusik sollten ihr Zusammenwirken nicht auf die pünktliche Übermittlung der Lieder für den Sonntag beschränken, sondern es ausweiten auf die gemeinsame Arbeit an den Grundlagen evangelischer Gottesdienstkultur. Dass aus Widerspiel Wechselspiel wird! Dass wir unsere Tradition nicht länger gut gemeint pervertieren, sondern richtig gut parodieren! Dass Gospels und Choräle, alte Weisen und neue Rhythmen gemeinsam mehr Stärke entfalten, als wenn sie, säuberlich verteilt auf verschiedene Gottesdienst-Typen, jeweils für sich blieben! Die musikalischen Fachleute der Kirche könnten vorangehen und zeigen, was eine Variation ist. Denn es scheint, ein an sich simpler Sachverhalt müsse doch von Zeit zu Zeit wieder ins Bewusstsein gehoben werden: dass die Variation ihren Reiz des vergleichenden Hörens nur entfaltet, wo das Thema bekannt ist. Wenn Variationen blühen, aber nicht klar ist, was sie variieren, dann funktioniert das Spiel nicht mehr. Mit Statistik ist das Problem nicht in den Griff zu bekommen. Statik ist gefragt, und zwar von der Leitung der Landeskirche bis zur kleinsten Ortsgemeinde. Gemeinsam mit kundigen Leuten aus der Gemeinde sollten Fachleute der Musik und Fachleute der Theologie dafür sorgen, dass unsere geliebte evangelische Kirche in ihrer überschäumenden Kreativität nicht genau das aufs Programm setzt, was die Kirche nicht braucht und was sie der Welt nicht schuldet: Variationen über ein verlorenes Thema.

# Gottesdienst zur Herbsttagung der Liturgischen Konferenz, zugleich 90. Jubiläum der Liturgischen Konferenz Niedersachsens in der Michaeliskirche Hildesheim 13.10.15<sup>1</sup>

*Ich halte mich, HERR, zu deinem Altar, dir zu danken mit lauter Stimme und zu verkündigen alle deine Wunder. HERR, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt. (Psalm 26,6-8)<sup>2</sup>*

- Orgelmusik
- EG 320, 1-7 „Nun lasst uns Gott dem Herren Dank sagen“ mit abschließender Gloria Patri Strophe [EG N 649]
- Gruss – Begrüßung
- Kyrie [EG 178.2]
- Gloria [EG 179, 1]
- Tagesgebet
- Lesung I Psalm 40 i.A. (Predigttext von 1925)<sup>3</sup>
- Predigt I *Christiane Nolting*
- EG NB 584, 1-4 „Singt dem Herrn ein neues Lied“
- Lesung II Hebräer 13, 7-17
- „Halleluja“ [EG 181.1]
- Drei Halleluja-Verse: aus Ps. 40
- Predigt II *Hans-Günther Waubke*
- Lesung III Matthäus 5, 13-19
- Predigt III *Ralf Meister*
- Orgelmusik
- EG NB 654 „Wir glauben an Gott Vater“
- Fürbitten
- EG NB 570 „Wir sind zum Mahl geladen“
- Abendmahl
- Austeilung
- EG 331, 1-2+11 „Großer Gott, wir loben dich“
- Sendung und Segen
- Orgelmusik

1 Gestaltet nach Ausformung B5 - Verkündigung und Bekenntnis. Entfaltung. Drei Lesungen mit drei Predigt-Teilen, in: Ergänzungsband zum EGb, 57.

2 Abschluss aus: Das Kirchenbuch für die Gemeinde, Kassel 1940.

3 *Karl Horn*: Die Liturgie - ein Prophet Gottes. Festpredigt (zu Ps 40 i. A.) [beim Liturgischen Lehrgang in Oldenburg (9.-11. Mai 1925) am Sonntag Kantate in der Garnisonkirche gehalten von Synodalpräsident D. Horn, Hauptpastor a. St. Jakobi in Hamburg], Gütersloh 1926 [Erstes Heft der Liturgischen Konferenz Niedersachsens].

# Was ist ein guter Gottesdienst?<sup>1</sup>

HANS-GÜNTHER WAUBKE

## I. Prolegomena

Die Frage können wir eigentlich anders herum viel griffiger beantworten: Was ist ein schlechter Gottesdienst? – Dazu fallen jedenfalls mir gleich Situationen, Gesichter, Formulierungen, Raumgestaltungen ein; Empfindungen wie „Wieder war ich nicht die Zielgruppe“ und zugleich die Erinnerung an den Kollegen, der „jeden Gottesdienst als Zielgruppengottesdienst“ als sein Erfolgsrezept anpries. Und andersherum kennen wir es, wenn es uns, am liebsten gleich bei der Verabschiedung an der Kirchentür, um die Ohren gehauen wird, weswegen dieser Gottesdienst nun gar nicht nach dem Geschmack war. Lesen wir dann noch im EKD-Papier „Kirche der Freiheit“, dass auch der Gottesdienst dezidiert in das Thema Qualitätsentwicklung einbezogen werden soll, kann einem das wie die kirchenleitende Version solcher Rückmeldungen vorkommen und die Befürchtung hervorrufen: Wird meine Arbeit kontrolliert und vielleicht mit einem objektivierenden Maß gemessen, das mir nicht entspricht?

In solchen Momenten bekommen wir die schmerzliche Seite dessen zu spüren, daß wir als Liturginnen und Prediger mit unserer ganzen Person mit dem Gottesdienst verwoben sind. Was gelingt und noch mehr, was nicht gelingt, fällt allzu oft im Übermaß auf uns zurück, häufig auch in unserer Selbstwahrnehmung. Was ein guter Gottesdienst ist und was nicht, hängt vielfach von den persönlichen Zugängen ab, von Prägung, Musikgeschmack, theologischen, kommunikativen, psychologischen, pädagogischen, gemeindlichen Voraussetzungen und Ansichten, von Stimmungen und Tagesform. Und ist Teil einer negativen Streitkultur. Wie in Werner Küstenmachers Karikatur „Es wird Zeit, daß endlich jemand was gegen seine langweiligen Predigten tut“. Darauf zu sehen sind – Pastoren auf der Kanzel, die mit diesem Satz reihum auf den Nächsten zeigen (s. nächste Seite).

So ist das: Was dem einen sein Wunderland, ist dem anderen sein Gruselkabinett. Gottesdienst ist etwas Allgemeines und zugleich sehr Persönliches. Der Gottesdienst soll „das Zentrum der Gemeindelebens“ für alle sein, und ist doch von ausgesprochen persönlichen Zugängen bestimmt. Zumal bei uns, die wir darin maßgeblich handeln. Die daraus rührende Schwierigkeit, eine gemeinsame Verständigungsgrundlage für „guten Gottesdienst“ herzustellen, würde ich ins Positive wenden wollen, in eine Suchbewegung nach dem Verbindenden der unterschiedlichen Vorstellungen von einem guten, wenn nicht Idealgottesdienst. Dieses in der Erwartung, dass es nicht auf die Quadratur des Kreises hinausläuft.

<sup>1</sup> Vortrag im Bremischen Pfarrerverein, 12. 11. 2009.



Werner Küstenmacher: Ewige Jagdgründe: Himmlisch-weltliche Bilderbögen 4; Claudius Verlag, München 1989, 15.

Festhalten können wir hier schon dieses: Was ein guter Gottesdienst ist, kann nicht von einem normativen Maßstab her verordnet werden – so wurde vielfach die Agende I verstanden –, sondern will gemeinsam entwickelt werden, im Spannungsfeld zwischen dem Persönlichen und Überpersönlichen, zwischen Individuum, Ortsgemeinde, Landeskirche und der liturgischen Tradition, die uns über den Horizont des Persönlichen, Lokalen und Landeskirchlichen und Konfessionellen hinaus mit allen Christen und der Einen, Heiligen, Allgemeinen und Apostolischen Kirche Jesu Christi verbindet. Ganz schön anspruchsvoll, nicht wahr? Ehe wir uns überheben, lassen Sie uns lieber fragen: Was macht einen Gottesdienst gut, oder: Wie kann ein Gottesdienst besser werden?

## II. *Communio* und *Communicatio*

Ich beginne mit den persönlichen Voraussetzungen. Die sind in meinem Falle: Ich komme liturgisch und musikalisch eher aus dem klassischen Fach. Was ich aus dieser Perspektive sage, ist subjektiv gefärbt, aber nicht normativ; betontermaßen nicht in den Kategorien von Richtig und Falsch, sondern eher von Stimmig und Gelungen. Solch ein Gespräch hat es wie auch der Gottesdienst mit Übersetzungsleistungen zu tun, zwischen unterschiedlichen Voraussetzungen ebenso wie zwischen Unverfügbarem und Gestaltbarem, Göttlichem und Menschlichem. Diese Notwendigkeit des Übersetzens hat bisweilen ihre Mühen, denken wir nur an Konfirmanden im Gottesdienst. Es heißt häufig, wir müßten die Schwellen für solches Übersetzen senken, damit Gottesdienst überhaupt wieder für viele oder wenigstens mehr zugänglich wird. Ich würde das eher

als Chance begreifen, über das Persönliche hinaus, das wir mitbringen, neue Ebenen eröffnet zu bekommen. Ein bekanntes Beispiel außerhalb des Gottesdienstes: „Harry Potter“ fordert den Lesern vielfältige Übersetzungsleistungen ab, um die geschilderte magische Welt und ihre Symbolik zu begreifen. Nimmt das jemanden gegen das Werk ein? Im Gegenteil: Diese Übersetzungsleistung wird als reizvolle Herausforderung aufgefaßt, über die Grenzen der eigenen Welt hinauszutreten, die eigene Welt zu transzendieren. Voraussetzung ist, daß die Eigengesetzlichkeit dieser Ander-Welt durchsichtig wird, und das leistet offensichtlich das Epos aus sich heraus. Solches wünsche ich auch unseren Gottesdiensten: Dass die Eigengesetzlichkeiten ihrer Ander-Welt in jedweder Form sich aus dem Geschehen lustvoll erschließen. Das fängt bei uns an.

Nicht nur deswegen ist es angemessen, Gottesdienst als kommunikatives Geschehen aufzufassen. In diesen Begriff gehört über den landläufigen Begriff der Kommunikation, ihre Techniken und konkreten Hinweise hinaus die *communicatio idiomatum*, die Beziehung, das Ineinandergreifen von Göttlichem und Menschlichem, d. h. von etwas menschlich und gar technisch nicht Machbaren, Unverfügbaren, Geschenkten, der *communio sanctorum*. Auf das hin sollen unsere Gottesdienste durchsichtig werden.

Somit ist meine erste Frage zur Qualität von Gottesdiensten: Wie eröffnend sind Gottesdienste für die, welche bestimmte Voraussetzungen des Stils, der Mentalität, des Musikgeschmacks usw. nicht teilen? Was fördert *communicatio* und *communio*, was ist hinderlich?

### III. Form und Gemeinschaft

Es ist Konventsandacht in einer Hamburger Gemeinde; der betreffende Kollege feiert mit uns das Morgengebet aus dem EG. Diese Form liebe ich sehr und freue mich, dass ich hier einmal so richtig zur Zielgruppe gehöre, eigentlich eine ideale Voraussetzung für eine gelungene Begegnung. Jedoch – meine anfängliche Eröffnetheit wurde allmählich immer stärker von meiner anschwellenden Halsschlagader abgedrückt. Nicht, weil der Kollege etwa die Form verpanscht hätte oder dergleichen – er ist Hochkirchler und blieb durchaus formstreu. Auch die Ansprache hat mich nicht aufgeregt. Es war etwas anderes, das schwer zu beschreiben ist, aber umso deutlicher sich fühlbar machte: In ganz vielen kleinen Wendungen und Akzentuierungen sprachlicher und körperlicher Art, in seinem ganzen Gestus gab er uns zu verstehen: „Jetzt zeige ich Euch liturgischen Banausen einmal, wie sowas *richtig* geht!“ Das hat mir die ganze schöne Form versaut und mich in den Zorn getrieben. Trotz aller günstigen Voraussetzungen fühlte ich mich nicht hineingenommen, sondern diskret herausgesetzt: Aus der Gemeinde ins Auditorium einer rechthaberischen Darbietung aus gesicherter Position über das liturgisch Richtige. Und das alles rein durch non- oder allenfalls halbverbale Signale, welche das Gemeinschaftsstiftende der Form in sein Gegenteil verkehrten. Dass alles liturgisch korrekt ablief, hat diese Wirkung eher verstärkt als abgemildert. Ich fühlte mich geradezu um diesen Gottesdienst betrogen.

Jazzgottesdienste liegen mir stilistisch eher fern. Ich bin mit meinen Töchtern hingegangen, weil zwei meiner unmittelbaren Kollegen zur Combo gehören, die mit diesen Gottesdiensten durch Hamburger Gemeinden zieht. Sie hatten viel davon erzählt, ich

wollte es einmal erleben und war darauf gefaßt, dass ich nicht unbedingt zur Zielgruppe gehöre. Aber das war in Ordnung, ich habe mich darauf eingelassen. Ich erlebte einen sehr sorgfältig durchdachten und vorbereiteten Gottesdienst, dessen einzelne Elemente luzide aufeinander bezogen waren, dessen Formen stringent durchgehalten und mit Hingabe gekonnt ausgefüllt wurden. Das eröffnete eine große Aussagekraft und Transparenz für dahinterliegende menschliche und göttliche Dimensionen, hat mich hineingenommen und mir das Mitfeiern eröffnet. Jazz ist immer noch nicht mein Stil, aber hier spielte das auf einmal gar keine Rolle mehr.

Das Einzige, was aus dem Rahmen fiel, waren die Abkündigungen. Die Ortspastorin kam nach vorne und las die Kollekten und sonstigen vermischten Mitteilungen; betont locker und nett, was hier gleichbedeutend war mit komplett form- und spannungslos. Das stach dermaßen gegen den bewußten Umgang der Jazzer mit ihren Formen ab, dass ich förmlich das Ächzen hörte, mit dem der bis dahin wunderbar leicht federnde Spannungsbogen unter diesem Weichmacher nachgab. Aufgefangen hat ihn dann die Combo.

Als erstes Fazit halte ich fest: In welcher Form wir auch Gottesdienst feiern: Jede Form und jeder Stil haben ihre eigenen Gesetze. Auch offene Gottesdienststile haben ihre Formregeln; Entspannung und Spannungslosigkeit sind zweierlei. Eine erkennbare Form, mit der wir sorgfältig und bewußt umgehen, gibt auch den jeweils Fernerstehenden Orientierung, nimmt sie hinein und verhindert, dass gegenüber Gott und Gemeinde, den eigentlichen Subjekten des Gottesdienstes, die Person der Ausführenden und ihre jeweiligen Ansagen des Geschehens über Gebühr zwischeneintreten. Mit Worten eines Kirchenmusikers: „Fast immer tödlich ist der Pastor oder die -rin als Moderator, womöglich noch des Unverfügbaren“ (LKMD Hans-Jürgen Wulf, Hamburg).

Formstrenge zieht somit einerseits die Grenze zur Formlosigkeit. Das ist durchaus eine handwerkliche Frage, in der Vorbereitung und Durchführung, im Bedenken von Gesten, Symbolen und Formulierungen. Nach der anderen Seite darf sie aber nicht mit Formgesetzlichkeit verwechselt werden, welche die Durchlässigkeit verstopft. Das ist weniger eine Frage des Handwerkes als der eigenen Haltung und Mentalität. Joachim Scharfenberg pflegte zu sagen: „Liturgie ist eine Haltung“. Wie stehe ich eigentlich Gott und Gemeinde gegenüber? Ich bin verantwortlich für den Gottesdienst und zugleich Teil der Gemeinde – wie kommt es nicht nur im Abendmahl zum Ausdruck, dass ich Empfangender und Austeilender zugleich bin? Wie setze ich mein Persönliches, das ein wichtiges Medium ist, mit dem Überpersönlichen in Beziehung? An welchen Stellen ist besondere Balance nötig, damit das Persönliche nicht penetrant subjektiv und das Überpersönliche nicht unpersönlich wird? Handle ich aus gesicherter, womöglich verfestigter Position – oder bin ich mit der Gemeinde auf dem Weg? Das sind Fragen, die über die Arbeit an der Dramaturgie z.B. mit Thomas Kabel hinausgehen, letztlich sehr persönlich: „Wer bin ich, und wie teilt sich das mit?“ Das gehört zur Selbstreflexion, ist aber auch ein gutes Thema für Amtsgeschwistergespräche im vertrauten Kreise.

## IV. Form und Halt – Der agendarische Gottesdienst

Ich komme zum agendarischen Gottesdienst, genauer zu dem Gottesdienst, den wir als Regelform feiern. „Normalgottesdienst“ wird er häufig genannt – das kann sich anfühlen wie selbst erlebt: Vor einer Gottesdienstvertretung erkundigte ich mich beim zuständigen Kollegen nach dem genauen Gottesdienstablauf der Gemeinde, auf deren Gepflogenheiten ich mich als Gastprediger einstellen wollte, und bekam die Antwort: „Es ist alles ganz normal!“ – „Wie normal?“ – „Na, normal eben, Agende eins.“ Erst auf bohrendes Nachfragen erfuhr ich, welche Melodien für das Halleluja und andere Stücke verwendet wurden, und die eben doch vorhandenen Spezialia der Liturgie. „Wie einladend“, dachte ich. Die betreffende Gemeinde dachte das offensichtlich schon länger – wir waren am Sonntag zu sechst, Mitwirkende eingeschlossen. Das Ganze in einem wundervoll sprechenden, lichtdurchfluteten Kirchraum, der danach rief, von einer großen Gemeinde mit Gebet und Lobgesang gefüllt zu werden. Nun tröstete er uns Wenige über die vielen leeren Bänke. Und wir uns gegenseitig. Etwas erschöpft und mit dem Gefühl: „Hier habe ich richtig hineinpumpen müssen!“ fuhr ich nach Hause. Hier hatte wohl eine lange Entwöhnung stattgefunden, eine Normalität zum Abgewöhnen! Und die perfekte szenische Umsetzung dessen, was im Ergänzungsband des EGb S. 14 unter „Mauern gegen eine lebendige Gottesdienstgestaltung“ zum Stichwort „Normalgottesdienst“ steht: „Pfarrerinnen und Pfarrer suchen manchmal Aushilfsorganistinnen und -organisten mit der Versicherung zu beruhigen, dies sei ‚ein ganz normaler‘ Gottesdienst. Aber kann ein lebendiger Gottesdienst überhaupt als Normalgottesdienst (nach der Devise: ‚wieder einmal dasselbe‘) bezeichnet werden?“

Szenenwechsel: Während einer Tagung in Berlin besuchte ich den Gottesdienst in der Gethsemane-Kirche am Prenzlauer Berg. Auch hier ein „Normalgottesdienst“ - vom formalen Ablauf her betrachtet: im Wesentlichen nach Agende 1, mit einigen wenigen Variationen und Zutaten. Aber die zahlreich versammelte Gemeinde und ihr Pastor strahlten in dem wilhelminischen, sorgsam nachgearbeiteten Kirchraum eine komplett andere Atmosphäre aus: Ich verließ nach dem Kirchenkaffee die Kirche beschwingt und erbaut mit dem Empfinden: Hier lebt diese im äußeren Ablauf mit der vorigen fast identischen Liturgie in allen Beteiligten. Das war nicht Normal, sondern – Super! Was machte den Unterschied aus? Es war in letzterem Beispiel zu spüren, dass alle Beteiligten in dieser Liturgie lebten oder in sie hineingenommen wurden; dass die Ausführenden sich gemeinsam mit der Gemeinde bis in die Abkündigungen hinein liebevoll mit der Liturgie auseinandergesetzt hatten; dass sie wußten, was sie warum an welcher Stelle taten und dass sie es freudig taten.

Was können wir daraus folgern? Zunächst dieses: Es kommt, unabhängig davon, ob wir den Gottesdienst agendarisch oder in alternativen Formen feiern, ob wir uns ans Proprium halten oder ein freies Thema wählen, darauf an, dass wir alles, was wir wie auch immer tun, innerlich ausfüllen und uns von dem, was größer ist als wir, ausfüllen lassen.

Sodann: Der agendarische Gottesdienst als solcher steht häufig in dem Geruch, verstaubt und erstarrt, unpersönlich und lebensfern, kurz: spröde zu sein. Wir haben eben gesehen, wie es dazu kommen kann und wie man darüber hinauskommt. Sehen wir noch genauer darauf, was die agendarische Form leisten kann.

Dazu das Zitat eines Kollegen, Jahrgang 1950: „Ich habe von dem, was seit den 1970er Jahren im Gottesdienst aufkam, so ziemlich alles durchprobiert. Im Rückblick hat sich für mich die traditionelle agendarische Form letztlich als die erwiesen, die jeden Sonntag gefeiert werden kann, ohne dass man ihrer überdrüssig wird.“ Der agendarische Gottesdienst hat sich hier also als Grundform tragfähig erwiesen, die beständige Wiederholung verträgt und davon entlastet, liturgisch allsonntäglich etwas Neues und Besonderes zu erfinden. Das ist nicht nur in der Vorbereitung entlastend, sondern gibt auch der Gemeinde die Möglichkeit, im Gottesdienst im Bekannten zu Hause zu sein, in die Formen hineinzuwachsen und sich als Gemeinde darin zu artikulieren.

Dass agendarische Liturgien für heutiges Stilempfinden in der Tat etwas spröde und fremdartig wirken, muss nicht gegen sie sprechen. Sie sind sperrig gegen den unmittelbaren Ausdruck von Gefühlen. Aber gerade dadurch geben sie einen weiten Raum, ein Gefäß für allerlei Gefühls- und Lebenslagen ab, die wir darein legen, mitdenken und mitfühlen können. Das sei an zwei Stücken verdeutlicht:

„Kyrie eleison – Herr, erbarme dich.“ Darin hat vielerlei Raum, viele Erfahrungen von Leid und Entbehrung, von Tod und unerfülltem Leben. Wir bringen es in diesen Gesängen vor Gott. Jeder für sich, in Gedanken beim Mitsingen, aber darin gemeinsam. Wir müssen alles, was uns bewegt, nicht direkt aussprechen, sondern können es beim Singen mit hineindenken und -fühlen. Wem das Herz vor Kummer schwer ist, kann dieses ebenso im Kyrie zum Ausdruck bringen, wie die, die weniger auf dem Herzen haben und das Kyrie vielleicht für ihren kranken Nachbarn mitsingen und wissen, daß es trägt, wenn sie sich selbst einmal nicht so gut befinden.

Beim Pfarrkonvent hatten wir die nordelbische Flüchtlingsbeauftragte mit einem Mitglied von „Cap Anamur“ zu Gast. Sie erzählten von furchtbaren Flüchtlingsschicksalen an der EU-Südgrenze, wie Flüchtlinge auf ihren sinkenden Booten von den EU-Behörden systematisch dem Ertrinken preisgegeben werden. Das hat uns alle tief aufgewühlt. Als wir nach dem Bericht schweigend Kerzen auf dem Altar anzündeten, bekam ich elementare Sehnsucht nach einem Kyrie – und es kam dann auch, Gott und der Kollegin sei Dank. *Den* Raum brauchte ich.

„Ehre sei Gott in der Höhe“: Auch dieses ist dazu bestimmt, dass *alle* einstimmen können: Die, denen aus vollem Herzen nach dem Lobe Gottes zu Mute ist, und die, welche den Dank für Gottes Gnade vielleicht nur mit Sehnsucht singen können, und auf Verheißung: gerade dann, wenn sie sich so gar nicht danach fühlen.

Hier leistet die Liturgie in ihrer Sprödigkeit und Andersartigkeit etwas Spezifisches, Raum und Gemeinschaft Eröffnendes. Wie auch unsere Kirchräume Ander-Räume sind, die das normale Lebensgefühl für höhere und tiefere Dimensionen eröffnen wollen.

In einer der Hamburger Hauptkirchen wurde das Musical „Jesus Christ Superstar“ aufgeführt. Der Kantor hatte allerlei Teppiche und große Tücher im Raum arrangiert, um die für diese Musik beschwerliche Akustik zu dämpfen, sagte dazu aber: „Das alles hat seine Grenzen. Ab einem bestimmten Punkt beginnt der Raum, sich zu wehren“. Räume und Liturgien leben.

So möchte ich dafür plädieren, dass wir bewusst mit dem Raum und mit der Liturgie, gerade auch mit der agendarischen, gehen und ihr Eigenleben als Chance nutzen, sie nicht nur als nun einmal vorgegebenes Rahmenwerk um die Predigt anzusehen. So

wie es in Hamburger Gottesdienstankündigungen im 19. Jahrhundert hieß: „Hr. NN. beginnt sein Orgelspiel um 10.00, Hauptpastor NN beginnt seine Predigt um 10.30“. Dieses Plädoyer für die Stärken des agendarischen Gottesdienstes und vorgegebener Räume ist nicht als Spitze gegen alternative Gottesdienstformen gemeint. Was hier gesagt ist, gilt im Grundsatz für jedweden Gottesdienst, auch in Formen, welche der persönlichen Artikulation mehr Raum geben als die agendarischen. Das Beständige und Besondere sind in dieser Perspektive keine Gegensätze, sondern aufeinander bezogen: Erst vor dem Hintergrund einer beständigen Grundform kann das Besondere spezifisch leuchten. Wenn jeder Sonntag in besonderer Form gefeiert würde, wäre auch das bald Routine, in der das Besondere sich verwischte. Umgekehrt können die besonderen Gottesdienste den Sinn und Geschmack für das schärfen, was uns die Grundform gibt. Damit in beiden Fällen die Schwingungen der Ober- und Untertöne den Raum für die Teilhabe an der *communio sanctorum* eröffnen.

## V. Gottesdienst und Gemeindeentwicklung

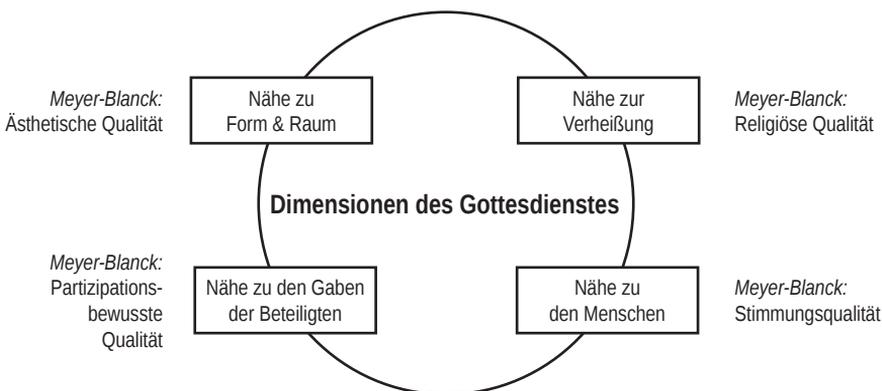
Das meint auch: Das Nachdenken über den Gottesdienst gehört in den Horizont der Gemeindeentwicklung hinein. Wenn er zentrale Lebensäußerung der Gemeinde sein und in sie ausstrahlen soll, müssen wir nach seinen Beziehungen zum Gemeindeleben fragen: Steht er isoliert, wird er gleichsam als persönliche Angelegenheit der Pastores und einer Neigungsgruppe angesehen? Akzeptieren wir innerlich z.B., dass er für Konfirmanden ein ungeliebtes Mussteil ist – und sie für die Gottesdienstgemeinde –, oder wollen wir hier bewusst auf lebendige Beziehungen hinaus? Das sind Rahmenbedingungen. An ihnen entscheidet sich aber über das Liturgische hinaus, ob Gottesdienste als lebendig und stimmig empfunden werden – oder aber gegenteilig als introvertiert, wenn nicht esoterisch. Damit setze ich mich von dem Passus in M. Meyer-Blancks Thesen „Wie beurteilt man die Qualität eines Gottesdienstes?“ (8. 9. 2009) ab: „Das gemeindepädagogische und das liturgische Prinzip stehen in einer gewissen Spannung zueinander – beide ergänzen einander nicht notwendig“ etwas ab. Wo sie sich nicht ergänzen, bleibt auf beiden Seiten Stückwerk zurück, zum Schaden des Ganzen.<sup>2</sup>

## VI. Fazit

Was also ist ein guter Gottesdienst? Vor allem und immer noch das Werk des Heiligen Geistes, der sich zu unseren methodischen Bestrebungen ja immer ein wenig spröde

<sup>2</sup> Dieses stützt sich auf Ausführungen in: Traditionsaufbruch. Die Bedeutung der Pflege christlicher Institutionen für Gewißheit, Freiheit und Orientierung in der pluralistischen Gesellschaft. Hg. i.A. der Kirchenleitung der VELKD von D. Wendebourg und R. Brandt, 2001, 200ff. („Der Zusammenhang der Überlieferungsorte“). Dort werden unterschiedliche Überlieferungsorte des Christlichen auf einen „- unterschiedlich dichten – einheitlichen Erlebnisraum“, hier die Gemeinde bezogen: „Die Wirkungsmöglichkeit aller Institutionen der christlichen Überlieferung wächst, wenn sie aufeinander verweisen und umgekehrt vom Verweis der anderen gestützt werden ... Umgekehrt nehmen die Wirkungsmöglichkeiten der Überlieferung systematisch ab, wenn sie sich voneinander isolieren“ (202).

stellt. Ich habe mit Ihnen auf einige Voraussetzungen gesehen, die, etwas technizistisch ausgedrückt, „dem Heiligen Geist die Landefläche bereiten“ sollen (hübsches Zitat, nicht von mir). Diese Landefläche möchte ich in einer Graphik verdeutlichen:



In diesen Dimensionen – Nähe zu Form & Raum; Nähe zur Verheißung; Nähe zu den Menschen; Nähe zu den Gaben der Beteiligten – sei modellhaft umrissen, in welchen Beziehungen der Gottesdienst als stimmiges Gesamtkunstwerk der Kirche gestaltet werden kann. Die hier gewählten Kategorien lassen sich gut mit den Qualitätskategorien Meyer-Blancks zusammenlesen. Die Nähe zu Form und Raum mit der ästhetischen Qualität, die Nähe zur Verheißung mit der religiösen, die Nähe zu den Menschen mit der Stimmungsqualität und die Nähe zu den Gaben der Beteiligten mit der partizipationsbewussten Qualität.

Zwei Aspekte möchte ich hervorheben:

1. Die griffige Formulierung der gottesdienstlichen Dimensionen ist mir im kollegialen Gespräch zugefallen. Zufällig finde ich das aber nicht, sondern sehr sachgemäß, wenn wir Entwicklungen und Verbesserungen im Gottesdienst im geschwisterlichen, gleichberechtigten und wertschätzendem Gespräch voranbringen, wie es dem Gottesdienst als Gemeinschaftsgeschehen wesenseigen ist.
2. Das Stichwort vom Gesamtkunstwerk Gottesdienst (es findet sich im Internetauftritt des bayerischen Gottesdienstinstitutes) führt die Betrachtung weg von den grabenkampfträchtigen Kategorien Richtig und Falsch auf die Kriterien von Stimmigkeit, Formbewußtsein und Stilsicherheit. Die sind nicht an einen bestimmten Stil gebunden. Sie erinnern aber daran, dass jede Form und jeder Stil ihre eigenen Gesetze haben. Sie zu entdecken und anzuwenden birgt die Verheißung, daß eine gelungene, aussagekräftige Form transparent wird für das Unverfügbare, Geschenkte, Geistgewirkte.

So komme ich zu dem Schluss, daß Dankbarkeit, Demut und Erwartung demgegenüber, daß Gottes Geist unser Stückwerk in irdenen Gefäßen an ganz unberechneten Stellen in reines Gotteswort wandelt, über und unter all unserem liturgischen Handwerk wohl das Meiste und Beste sind, was wir zu einem guten Gottesdienst beitragen können, zur *communicatio* und zur *communio sanctorum*. Das ist keine Garantie für

gutes Gelingen – Garantieurkunden stellt der Heilige Geist nicht aus –, aber doch eine unerlässliche Vorbedingung.

## Was macht einen Gottesdienst gut? – Thesen

1. Gottesdienst ist ein genuin allgemeingültiges und zugleich genuin persönliches Geschehen. Das gilt sowohl für das individuelle Gemeindeglied als auch für Individualitäten von Gemeinde, Landeskirche und Konfession in der Kirche Jesu Christi. Er gewinnt an Stimmigkeit, an eröffnenden Ober- und Untertönen, wenn diese Dimensionen in Beziehung gesetzt werden.
2. Der sorgfältige Umgang mit den Gesetzmäßigkeiten jedweder Form des Gottesdienstes fördert Verstehen und Einstimmen.
3. Gottesdienst ist je besser, desto mehr er denjenigen, die seine stilistischen und mentalen Voraussetzungen nicht teilen, Möglichkeiten des Verstehens und Einstimmens eröffnet.
4. Gemeinschaftsstiftende Qualitäten eines Gottesdienstes und die in ihm geforderten Übersetzungsleistungen stehen nicht *per se* im Gegensatz. Miteinander vermittelt, eröffnen sie Tiefendimensionen.
5. Grundformen und Sonderformen des Gottesdienstes entfalten in wechselseitiger Bezogenheit gemeinschaftsstiftende Kraft, nicht in Konkurrenz.
6. Die gemeinschaftsstiftende Kraft des Gottesdienstes und des außergottesdienstlichen Gemeindeleben entfaltet sich je stärker, desto deutlicher sie aufeinander verweisen.
7. Liturgie ist eine Haltung des ganzen Menschen zum Menschen und zu Gott. Formlosigkeit und liturgische Gesetzlichkeit blockieren die Gemeinschaft im Gottesdienst und im Gespräch darüber.
8. Für Gottesdienst und Gespräch sind Stimmigkeit und Gelingen bessere Kategorien als Richtig und Falsch.

---

# Gedanken über Kirchenmusik zwischen Ästhetik, Religion und Institution

HENDRIK MUNSONIUS

Dass in der Kirche musiziert wird, ist ein allgemein anerkanntes Faktum. Kaum jemand will in Zweifel ziehen, dass das seinen guten Sinn hat. Einer Auseinandersetzung würdig erscheint aber die Frage, was und wie dort musiziert werden soll. Gibt es Kriterien, nach denen sich die Angemessenheit eines kirchlichen Musizierens bestimmen lässt? Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass sich in der Reflexion auf Musik, Religion und Kirche Gesichtspunkte für diese Frage gewinnen lassen. Dabei dürften eindeutige Abgrenzungen allerdings kaum zu treffen sein – und würden den genannten Phänomenen auch nicht gerecht. Aber eine Orientierung für Abwägung und Bewertung von Kirchenmusik erscheint durchaus möglich. Wenn ein Musikwerk diesen Kriterien nicht oder weniger entspricht, muss das nicht zum Ausschluss führen, zeigt aber an, dass besondere Anstrengungen nötig sind, um seine Sinnhaftigkeit als Kirchenmusik zu erweisen.

## I. Musik

Musik ist wohl die Kunstgattung, die am flüchtigsten, am wenigsten greifbar ist. Sie ist pointiert gesagt nur bewegte Luft. Musik ist die geordnete Abfolge von Klängen (oder Geräuschen). Ein Musikstück existiert, indem es musiziert wird. Es hat einen Beginn und ein Ende in der Zeit und außerhalb dieser Spanne keine Existenz. Musik besteht im ständigen Werden und Vergehen und ist damit dem Leben in seiner Flüchtigkeit vergleichbar. Und Musik hat eigentlich keinen Inhalt. Reine Musik besteht aus Klängen, die in kontingenter Weise strukturiert sind. In einer strengen Sicht besteht Musik nur in diesen Strukturen. *Bachs* Kunst der Fuge, bei der noch nicht einmal die Instrumentierung vorgegeben ist, mag ein Beispiel sein. Die Musik bietet die Möglichkeit, etwas auszudrücken, was mit anderen Mitteln nicht auszudrücken ist. Sie kann insbesondere dort helfen, wo die Sprache an ihre Grenzen stößt. Zugleich vermag Musik Menschen emotional anzusprechen und zu bewegen, ohne dass sich dies rational steuern ließe. Sie ist darum keineswegs harmlos. Sie kann Menschen einlullen oder hinreißen, Affekte hervorrufen oder steigern.

Das *Ausdrucksspektrum* der Musik reicht von der absoluten über die programmatische bis zur textgebundenen Musik. Die absolute Musik bezieht ihren Reiz allein aus musikalischen Aspekten, dem Wechsel von rhythmischer, melodischer und harmonischer Spannung und Entspannung, dem Zusammenspiel von Mikro- und Makrostrukturen

und dergleichen mehr.<sup>1</sup> Musik wird auf einer ersten Stufe programmatisch, wenn sie bestimmte Affekte darzustellen, auf einer zweiten Stufe, wenn sie außermusikalische Sachverhalte mit Mitteln der Musik abzubilden sucht. Beispiele sind die Sechste Sinfonie („Pastorale“) von *Ludwig van Beethoven* und das Oratorium „Die Schöpfung“ von *Joseph Haydn*. In der textgebundenen Musik findet schließlich eine Kopplung mit sprachlichem, begrifflichem Ausdruck statt. (In der Oper treten noch weitere Ausdrucksformen hinzu.) Diese Kopplung bewirkt, dass das Text-Musik-Werk insgesamt einen stärkeren Eindruck hinterlassen kann, aber auch, dass Sprache und Musik ihre Autonomie verlieren und jeweils Anpassungen in der Gestaltung und Interpretation stattfinden – und sei es in Form einer ironischen Brechung. Weitere, und zwar externe Faktoren, die die Wahrnehmung eines Musikwerkes beeinflussen, ergeben sich aus dem Kontext seiner Aufführung: dem Ort, der Zeit im Tages-, Wochen- und Jahreslauf, dem programmatischen Zusammenhang, dem Grad der Öffentlichkeit, den Ausführenden und ihrer Stellung zu den Rezipienten u.s.w.

Das *Beteiligungsspektrum* kann man *formal* nach den Polen der Produktion und der Rezeption strukturieren: von einem Musizieren für sich selbst, bei dem Produzenten und Rezipienten identisch sind, über ein Musizieren, bei dem die Rezipienten z.B. durch Gesang, rhythmisches Klatschen oder Tanz einbezogen werden, bis zu einem eindeutigen Gegenüber von Musikern und einem Publikum, das sich auf die reine Rezeption beschränkt. *Materiell* ist die Beteiligung von den Polen Beobachtung und Teilnahme bestimmt. Die reine Beobachterhaltung (soweit sie denn möglich ist) bringt der Musik ein historisches, museales, primär kognitives und insofern distanzierendes Interesse entgegen. Die Teilnehmerhaltung ist hingegen Ausdruck einer eigenen Betroffenheit, die emotional und existentiell gestimmt sein kann. Das fängt damit an, dass ein Musikwerk als Teil der eigenen Tradition aufgefasst wird, das zu einer Stellungnahme herausfordert. Die Teilnehmerhaltung tritt sodann in Erscheinung, wenn die Musik etwas zu Ausdruck bringt, was den Betreffenden angeht, ihm etwas zu sagen hat, wobei es nicht seine Ausdrucksmittel sein müssen, in denen sich diese Musik artikuliert. In einem höheren Grade erscheint die Teilnehmerhaltung, wenn die Musik eigener Ausdruck ist. Darin liegt immer auch ein explizit schöpferisches Element. Es äußert sich in der Aneignung und Interpretation bereits vorhandener Werke, in der Improvisation und in eigener Komposition. Da auch die Rezeption ein schöpferisches Moment hat, sind die Unterschiede zwischen Produktion und Rezeption weniger prinzipieller als gradueller Natur. In welchem Grad jemand beteiligt ist, hängt nicht allein von dem Musikstück, sondern mehr noch von der Person und der individuellen Situation ab. Die gleiche Musik kann auf verschiedene Menschen und in verschiedenen Situationen darum ganz unterschiedlich wirken.

<sup>1</sup> Instruktiv dazu *Robert Jourdain*: Das wohltemperierte Gehirn. Wie Musik im Kopf entsteht und wirkt, 1998.

## II. Ästhetische und religiöse Erfahrung

Was ästhetische Erfahrung allgemein und das Erleben von Musik in besonderer Weise charakterisiert, lässt sich anhand der Aspekte der Sinnerfüllung, Unterbrechung, Widerfahrnischarakter und Transzendenz näher beschreiben:<sup>2</sup>

*Sinnerfüllung:* Beim Erleben eines Musikstücks stellt sich meist ein Eindruck von Stimmigkeit ein, ohne dass sich immer sagen lässt, woran das liegt. Wir erfreuen uns daran, dass hier etwas sinnreich gestaltet worden ist, dessen Sinn sich aber nicht notwendigerweise erklären lässt. Ein Oboensolo in einer Bachkantate erscheint stimmig, es ist schön oder schmerzlich, anrührend oder tröstlich, es stimmt friedlich oder heiter.

*Unterbrechung:* Musik unterbricht den Alltag. Es geht bei ihr nicht um die Sicherung des Überlebens. Sondern Musik hat immer etwas mit Fest und Feier zu tun, mit der ungestörten Freude am Leben – oder auch mit dem Erschauern vor seiner Abgründigkeit. Deswegen werden die wichtigen Stationen im Leben als Fest gestaltet und kommen meist ohne Musik nicht aus. Der Musikgenuss als solcher stellt schon eine Form der Feier dar.

*Widerfahrnischarakter:* Das Erleben von Musik ist nicht verfügbar. Welcher Eindruck sich beim Musikerleben einstellt, kann niemand vorher sagen. Urplötzlich kann ein vertrautes Musikstück erschüttern, das Gemüt erheben, zu unbändiger Freude hinreißen oder erschauern lassen. Im Umgang mit den großen Kulturschöpfungen widerfährt etwas, das Menschen nicht in der Hand haben. Das ästhetische Stimmigkeitserlebnis kann man nicht herstellen. Das gleiche Stück kann einem einmal eine ganz neue Welt erschließen, ein andermal bloß ansprechend vorkommen oder langweilen.

*Transzendenz:* Und schließlich weist Musik immer über sich hinaus. Sie wagt es, das, was nicht darstellbar ist, darzustellen, das, was nicht wahrnehmbar ist, wahrnehmbar zu machen. Damit überschreitet sie die alltäglichen Muster von Wahrnehmung, Äußerung und Kommunikation. Die Musik selbst kann aber nicht sein, wovon sie kündigt. Sie hat immer einen gewaltigen Überschuss an Bedeutung. Und so kann Musik immer auch auf Gott verweisen, ohne selbst seine Stelle einzunehmen.

Gerade am letzten Merkmal wird deutlich, dass zwischen ästhetischer und religiöser Erfahrung ein enger Zusammenhang besteht. Die vier genannten Aspekte lassen sich auch im Hinblick auf die Religion ausmachen. Ein Nukleus von Religiosität liegt damit wohl in jeder ästhetischen Erfahrung. Im Unterschied zu allen Kunstformen sind diese Aspekte in der Religion jedoch noch einmal radikalisiert. So geht es in der Religion um *letzten, umfassenden* Sinn, sie wird in *existentieller* Weise als Unterbrechung und Widerfahrnis erlebt und hat es mit *schlechthinnigen* Transzendenzenerfahrungen zu tun. Während ästhetische Erfahrung den Menschen angeht, geht es bei religiöser Erfahrung um das, was ihn *unbedingt* angeht.

Jede Musik weist damit eine gewisse Religionsaffinität auf. Sie ergibt sich aus der Strukturähnlichkeit von ästhetischer und religiöser Erfahrung. Ob Musik allerdings als religiös wahrgenommen wird, hängt von ihrer Rezeption ab und ist darum eine höchst individuell-situative Angelegenheit.

<sup>2</sup> Dazu Ulrich Barth: Religion und ästhetische Erfahrung, in: *ders.:* Religion in der Moderne, 2003, S. 235–262.

„Nicht einmal der einzelne Mensch ist also ein plausibles Kriterium dafür, welche Musik religiös ist und welche nicht. Im Grunde lässt sich nur der absolute Einzelfall einer religiösen Erfahrung von Musik beschreiben: der Einzelfall eines einzigen Menschen mit einer bestimmten Musik zu einem bestimmten Zeitpunkt.“<sup>3</sup> Dies liegt schon am Widerfahrnischarakter der ästhetischen Erfahrung. Dass bestimmte Musik als solche „religiöse Musik“ ist, lässt sich über die prinzipielle Religionsaffinität hinaus nicht als Eigenschaft ausweisen. Werke der nicht-absoluten Musik können jedoch Gehalte haben, die als religiöse Themen eingeführt und so kommuniziert werden. Dies wird besonders sinnfällig, wenn religiöse Texte vertont werden. Aber es ist nicht gesagt, dass diese Werke jedem Hörer über die ästhetische hinaus eine religiöse Erfahrung vermitteln. Und umgekehrt können Musikwerke, die ohne expliziten Religionsbezug sind, religiöse Valenz entfalten. Allerdings kann die Affinität von ästhetischer und religiöser Erfahrung auch dazu verleiten, Kunst selbst zur Religion zu machen. Der Verweis auf Transzendenz, der in der Kunst steckt, kann die Transzendenz jedoch nicht ersetzen.

### III. Religion

Eine generelle Bestimmung dessen, was Religion eigentlich ist, scheint allerdings kaum möglich. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass das Religionsverständnis von der religiös-weltanschaulichen Position abhängt, von der aus eine Bestimmung vorgenommen wird. Religion lässt sich darum nur im Hinblick auf bestimmte Fragestellungen näher beschreiben. Einige Aspekte von Religion sind eben schon im Gegenüber zur ästhetischen Erfahrung deutlich geworden. Sie lassen sich durch überkommene Beschreibungen anreichern: „Religion ist erlebnishafte Begegnung mit dem Heiligen und antwortendes Handeln des vom Heiligen bestimmten Menschen.“<sup>4</sup> „Ihr Wesen ist weder Denken noch Handeln, sondern Anschauung und Gefühl. [...] Religion ist Sinn und Geschmack fürs Unendliche.“<sup>5</sup>

Religion gibt es nicht schlechthin sondern stets als positive, d.h. in benennbarer Weise bestimmte Religion. In den verschiedenen Religionen kann zwar Gleiches oder Vergleichbares zum Ausdruck kommen. Die Ausdrucksgestalt jedoch unterscheidet sich und ebenso der Zusammenhang, in dem etwas zum Ausdruck gebracht wird. Für das Christentum ist der Glaube an den dreieinigen Gott (Vater, Sohn und Heiliger Geist) zentral.<sup>6</sup> Dabei hängen Theologie (in einem weiteren, nicht auf bestimmte Konfessionen beschränkten Sinne) und Anthropologie unmittelbar zusammen. Denn das Reden über Gott ist immer ein Reden über den Menschen in seiner Stellung vor Gott.<sup>7</sup> Die

3 Rainer Bayreuther: Was ist religiöse Musik?, 2010, S. 16.

4 Gustav Mensching: Die Religion. Erscheinungsformen, Strukturtypen und Lebensgesetzes, 1959, S. 18f.

5 Friedrich Schleiermacher: Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (1799), hg. von Rudolf Otto, 8. Auflage, 2002, S. 50 = 49.

6 Vgl. zum folgenden Dietrich Korsch: Dogmatik im Grundriß, 2000, S. 11ff.

7 Rudolf Bultmann: Welchen Sinn hat es, von Gott zu reden? (1925), in: ders., Glauben und Verstehen, Bd. 1, 1933, S. 26–37.

Ausdrucksformen von Religion schließen immer die Beteiligung der religiösen Subjekte ein; eine reine Beobachterrolle ist innerhalb einer Religion nicht möglich.

Dies lässt sich an der Erläuterung verdeutlichen, die *Martin Luther* in seinem Kleinen Katechismus zum ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses gibt. Zur Erklärung des Glaubens „an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde“ setzt *Luther* mit einer subjektbezogenen Interpretation ein: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen.“ Schon mit diesem ersten Satz wird ein dreifaches Beziehungsgefüge deutlich. Das religiöse Subjekt, das so spricht, versteht sich selbst als Geschöpf Gottes und in einem Zusammenhang mit der ganzen Schöpfung. Indem das Subjekt sich selber versteht, kommt sein *Selbstverhältnis* zum Ausdruck. Diese Ausbildung eines Selbstverhältnisses ist ein allgemeinmenschliches Phänomen. Es ist darin begründet, dass Menschen zu sich selbst in eine (relative) Distanz treten können. Im Selbstverhältnis bestehen Vertrautheit und Fremdheit zusammen. Es ist die Voraussetzungen dafür, dass das Subjekt zu seiner natürlichen und sozialen Umwelt in ein Verhältnis treten und somit sein *Weltverhältnis* ausbilden kann. Selbst- und Weltverhältnis stehen in einer eigentümlichen Wechselbeziehung, bilden sie sich doch stets miteinander aus. Ihre Verhältnisbestimmung bleibt problematisch. Sowohl die naturalistische Ableitung des Selbstverhältnisses aus dem Weltverhältnis, als auch der umgekehrte Versuch einer idealistischen Ableitung wird diskutiert, wirft aber wiederum ganz eigene Probleme auf. Spezifisch religiös ist die Ergänzung von Selbst- und Weltverhältnis durch das *Gottesverhältnis*, das die Dimension des Unbedingten in dem Zusammenhang von Selbst- und Weltverhältnis eröffnet.

„Glaube ist die am Ort meines eigenen Lebens vorhandene Gewißheit, daß aufgrund meines Daseins im Gottesverhältnis ein unverbrüchliches Ineinander von Selbstverhältnis und Weltverhältnis besteht und daß ich als Mensch mein Leben genau in diesem Zusammenhang der drei Verhältnisse unter elementarer Grundlegung des Gottesverhältnisses gut und richtig führen kann [...] Er erlaubt uns, die Strukturen des Lebens zu akzeptieren und ermöglicht uns eine Lebensführung in ihnen, die realistisch bleibt und dennoch zuversichtlich ist.“<sup>8</sup>

Damit ist ausgeschlossen, dass sich die Subjektstellung des Glaubenden auf nur eine oder zwei der Relationen gründet. Weder kann sich das Subjekt allein auf sein Selbstverhältnis gründen, sei es in dem Zutrauen auf eigene Fähigkeiten, noch kann es sich allein auf das Weltverhältnis gründen, sei es durch Besitz, soziale Stellung, Machtmittel oder Anerkennung durch andere. Erst durch die Überformung von Selbst- und Weltverhältnis durch das Gottesverhältnis gewinnt das Subjekt sicheren Halt.

Das Gefüge von Selbst-, Welt- und Gottesverhältnis ist konstitutiv für die Vorstellung eines erfüllten Lebens. Dies lässt sich beschreiben als der Inbegriff umfassend gelingender Beziehungen, der durch die Teilhabe am Leben verwirklicht wird. Leben gelingt durch die adäquate Ausbildung des Selbst-, Welt- und Gottesverhältnisses. Gelingendes Leben ist unter den Bedingungen menschlichen Daseins jedoch immer gefährdet. Dies gilt besonders für das Gottesverhältnis, das in der unmittelbaren Erfahrung von Menschen keinen vergleichbaren Anknüpfungspunkt hat wie das Selbst- und das Weltverhältnis. Eine Störung des Gottesverhältnisses wirkt sich jedoch zugleich störend auf

8 Korsch, Dogmatik (Anm. 6), S. 17f., 19.

die anderen Verhältnisse aus. Denn sie führt allzu leicht dazu, dass das Selbst- oder das Weltverhältnis zu Lasten des anderen ein Übergewicht gewinnt, dass eines vom anderen in Abhängigkeit gerät. Von *Kirkegaard* stammt die treffende Beschreibung, dass der Mensch entweder verzweifelt er selbst oder verzweifelt nicht er selbst sein will.<sup>9</sup> In der christlichen Theologie wird dies unter dem Begriff der „Sünde“ bearbeitet. „Sünde ist ein theologischer Begriff und bezeichnet das verkehrte Verhältnis des Menschen zu Gott, mit dem ein verkehrtes Selbst- und Weltverhältnis einhergeht.“<sup>10</sup> In der Sündenlehre erweist sich der radikal realistische Blick des Glaubens auf die menschliche Existenz in ihrer ganzen Ambivalenz und Abgründigkeit.

Die Überwindung der Sünde geschieht durch Erlösung. Dabei muss Erlösung nicht notwendigerweise im Sinne einer wie auch immer verstandenen „Sühnopfertheologie“ begriffen werden. Sie stellt vielmehr die Befreiung von den Zwängen dar, die sich aus der Reduktion auf das Selbst- und Weltverhältnis ergeben.<sup>11</sup> Nach christlichem Glauben ist dies durch Jesus von Nazareth vollbracht, wie dies prägnant in den Erläuterungen zum zweiten Glaubensartikel in *Luthers* Kleinem Katechismus formuliert ist. Darin hat das Christentum sein Alleinstellungsmerkmal. Jesus von Nazareth war ein Mensch, der wie andere Menschen in einem Selbst-, Welt- und Gottesverhältnis stand, sich aber dadurch auszeichnete, dass sein Gottesverhältnis unangefochten blieb und sein Dasein gänzlich bestimmte.<sup>12</sup> Jesus hat durch seinen Lebensweg gezeigt, wie auf der Grundlage eines unbedingten Gottvertrauens die Überwindung von allem möglich ist, was die Beziehungen von Menschen, ihr Selbst- und Weltverhältnis behindert und beschädigt. Dieser Lebenswandel führte jedoch schließlich zu seiner Hinrichtung am Kreuz, die als endgültiges Scheitern verstanden werden kann. Die Ostererfahrung hat seine Anhänger jedoch davon überzeugt, dass das Gottesverhältnis dadurch nicht aufgehoben worden ist und der Weg Jesu trotz des äußeren Anscheins zu einem erfüllten Leben führt. Nur weil Jesus sein Gottesverhältnis bis zu dem Extrem- und Umschlagpunkt des „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Markus 15, 34; Matthäus 27, 46) am Kreuz und in den Tod hinein durchgehalten hat, ist uns ein Bekenntnis wie in Römer 8 möglich:

„Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“

Nur indem die Wirklichkeit der Sünde ernstgenommen und im Glauben überwunden wird, sind gelingende Beziehungen im Selbst-, Welt- und Gottesverhältnis, ist erfülltes Leben möglich. Davon kündigt das Evangelium. Menschsein erweist sich damit als ambivalente Existenz zwischen Sünde und Erlösung. Des Menschen Gottesebenbildlichkeit und seine Sündhaftigkeit sind die Pole eines existentiellen Spannungsverhältnisses, das letztlich auch seine kulturelle Produktivität antreibt.

9 *Sören Kirkegaard*: Die Krankheit zum Tode, GW Abt. 24/25, hg. von E. Hirsch / H. Gerdes, 4. Auflage, 1992, S. 8.

10 *Christine Axt-Piscalar*: Art. Sünde VII. Reformation und Neuzeit, in: TRE, Bd. 32, 2001, S. 400 (428).

11 Siehe auch *Evangelische Kirche in Deutschland*: Für uns gestorben. Die Bedeutung von Leiden und Sterben Jesu Christi, 2015.

12 Ausführlich dazu *Joachim Ringleben*: Jesus, 2008.

Dieser komplexe Zusammenhang erschließt sich nicht ohne weiteres. Aus dem Selbst- und Weltverhältnis lässt sich Glaube plausibilisieren, aber nicht herleiten oder begründen. Wenn sich Glaube einstellt, dann wird dies nicht als eigene Leistung, sondern als Gabe des Heiligen Geistes verstanden. Glaube ist nicht Produkt menschlichen Tuns, sondern Widerfahrnis. Den Zusammenhang zwischen Selbst-, Welt- und Gottesverhältnis stiftet nicht das Subjekt, sondern er ist im Gottesbegriff angelegt. So wie Gott als der Vater für die Göttlichkeit und Transzendenz steht, so begegnet er im Sohn ganz in der Welt und Immanenz und vergegenwärtigt sich durch den Heiligen Geist am Ort des glaubenden Subjekts. Anthropologie und Theologie greifen so stimmig ineinander.

#### IV. Kirche

Der Begriff „Kirchenmusik“ besagt zunächst nicht mehr, als dass es um Musik geht, die im institutionellen Kontext der Kirche stattfindet. Welche Anforderungen an die Musik sich daraus ergeben, ist davon abzuleiten, wodurch die Kirche als Institution bestimmt ist.<sup>13</sup> Diese ist kein Selbstzweck, sondern mit allen Strukturen und Vollzügen auf eine bestimmte Funktion ausgerichtet: Konstitutiv für die Kirche ist das, was in den Bekenntnisschriften der Reformation als Verkündigung des Evangeliums, bei *Friedrich Schleiermacher* als Circulation des frommen Bewusstseins und in neuerer Zeit als Kommunikation des Evangeliums bezeichnet wird. Dabei geht es um Praxisvollzüge, in denen christliche Religion zum Ausdruck kommt und angeeignet werden kann. Ziel dieser Vollzüge ist die Weckung und Stärkung des Glaubens bei den Individuen. Es geht also um Kommunikation, die ihre Teilnehmer angeht und zwar nicht bloß im Hinblick auf ein soziales oder ästhetisches Interesse, sondern in persönlicher und existentieller Weise. Diese Kommunikation findet nicht ausschließlich im Raum der Kirche statt, aber hier tritt sie verdichtet und prägnant in Erscheinung. Sie soll dazu verhelfen, dass Menschen dabei ihr Selbst-, Welt- und Gottesverhältnis entwickeln. Die Kirche ist damit stets auch Bildungsinstitution.

Dabei geht es um eine Vergegenwärtigung dessen, was in den Alltagsbezügen oft verdeckt bleibt. Der Zusammenhang von Selbst- und Weltverhältnis mit dem Gottesverhältnis drängt sich nicht auf, sondern bedarf der Darstellung. Diese dient nicht nur der kognitiven, sondern auch der emotiven Bearbeitung und konativen (d.h. handlungsleitenden) Orientierung. Aus dem umfassenden Daseinsbezug ergibt sich eine Vielfalt kirchlicher Äußerungs- und Interaktionsformen, die sich nicht gänzlich von anderweitig praktizierten Formen unterscheiden müssen. Paradigmatischer und zentraler Vollzug der Kirche ist der Gottesdienst, in dem der christliche Glaube in umfassender Weise rituell und performativ zur Darstellung gebracht wird.

Jeder Gottesdienst ist damit eine hochkomplexe Angelegenheit. Innerhalb einer guten Stunde sollen Gott und Welt, Individuum und Gemeinschaft, Zeit und Ewigkeit so miteinander vermittelt werden, dass dies auf das ganze Leben ausstrahlen kann. Diese Aufgabe ist nur durch die Kombination verschiedener Mittel zu lösen. Einerseits bedarf es konzentrierender Elemente, um die große Fülle in die Begrenztheit der gottesdienst-

<sup>13</sup> Zum Kirchenbegriff siehe z.B. *Reiner Preul*: Kirchentheorie, 1997, S. 50ff.

lichen Situation hereinzuholen. Diese Elemente müssen in hohem Maß abstrakt und deutungs offen sein: Rituale, Symbole und Formeln. Die feststehenden Stücke des Gottesdienstes (Ordinarium) enthalten solche konzentrierten Elemente. Andererseits soll ein Gottesdienst nicht abstrakt bleiben, sondern er muss auch anschaulich und konkret werden. Nur dann kann der Anschluss an das alltägliche Leben hergestellt werden. Diese Konkretion kann immer nur exemplarisch geschehen. Im Gottesdienst geschieht dies durch die wechselnden Stücke der verschiedenen Sonn- und Feiertage (Proprium), mit denen bestimmte Aspekte des Glaubens hervorgehoben und zum Thema gemacht werden. Die Alltagserfahrungen der Gegenwart können insbesondere durch Predigt und Gebete explizit aufgegriffen und bearbeitet werden.

Den Ausführenden kommt damit eine große Verantwortung zu. Ihre Aufgabe ist es, den christlichen Glauben so in die Gegenwart hinein zu artikulieren, dass er prägnant und anschlussfähig die Menschen erreichen kann. Das setzt sowohl gegenwarts- wie überlieferungshermeneutische Anstrengungen voraus. Anders als in der römisch-katholischen Kirche besteht in der evangelischen Kirche kein zentrales Lehramt. Die Akteure unterliegen damit weniger expliziten Bindungen, tragen aber auch eine entsprechend größere Verantwortung für die eigene Gestaltungsleistung. Im Zusammenwirken zwischen den Beteiligten, namentlich zwischen Pfarrern und Kirchenmusikern, kommt es darauf an, die unterschiedlichen Kompetenzen und Beiträge wechselseitig fruchtbar werden zu lassen. Dies kann nur im kommunikativen Austausch geschehen.

## V. Kirchenmusik

Die Kirchenmusik ist innerhalb und über ihre liturgische Funktion hinaus durch vielfältige Perspektiven bestimmt.<sup>14</sup> So stellt sie eine besondere Ausdrucks- und Mitteilungsf orm dar, die es den Gemeindegliedern ermöglicht zu interagieren, sich gemeinsam zu artikulieren und in überlieferte oder aktuelle Ausdrucksgestalten einzustimmen; sie hat damit eine kommunikative und soziale Funktion. Die Kirchenmusik nimmt durch die Arbeit in Gruppen, Chören und Ensembles am Bildungshandeln der Kirche in kultureller und religiöser Hinsicht teil. Zudem ist die Kirchenmusik Teil des allgemeinen Kulturlebens, bewahrt auf ihre Weise ein reiches Erbe und bringt neue Kulturschöpfungen hervor. So entfaltet sie durch alle, die produktiv oder rezeptiv teilnehmen, eine breite Öffentlichkeitswirkung und erreicht auch Menschen, denen sich andere Zugänge zur Kirche nicht so leicht erschließen. Die Kirchenmusik entfaltet so ihre Wirkungen in der kirchlichen, in der individualisierten privaten und in der öffentlichen Dimension des Christentums.

Die Formen, in denen Kirchenmusik stattfindet, sind ebenfalls vielfältig. Sie reichen vom Gemeindegesang und vokalem oder instrumentalem Musizieren als Solist oder Ensemble im Gottesdienst über das Singen und Musizieren in Gemeindegruppen,

14 Vgl. Peter Bubmann: Art. Kirchenmusik, in: Gräß / Weyel (Hg.): Handbuch Praktische Theologie, 2007, S. 578–590 (586ff.); Ev. Kirche in Deutschland: „Kirche klingt“, Ein Beitrag der Ständigen Konferenz für Kirchenmusik in der evangelischen Kirche von Deutschland zur Bedeutung der Kirchenmusik in Kirche und Gesellschaft, EKD-Texte 99, 2008; Christian Finke: Art. Kirchenmusik V. Gegenwart, in: RGG, 4. Auflage, 2001, Bd. 4, Sp. 1243–1246 (1244f.).

kirchlichen Einrichtungen (z.B. Kindertagesstätten, Altenheime), bei anderen kirchlichen Veranstaltungen (z.B. Freizeiten) sowie in Chören und Ensembles unterschiedlicher Zusammensetzung bis zu Konzertveranstaltungen und öffentlichen Darbietungen (z.B. auch das Turmblasen oder Glockenspiel). Außerdem sind der Instrumentalunterricht und die Ausbildung des kirchenmusikalischen Nachwuchses zu nennen. Das Spektrum der Musikwerke umfasst alle Gattungen und Formate vom Lied oder Sing-spruch bis zum symphonisch besetzten Oratorium, alle Epochen von der Gregorianik bis zur Gegenwart und prinzipiell alle Stilrichtungen, wenn auch traditionell ein Schwergewicht bei der „klassischen“ Kirchenmusik auszumachen ist.

Indem Kirchenmusik als solche in institutionellen Zusammenhang der Kirche stattfindet, steht sie in einem Verhältnis zur religiösen Kommunikation. Worin gute Kirchenmusik besteht, kann sich also nicht allein an der Qualität der Musik als solcher entscheiden. Auch die beste Musik kann als Kirchenmusik gänzlich unangemessen sein. Um überhaupt materiell von Kirchenmusik sprechen zu können, muss es sich um Musik handeln, die mit den Gehalten christlicher Religion in einem Zusammenhang gesehen werden kann, der über die ohnehin vorhandene Strukturäquivalenz von ästhetischer und religiöser Erfahrung wenigstens minimal hinausgeht. Für die Praxis formuliert könnte man sagen, man muss im Zusammenhang mit dieser Musik predigen können, ohne dass sich performative Widersprüche einstellen. Problematisch wäre ein Musikwerk, das Menschen stark anspricht, in einer anschließenden Predigt aber vollständig konterkariert werden müsste. Nach einer weitergehenden Bestimmung liegt Kirchenmusik dort vor,

„wo musikalisch Handelnde und Hörende ihre Wahrnehmungen und ihr musikalisches Agieren als Teil der (auch) durch die Institution Kirche tradierten Kommunikation des Evangeliums erfahren.“<sup>15</sup>

Aus den bisherigen Überlegungen lassen sich meines Erachtens erste Orientierungspunkte dafür gewinnen, was angemessene Kirchenmusik sein kann. Innerhalb des *Ausdrucksspektrums* kann man bei der programmatischen und textgebundenen Musik relativ klare Einschätzungen vornehmen. Vorzugswürdig ist eine Musik, die vom Glauben kündigt und den Glauben stärken kann. Eine Musik, die allgemein-menschliche Erfahrungen wie Freude und Leid zum Ausdruck bringt, kann je nach Situation angemessen sein, eine solche, die der christlichen Botschaft zuwiderläuft dürfte stets unangebracht sein. Bei der absoluten Musik kommt es stark auf die Einbettung in den performativen Zusammenhang an. Hier lassen sich kaum allgemeine Kriterien bestimmen. Umso mehr ist Sensibilität bei Auswahl und Ausführung gefordert.

Innerhalb des *Beteiligungsspektrums* ist Musik vorzugswürdig, bei der die Teilnahme die Beobachtung überwiegt. Kirchenmusik soll die Menschen, die sie produzieren oder rezipieren unmittelbar angehen, ihnen Erfahrungen und Ausdrucksmöglichkeiten eröffnen und so den Prozess religiöser Bildung befördern.<sup>16</sup> Sie soll Resonanz auslösen.

15 Bubmann (Anm. 14), S. 581.

16 Eindrücklich war mir, wie LKMD Martin Bartsch 1995 in der Kurhessischen Kantorei Marburg bei der Erarbeitung des Deutschen Requiems von Johannes Brahms zum Chor (sinngemäß) sagte: „Singen Sie das nicht bloß. Verkündigen Sie das: Selig sind die da Leid tragen. Wenn wir am Totensonntag das Requiem aufführen, dann sind etliche dabei, die im letzten Jahr einen Menschen verloren haben. Für die müssen Sie singen.“

Dazu gehört einerseits, dass sie dem Menschen zugänglich ist, indem sie seinen Hörgewohnheiten und Stilvorlieben entgegenkommt oder unabhängig davon Interesse wecken kann. Andererseits ist es problematisch, wenn sich Musik in der bloßen Affirmation von Stimmungen erschöpft und so keine neuen Erfahrungen ermöglicht. Vorzugswürdig ist eine Musik, die gleichermaßen Anknüpfungsmöglichkeiten für emotionale und kognitive Zugänge bietet. Die oft zitierte Wendung aus Psalm 98 vom „neuen Lied“ kann theologisch gehaltvoll so interpretiert werden, dass als „neu“ anzusehen ist, was die gegenwärtig beteiligten Personen in ihrer aktuellen Situation betrifft; auf den Entstehungszeitpunkt einer Komposition kommt es dabei nicht an. Zur Beteiligung gehört weiterhin, dass Menschen nicht in der Rezipientenrolle verharren, sondern zu eigener Produktion vordringen. Die Formen des gemeinsamen Musizierens, insbesondere des gemeinsamen Singens, verdienen darum besondere Beachtung und Pflege. Dies sollte gerade in reformatorischen Kirchen eine Selbstverständlichkeit sein.

Das *Themenspektrum* ist dadurch bestimmt, was als Thema christlichen Glaubens angesehen werden kann. Es reicht denkbar weit. Gerade die extremen Erfahrungen menschlicher Existenz kommen hier zur Sprache, und gerade bei ihnen sind Menschen auf die Ausdrucksmöglichkeiten der Musik angewiesen, weil die Sprache hier oft genug an ihre Grenzen kommt. Es geht um den Menschen zwischen Tod und ewigem Leben, zwischen Sünde und Erlösung, Scheitern und Vollendung. Um des Lebens willen sollte keiner dieser Aspekte vernachlässigt werden. Dadurch kann der lebensfreundliche Sinn des Evangeliums tiefer gegründet und reicher entfaltet werden. *Thomas Mann* hat es 1925 einmal so ausgedrückt:

„Es gibt zweierlei Lebensfreundlichkeit: eine, die vom Tode nichts weiß; die ist recht einfältig und robust, und eine andere, die von ihm weiß, und nur diese, meine ich, hat vollen geistigen Wert.“<sup>17</sup> –

Aus dem Zusammenhang von Musik und religiöser, kirchlich geprägter Kommunikation ergeben sich außer Erwartungen an die Musik auch besondere Chancen für ihre Wirkung. Der kirchliche Kontext verschafft ihr einen ganz eigenen Resonanzraum. Dies hat die Kirchenmusik allen anderen Kulturträgern voraus. Im günstigen Fall erfahren Musik und religiöse Kommunikation in ihrer Wechselwirkung eine Resonanzverstärkung, im ungünstigen Fall geht der Zusammenhang verloren und im schlimmsten Fall geraten sie in einen Widerspruch. Nötig ist darum ein hohes Maß an Kontextsensibilität. Nicht jede Musik, auch nicht jede Musik, die sich auf christliche Gehalte bezieht, ist in jeder Situation angemessen. So ist es beispielsweise ein großer Unterschied, ob die Kantaten des Weihnachtsoratoriums von *Johann Sebastian Bach* in den Gottesdiensten an den vorgesehenen Feiertagen, in einem Konzert während der Adventszeit oder zu einer beliebigen anderen Zeit im Jahr aufgeführt werden.

Besonders prägend ist die Einbettung in liturgische Zusammenhänge. Hier kommt es in erhöhtem Maße auf Stimmigkeit an. Gute Kirchenmusik ist nicht Ergänzung oder Zutat, sondern integraler Bestandteil des liturgischen Vollzugs. Was im Konzert ohne weiteres möglich ist, kann im Gottesdienst schnell störend wirken; was im Gottesdienst passend ist, kann im Konzert deplatziert und unvollkommen sein. Die starke Abhän-

17 *Thomas Mann*: Tischrede bei der Feier des 50. Geburtstags im alten Rathaussaal zu München, GKFA 15.1, 2002, S. 985–988 (988).

gigkeit guter Kirchenmusik von ihrer situativen Einbettung eröffnet u.a. ein weites Betätigungsfeld für Improvisation. Damit besteht vor allem im Gottesdienst die Chance, auf Situationen unmittelbar zu reagieren, Eindrücke aufzunehmen und zu verstärken, das dramaturgische Geschehen voranzutreiben und überhaupt „den richtigen Ton zu treffen“ – mehr als jede noch so kluge Literatúrauswahl dies unter Umständen leisten kann. Als Beitrag zu einem Konzert mögen solche Improvisationen gänzlich ungeeignet sein, weil sie des bestimmten und einmaligen Kontextes bedürfen, um ihre Wirkung zu entfalten.

Durch die Gliederung des Kirchenjahres bekommen verschiedene Zeiten ein eigenes, charakteristisches Gepräge, das für manche Musik sehr affin ist, andere Musik als unpassend erscheinen lässt. So wie die Zeiten des Kirchenjahres durch liturgische Farben markiert werden, so ist ihnen auch eine entsprechende musikalische Farbe gemäß. Wer dies berücksichtigt, wehrt damit einer Vergleichgültigung dessen, was er tut, und kann, indem die Kirchenmusik in größere Zusammenhänge eingefügt wird, ihr deutlich mehr Resonanz ermöglichen.

Indem Kirchenmusik in zwei Bezüge eingebettet ist – den der Musik und den der (institutionalisierten) Religion – finden wechselseitige Anpassungen und Koordinatenverschiebungen statt. Die Autonomie sowohl der Musik als auch der religiösen Kommunikation wird, soweit sie sich auf den anderen Bezug einlassen, eingeschränkt. Doch für diese Anpassung besteht jeweils auch eine spezifische Affinität. Denn so kann etwas, was der Musik wie der Religion eigentümlich ist, in besonders eindrucksvoller Steigerung zur Geltung kommen. Das ist die besondere Herausforderung der Kirchenmusik und zugleich ihre einmalige Chance.

# „Liturgische Bildung – traditionelle Aufgabe und neue Herausforderungen“

25. Kongress der Societas Liturgica vom 10. – 15. August in Québec

DOROTHEA KRAUß

Es war ein großes Erlebnis für mich, in diesem Sommer als Schwester der Communität und Mitglied der Societas Liturgica an diesem Kongress teilzunehmen.

Ermutig dazu, diese Möglichkeit von meinen Schwestern zu erbitten, hat mich das Thema: „Liturgische Bildung – traditionelle Aufgabe und neue Herausforderungen“. Ist doch die Entstehungsgeschichte unserer Communität und das nun 65 Jahre währende Zusammenleben als Communität ohne Liturgie ohne immer wieder zu vollziehende liturgische Bildung für mich nicht denkbar.

Dies habe ich versucht weiterzugeben, in vielen Gesprächen mit den Kongressteilnehmenden und auch in einem „paper“ (so heißen 45minütige Arbeitsgruppen, die alle Teilnehmenden anbieten können) mit dem Titel *„Lebendige Liturgie – gestaltetes Leben – am Beispiel einer benediktinisch geprägten Ordensgemeinschaft in der lutherischen Kirche“*.

In der Anmeldung zu diesem „paper“ schrieb ich: „Die Communität Casteller Ring ist eine benediktinisch geprägte Frauengemeinschaft in der evangelisch-lutherischen Kirche. Sie ist in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg herausgewachsen aus dem Bund christlicher Pfadfinderinnen (BCP), dem damaligen evangelischen Mädchenpfadfinderinnenbund in Bayern. Gebet dieses Bundes war bei Treffen und Zeltlagern das Stundengebet der Kirche. Zentrum und Höhepunkt der Freizeiten war das Erleben ‚der schönen Gottesdienste des Herrn‘. **Liturgische Bildung wurde hier praktisch vermittelt.** 1950 schloss sich eine kleine Gruppe von Frauen zusammen, um ihr Leben ganz vom altkirchlichen, benediktinischen Stundengebet und der häufigen Feier der Eucharistie bestimmen zu lassen. Heute feiert die Communität das Stundengebet in der St. Michaelskirche auf dem Schwanberg zusammen mit vielen Gästen aller Altersstufen.

Mir erscheint es wichtig, liturgische Bildung nicht nur im schulischen und universitären Bereich zu verorten. Interessant ist für mich: Wie können wir liturgische Bildung an Kinder und Jugendliche aber auch an Erwachsene weitergeben, die aus den eigenen Herkunftsfamilien Liturgie kaum noch kennen. Wie können wir durch unser ganz praktisches ‚Liturgie feiern‘ den Menschen in unserer Nähe, in unserem Arbeitsbereich ‚Liturgische Bildung‘ vermitteln, die ihnen Lust macht zu einem Leben mit Gottesdienst und Heiliger Schrift. Wie können wir durch unser Beispiel dazu einladend wirken?“

## Was ist die „Societas Liturgica“?

Prof. Dr. Martin Stuflesser, derzeitiger Präsident der „Societas Liturgica“ und Nachfolger von Lizette Larson-Miller beschreibt es in der Meldung des Lehrstuhls für Liturgiewissenschaft der Universität Würzburg so: „Die Societas Liturgica ist der Weltverband der Liturgiewissenschaftler. Ihre Mitglieder entstammen unterschiedlichsten christlichen Traditionen, sie sind katholisch, evangelisch, anglikanisch oder orthodox, sie stammen aus Asien, Europa, Afrika, Amerika oder Australien. 1967 trafen sich Liturgiewissenschaftler und Kirchenvertreter erstmals zu einem internationalen Kongress. Ein halbes Jahrhundert und 24 Kongresse später ist die Societas Liturgica lebendiger und internationaler denn je ([www.societas-liturgica.org](http://www.societas-liturgica.org)), am 25. Kongress der Societas in Québec City nahmen knapp 200 Teilnehmer/-innen aus 38 Nationen teil. Auch heute fühlen sich die Mitglieder der Societas Liturgica dem ökumenischen Dialog und der Erneuerung der Liturgie verpflichtet.“

Die Präambel der Verfassung der Societas Liturgica beschreibt dies so: „eine Gesellschaft zur Förderung des ökumenischen Dialogs zum Gottesdienst auf Basis fundierter Forschung mit der Perspektive der Erneuerung und Einheit“<sup>1</sup>.

Die Präsidenten der Societas Liturgica werden jeweils für eine Amtsperiode von zwei Jahren gewählt, aus wechselnden Erdteilen und Ländern, aus wechselnden Konfessionen und Sprachen. Nur einige wenige Namen früherer Präsidenten und Präsidentinnen seien genannt:

1969–1971	Ronald C. D. Jasper	Vereinigtes Königreich	anglikanisch
1975–1977	Balthasar Fischer	Deutschland	römisch-katholisch
1977–1979	Thomas Talley	Vereinigte Staaten	episkopalisches
1981–1983	Hans-Christoph Schmidt-Lauber	Österreich	lutherisch
1991–1993	Bruno Bürki	Schweiz	reformiert
1997–1999	Jacob Vellian	Indien	syro-malabarisch
2009–2011	Karen B. Westerfield Tucker	Vereinigte Staaten	methodistisch
2011–2013	Gordon Lathrop	Vereinigte Staaten	lutherisch

Die Societas Liturgica veranstaltet alle zwei Jahre einen Kongress. Hier nur Themen und Orte der letzten 5 Kongresse:

2005	Dresden	Die verwandelnde und heilende Kraft der Liturgie in einer gebrochenen Welt
2007	Palermo	Liturgie und öffentlicher Raum
2009	Sydney	Das liturgische Jahr
2011	Reims	Die Taufe: Riten und Christliches Leben
2013	Würzburg	Liturgiereformen in den Kirchen

<sup>1</sup> <http://societas-liturgica.org/wp-content/uploads/2015/03/Verfassung-Societas-Liturgica-2013-Deutsch.pdf>.

Der nächste Kongress im Jahr 2017 in Leuven/Belgien, steht unter dem Motto „Symbol of what we are“ und wird sich beschäftigen mit der Frage der symbolischen Kommunikation in der Feier der christlichen Sakramente und damit mit der Frage, was im ökumenischen Kontext unter Sakramenten und Sakramentalität zu verstehen ist.<sup>2</sup>

## Der Tagungsort – auch das ein besonderes Erlebnis!

Quebec City – oft die „alte Hauptstadt“ genannt – die erste Hauptstadt Kanadas während der französischen Herrschaft (1609–1763) – hat viel zu bieten. Früher war es der Pelzhandel mit den Eingeborenen – wichtiges Bindeglied zwischen der Neuen Welt, Zentralamerika und Europa. Heute ist Quebec City auch eine Stadt der Wissenschaft und der Künste, der Architektur und der Kommunikation, der Geschichte mit den Indianern und der Bearbeitung der Geschichte der First Nations und der Inuit und der noch immer nicht gegebenen Selbstbestimmung.

Ausflüge wurden an einem Tag angeboten: ein freier Tag in Quebec oder eine Bustour zur Côte de Beaupré und Insel Ile d'Orleans u.a. zu den Montmorency Wasserfällen, die beeindruckende 76 m fallen – 30 m mehr als die Niagara-Fälle, aber weniger spektakulär, Radfahren am St. Lawrence Strom entlang oder ein Tag in Wendake, bei den Huron-Wendat, einer Huron-Niederlassung in der Nähe von Quebec. Diese Tour gab Einblicke in die religiöse und spirituelle Welt der Wendat: Mythos, animistische Überzeugungen und Lehren der Eingeborenen, Feiertage und Zeremonien, das „Long House“ aber auch „die Mission of Our Lady of Loreto“, die katholische Kirche und das Museum.

Alle waren begeistert von ihren Erlebnissen, ich war es besonders von der Kunst der Inuit, die mir im Laufe der Tage immer wieder begegnet ist und von dem Wort „Balance“, das für diese Menschen so wichtig war und ist.

## Der Kongress

Wir lebten und arbeiteten in der Université Laval (benannt nach François de Montmorency-Laval dem ersten katholischen Bischof in Québec). Sie ist eine der ältesten Universitäten des amerikanischen Kontinents und gehört zu den größten Forschungsuniversitäten Kanadas (50.000 Studenten). Wir waren beheimatet in der Fakultät für Theologie und Religion mit vielen ausländischen Studenten aus insgesamt 30 Ländern. Ein Local Committee (erkennbar an blauen T-Shirts) hatte für uns ca. 200 Kongressteilnehmer alles wunderbar vorbereitet – die Versorgung vom Bett bis zu den Mahlzeiten, die dreisprachige Programmmappe (französisch, englisch, deutsch) mit allen hilfreichen Informationen, Tagesabläufen, Ordnungen für die Stundengebete und Gottesdienste und vielem mehr. Guides mit roten T-Shirts standen an jeder Kreuzung, an der

<sup>2</sup> Vgl. <http://societas-liturgica.org/>.

man auch eine falsche Richtung hätte einschlagen können – sowohl auf den Straßen als auch am Regentag in den unterirdischen Gängen der sehr weitläufigen Universität. Man hatte also immer Hilfe, egal, welche Sprache man verstand oder sprach. Die Hauptvorträge wurden französisch, englisch oder deutsch gehalten. Für die jeweils anderen Sprachen wurden vorab Übersetzungen erstellt und verteilt.

### Die wichtigsten Stationen des Tagesablaufes:

#### 10. August 2015:

- 18.30 Eröffnungsgottesdienst in der der Basilique cathedrale Notre-Dame de Québec
- 19.30 Eröffnung des Kongresses durch die Präsidentin Lizette Larson-Miller

#### 11. August:

- 8.45 Morgengebet
- 9.30 „Die Geschichte der liturgischen Bildung“ (*Patrick Prétot OSB*)
- 11.00 „Wie funktioniert liturgische Bildung: Systematische Perspektiven“ (*Gilles Routhier*)
- 14.30-17.30 Kurzvorträge
- 20.00 Abendgebet nach dem Syro-Malabar Ritus in der Église Saint-Thomas d'Aquin

#### 12. August:

- 8.45 Morgengebet
- 9.30 „Die Ziele liturgischer Bildung: ein besserer Christ zu werden?“ (*Stephan Winter*)
- 11.00 „Die Rolle der Autorität in liturgischer Bildung“ (*Alexander Deeg*)
- 14.30-17.30 Kurzvorträge
- 18.00 Abendessen in der Art der Québécois „Shugar Shack“ (Zucker-Scheune) mit Ahornsirup und traditioneller Québécois Volksmusik
- 20.30 Abendgebet der reformierten Kirche Kanadas in der Église Chalmes-We-sely (United Church)

#### 13. August:

- 9.00-16.45 Ausflugstag
- 17.00 Kongress Eucharistie in der anglikanischen Cathédrale Holy Trinité (Der Kongress-Eucharistie steht immer der/die jeweilig amtierende Präsident/Präsidentin vor, diesmal Lizette Larson-Miller)

#### 14. August:

- 8.45 Morgengebet
- 9.30 „Reziprozität in liturgischer Bildung“ (*Rita Ferrone*)
- 11.00 und
- 14.00-14.40 Kurzvorträge

- 15.15      Geschäftssitzung für Mitglieder der Societas Liturgica  
19.30      Bankett im Musée National des Beaux-Arts (Sonderöffnung für die Ausstellung „Québec, die Kunst einer kolonialen Hauptstadt“ und für die Ausstellung „Die Kunst der Inuit“)

*15. August:*

- 8.45      Morgengebet  
9.30      „Kulturelle Veränderung und liturgische Bildung“ (*Marcel Barnard*)  
11.00     auf dem Podium: Gesprächsrunde mit jungen Wissenschaftlern  
12.15     Abschluss und Abschlussgottesdienst

Dazwischen waren die Tage voll von vielen Begegnungen und Gesprächen. „Sprache“ war eigentlich kein Problem. Man verstand sich in der Liebe zur Liturgie und im Anliegen, sie weiterzuvermitteln.

Für mich setzten sich die Erlebnisse dieser Woche fort in einer zweiten Woche in Montreal, in einem lutherischen Pfarrhaus, in einer deutsch/englisch-sprachigen lutherischen Gemeinde, in einer Stadt, die wieder ganz anders ist als Quebec. Aber das wäre ein eigener Bericht!

Alexander Deeg (Hg.):

### Erlebnis Predigt.

Eine Veröffentlichung des Ateliers Sprache e.V. Braunschweig, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2014, 202 S., € 24,-, ISBN 978-3-374-03890-9

Kann eine Predigt zum Erlebnis werden? Es kommt darauf an, was man darunter versteht. Ingrid Drost von Bernewitz zitiert (im Geleitwort des Bandes) aus einer Osterpredigt, die Johannes Bugenhagen 1525 gehalten hat: „Der Hunger kann mit Wasser und Brot gestillt werden. Wenn Luther predigt, habt ihr etwas Gesottenes und Gebratenes, wenn ich predige, Wasser und Brot.“ Und irgendwo bei Gottfried Keller spricht ein gebannter Zuhörer in die Stille nach einer gewaltigen Gerichtspredigt hinein: „Der kann's ...“ Also ja: Eine Predigt kann ein Erlebnis sein. Aber *was* erleben die, die ihr lauschen? Beim Internationalen Bugenhagen-Symposium in Braunschweig 2013 wurde viel aus Untersuchungen zur Predigtrezeption referiert: empirisch, ritualtheoretisch, kommunikations-, liturgie- und literaturwissenschaftlich orientiert. Die kurzen Resonanzen einer Pfarrerin und eines Pfarrers auf die erlebte Tagung zeigen, dass man sich nicht gelangweilt hat. Ebenso wird es denen gehen, die die Dokumentation der Vorträge lesend durchstreifen. Dabei wird sich dann auch eine Skepsis auflösen, die manche/r angesichts der Verbindung von *Predigt* und *Erlebnis* hegen kann. Nicht von spektakulären Predigt-Events ist die Rede. Eine der leitenden Fragen lautet: Welche Rolle spielt das *Gefühl* beim Anfertigen, Vortragen und Hören einer Predigt? Darf es, soll es überhaupt eine Rolle spielen? Wenn es aber nicht vor allem um Gefühle geht – „Im Predigtvorgang erlebte Gefühle sollen den neuen Menschen, nicht den emotional optimierten Menschen lebendig werden lassen“ (Meyer-Blanck, 196) –, wie geht man dann mit ihnen um? „Emotionen dürfen nicht instrumentalisiert werden. Aber es wäre gänzlich unaufgeklärt, sie zu ignorieren“ (ders., 188).

Dänische lutherische Theologen sind eher am objektiven Ritus als am subjektiven Erleben interessiert; entsprechend ist das *Ritualbog* im Gottesdienst wichtiger als eine individuell gefärbte Predigt. So kommt der Kopenhagener Systematiker Bent Flemming Nielsen zu einem nüchternen Schluss: „Die Subjektivität des Pre-

digers wird de-zentriert, seine Wörter sind gewiss die seinen – gleichzeitig damit aber *auch nicht* die seinen [...], denn sie gehören *in actu* irgendwie einer größeren Instanz“ (160). Aber das bedeutet keineswegs – so Nielsen –, dass die Person des Predigers hinter dem Ritus unsichtbar würde. Er kann vieles auslösen – und er muss wissen, dass er über die Wirkung seiner Rede nicht verfügt. „Die gesprochene Predigt gehört – als konkrete, gesprochene Wörter und Rede – nicht mehr dem Prediger. Sie gehört dem Gesamtgeschehen, das ich technisch als Ritualisierung benannt habe“ (158f.). Diese Verbindung des rituell vorgegebenen mit der persönlichen Kreativität könnte ein hilfreicher Hinweis der Kirche nördlich der Nordkirche für sie und andere deutsche Landeskirchen sein, die so nah – und zugleich so fern sind.

Es ist leicht, aus vielen hellen Sätzen des Bandes ein kleines Feuerwerk entstehen zu lassen. Der südafrikanische Homiletiker Johan Cilliers gibt eine Szene wieder, die Sigmund Freud erzählt hat. Ein kleines Mädchen, dem die Dunkelheit in seinem Zimmer unheimlich ist, ruft das Kindermädchen im Nachbarraum: „Sprich mit mir, ich habe Angst.“ Was hilft das? fragt das Kindermädchen zurück. „Du kannst mich nicht sehen.“ Das Kind antwortet: „Wenn jemand spricht, wird es heller“ (123). Die Lichtmetapher kehrt wieder in dem folgenden Satz aus einem qualitativen Interview, den Antonia Lüdtke und Uta Pohl-Patalong zitieren: „Der Unterschied zwischen dem richtigen und dem beinahe richtigen Wort ist so wie zwischen einem Blitzschlag und dem Glühwürmchen“ (116).

Alexander Deeg, der zum Braunschweiger Symposium eingeladen hat, deutet das *genuin religiöse Erlebnis* der Predigt mit dem folgenden Satz an: „Wenn die kürzeste Definition von Religion, nach Johann Baptist Metz, ‚Unterbrechung‘ lautet – wäre das dann nicht auch die kürzest denkbare Beschreibung des Erlebnisses Predigt: Unterbrechung?“ (31). Vermutlich würden alle Referentinnen und Referenten diesem Schluss zugestimmt haben. Er öffnet den weiten Raum, in dem Predigten – manchmal – eine spürbare Wirkung entfalten, auch – und gerade? – wenn sie nicht auf spektakuläre Effekte setzen.

KLAUS EULENBERGER

Felicitas Muntanjohl:

**Schaut die Lilien auf dem Felde. Symbol-Gottesdienste in einfacher Sprache.**

Mit einer DVD. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2015, 136 S., 14,99 €, ISBN 978-3-579-07434-4

Was hat Schichtnougat in einem Gottesdienst zu suchen? Oder ein Beutel mit getrocknetem Lavendel? Ganz einfach – er spricht etwas anderes an als den Verstand. Und das ist vor allem dann gut, wenn der Verstand nicht (mehr) ganz verlässlich ist. Wenn neue Informationen nicht mehr gut in das Gehirn passen, oder wenn Worte noch nie der sicherste Zugang waren zur Welt außerhalb. Der Geruch von Lavendel dringt ganz ohne Worte an die Nase – und schon ist leichter zu fassen, was die Pfarrerin erzählt: vom kostbaren Öl, das gut riecht. Auf einmal ist die Geschichte leicht zu verstehen: Eine Frau salbt die Füße von Jesus mit gut riechendem Öl ein. Sie zeigt ihm damit, dass sie ihn liebt. Der Geruch ist stark und hängt in der Luft. Er kommt an, dieser „Duft voller Liebe“ (43).

Die Wiesbadener Pfarrerin und Altenheimseelsorgerin Felicitas Muntanjohl hat mit dem Band „Schaut die Lilien auf dem Felde. Symbol-Gottesdienste in einfacher Sprache“ ihre Reihe von Gottesdienstanstregungen weitergeführt. Schon in den Bänden „Du sammelst meine Tränen in deinem Krug. Symbol-Gottesdienste in einfacher Sprache“ (Gütersloh, 2009) und „So werden wir sein wie die Träumenden. Symbol-Gottesdienste zu den schönsten Psalmworten in einfacher Sprache“ (Gütersloh, 2011, beide Bücher ebenfalls mit CD-ROM) nutzt sie Gegenstände, Wiederholungen und vertraute Bibeltexte und Gesangbuchlieder. Die Gottesdienste sind in der Arbeit mit Menschen mit dementiellen Erkrankungen entstanden, sie sind zum unmittelbaren Gebrauch in ähnlichem Kontext verwendbar und geben zugleich Anregungen deutlich über dies Feld hinaus. Text, Thema und „Symbol“ sind bei jedem Gottesdienstentwurf anders, die liturgischen Stücke bleiben weitgehend konstant. Nicht ganz konsequent ist allerdings der Untertitel „Symbol-Gottesdienste in einfacher Sprache“. Im landläufigen Sinne ist ein Symbol ein Zeichen, das einen tieferen Sinn andeutet. Es wird zu einem Symbol gerade durch seine nicht wahrnehmbare Seite, durch das Mitgedachte,

Hineingelesene. In diesem Sinne ist ein Kleeblatt ein Symbol für Glück wie im Gottesdienstentwurf zum neuen Jahr (132-136). Ein Kreuz ist im christlichen Kontext ein Symbol für den Kreuzestod von Jesus Christus (38-42). Weihnachtsschmuck (106-111) und musizierende Engel (112-117) sind in diesem Sinne gut als Symbole für die Adventszeit und Weihnachten zu verstehen. Aber eine Papierhand aus buntem Karton zum Lied „So nimm denn meine Hände“ ist kein Symbol, sondern eine Illustration. „Deko-Vögel“ zum Thema Pfingsten (55-59) sind (bestenfalls) eine Illustration für den Geist, der in christlicher Ikonographie gerne als Taube zum Menschen stößt. Zumal die Vögel in der Ansprache eher widersprüchlich auftreten. Einerseits kommen sie als „Freudenboten“ (56) zum Menschen wie die Geist-Taube, andererseits sitzen sie auf dem Dach und singen und flattern weg und die Menschen wünschen sich, wie sie ganz frei zu sein (58). Auch „Schichtnougat“ (17-21) ist meiner Auffassung nach kein Symbol für das Thema „Jahresrückblick“, sondern die Illustration einer persönlichen Erinnerung der Predigerin an ihren Onkel, der ihr Nougat geschenkt hat. Dass Nougat helle und dunkle Stellen (19) hat, macht ihn noch nicht zum Symbol für die hellen und dunklen Zeiten des Lebens. Es gibt mit etwas Phantasie einen Vergleichspunkt zwischen dem Leben an sich und dem Schichtnougat, nämlich die Wechselhaftigkeit des Lebens und der Wechsel der Schichten – aber davon wird der Nougat noch nicht zum Sinnbild, sondern zu einem – möglicherweise Phantasie anregenden – Illustrativ. Genaugenommen trifft es auch der Begriff „Gottesdienste“ im Titel nicht. In diesem Buch und auch auf der beiliegenden DVD<sup>1</sup> sind keine „Gottesdienste“ veröffentlicht, sondern schriftliche Gottesdienstentwürfe, nach denen Gottesdienste gefeiert worden sind und gefeiert werden können. Das Sinnen- und Sprachereignis Gottesdienst findet sich gewiss nicht zwischen den Deckeln dieses (oder irgendeines) Buches.<sup>2</sup> Die Zuordnung „einfache Sprache“<sup>3</sup> im Ti-

1 Anregend fände ich z.B. einen Gottesdienstfilmausschnitt auf der DVD statt schlicht eine elektronische Fassung des Buchtextes.

2 Der Untertitel ist möglicherweise eher dem Lektorat als der Autorin zuzuschreiben.

3 Die Texte sind offenkundig nicht in „Leichter Sprache“, denn es gibt durchaus Negationen,

tel des Buches ist ebenfalls ungenau. Zwar kann man sagen: „Anders als bei der Leichten Sprache gibt es für die Einfache Sprache kein Regelwerk“<sup>4</sup>. Einfache Sprache geht von einer größeren Zielgruppe als die Leichte Sprache aus, gängige Fremdworte und komplexere Sätze sind zugelassen. In dem vorliegenden Buch geht es aber um etwas anderes als eine Vorstufe zur Leichten Sprache. Es geht um eine Sprache, die gerade besonders intensiv Bildwelten zum Leben erweckt und damit für Menschen mit dementiellen Erkrankungen hilfreich ist. Die Sprache soll möglichst „elementar und ausdrucksstark“<sup>5</sup> sein, was der Autorin an vielen Stellen gelingt. Für die Zielgruppe konsequent werden Psalm 23, Vaterunser, aaronitische Segen und Gesangbuchlieder in vertrauter Lutherübersetzung bzw. traditioneller Gesangbuchform verwendet. Diese sind nun aber gerade nicht in Einfacher Sprache und auch nicht darauf hin angelegt. Einfache Sprache hätte hier wohl vereinfacht und übertragen. Denn die 22 Gottesdienst-Abläufe sind bewusst „für Demente“ ausgerichtet. Sie setzen auf das Prinzip Wiederholung, auf Wiedererkennen von Vertrautem. Sie haben immer einen biblischen Text oder ein Gesangbuchlied im Zentrum und einen oder mehrere Gegenstände. Psalm 23 gehört jedes Mal dazu, der aaronitische Segen schließt jeden Gottesdienst verlässlich ab. Die Spannweite der verwendeten Lieder ist klein, die Lieder sind durchweg der evangelischen Volkskirchengängerin bekannt – „Lobe den Herren“ (EG 316/317), „Befiehl du deine Wege“ (EG 361), „Großer Gott, wir loben

dich“ (EG 331) und mit geradezu hartnäckiger Wiederholung als Schlusslied „Jesu, geh voran“ (EG 391). Man spürt den Praxiskontext für Menschen, die zunehmend die Orientierung verlieren. Die Gottesdienste atmen an manchen Stellen einen Hauch von Requiem. Das Lied „So nimm denn meine Hände“ (EG 376) zieht sich durch einen ganzen Gottesdienst (71-75). Das Kirchenjahr spielt eine Rolle, es gibt einen Gottesdienst zu Pfingsten (55-59). Im letzten Teil des Buches sind adventliche, weihnachtliche und Jahresend-Themen aufgenommen (106-136).

Offenkundig sind diese Gottesdienste alle erprobt und so oder so ähnlich gefeiert worden. Die Autorin lässt konkrete Daten und Bezüge zum unmittelbaren Kontext weg. Sie fügt Leerstellen ein und lässt Nutzerinnen und Nutzern Raum, die Entwürfe in unterschiedliche Räume und Personengruppen zu übertragen. Das ist hilfreich für die Übertragung in eigene Arbeitsfelder. Gewiss hängt viel an der Kunstfertigkeit in der Vorbereitung und vor allem am Raum – in einem Kirchraum wären einige der Gegenstände (z.B. die „Bilder fürs Poesiealbum“<sup>6</sup>, 49-54) schlicht zu klein zum Zeigen, sondern müssten auf Leinwand projiziert werden. Das optimale Szenario ist also ein kleiner Kreis, in dem alle alles sehen und bei Bedarf auch anfassen können. Die Inszenierungsideen verlangen Nähe, nicht Distanz. Das wichtigste Ziel der Entwürfe scheinen mir Gottesdienste zu sein, die Geborgenheit vermitteln. Geborgenheit in einer Welt, die für die meisten Gemeindemitglieder einerseits unübersichtlich und verstörend geworden ist und andererseits so gut wie nur noch in der kleinen Welt einer Alten- und Pflegeeinrichtung stattfindet. In genau dieser Welt von Gott zu erzählen und etwas von Gottes Liebe zu verströmen, erreicht mich als berührendes Hauptanliegen dieser Texte.

Dennoch eine weitere Bemerkung zur Sprache: Der Ton der Ansprachen und Gebete hat für mich etwas bleibend Schwebendes, was nur selten zum Punkt kommt. Am dichtesten sind aus meiner Wahrnehmung die Erzählung der Verlobten Julie Hausmann, die als junge Frau 1825 ihrem Verlobten nach Afrika nachreist und erfahren muss, dass er wenige Tage vor ihrer Ankunft an einer Seuche gestorben ist (72-72). Berührend auch die Geschichten

metaphorische Sprache und Anspielungen für Eingeweihte, längere Sätze und Abstrakta. Das ist aus meiner Sicht nicht zu kritisieren, Leichte Sprache ist für Menschen mit dementiellen Erkrankungen auch gar nicht geeignet. Im Umgang mit diesen Menschen geht es ja eher darum, ehemals Bewusstes anzusprechen und an eine Zeit anzuknüpfen, in der die Menschen sich mehr zu Hause fühlen als in der Gegenwart.

- 4 Gudrun Kellermann, Leichte Sprache und Einfache Sprache – Versuch einer Definition, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“, 64. Jahrgang, 9-11/2014, 24. Februar 2014, 7.
- 5 Vgl. Martina Plieth, Einleitung, in: Stephan Goldschmidt (Hg.), Erinnerungsfeste. Gottesdienste mit und für Menschen mit Demenz, Göttingen 2014, 15.

6 Als ich jung war, hießen die „Oblaten“.

über Freundschaften im Gottesdienstentwurf zu Jesus Sirach 6,14 „Ein zuverlässiger Freund ist ein sicherer Zufluchtsort“ (49). Anregend der Vergleich zwischen „Zierkürbissen“ (95) und einem Clown, der zu nichts nütze ist, aber Menschen zum Lachen bringt (96). Von diesem zupackenden Erzählton der Autorin hätte ich mir noch mehr gewünscht. Dafür etwas weniger vom Personalpronomen „wir“, das bei mir und vielen mir bekannten Menschen eher Abwehrreaktionen auslöst. In einem vertrauten Umfeld mit gut bekannten Gemeindegliedern mag ein vertrautes „wir“ das eine oder andere Mal stimmen. Aber bei einem Satz wie „Das ist ja auch das Schöne am Älterwerden: Wir müssen uns nicht mehr um so vieles kümmern; wir haben mehr Zeit, und andere sorgen für uns.“ (64) regt sich in mir der Widerspruch: Woher kennt die Autorin die Emotionen ihrer Gegenüber so genau? Wie kann eine nicht an Demenz erkrankte Pastorin im Vollbesitz der geistigen Kräfte und mit der Möglichkeit, das Pflegeheim auf eigenen Füßen zum Ort ihrer Wahl zu verlassen, immer wieder einfühlsam „wir“ sagen? Wäre da nicht manchmal ein „ich versuche es mir vorzustellen, aber ich weiß nicht, wie Sie sich fühlen“, „ich habe noch nicht erlebt, wie es ist, wenn ich einen Menschen nicht erkenne, der auf mich zukommt“ ehrlicher?

Die Autorin ist offensichtlich zuhause und vertraut in der Welt, in der diese Gottesdienste entstanden sind. Das Buch ist für alle, die in diesem Feld arbeiten, eine Fundgrube praxistauglicher Ideen. Für eine Lektüre von Deckel bis Deckel ist es naturgemäß nicht gedacht, sondern zum Nachschlagen und Nutzen im Alltag von Gottesdienst- und Andachtvorbereitung. Dafür ist es hilfreich und zu empfehlen.

ANNE GIDION

Dom Prosper Guéranger OSB:

### Einführung in das liturgische Jahr.

Mit einem Vorwort von Dom Louis Soltner OSB, übersetzt von Wilhelm Hellmann, EOS Verlag, St. Ottilien 2014 (Studien zur monastischen Kultur Bd. 8), 216 S., 19,95€

Die liturgische Bewegung des 20. Jahrhunderts in der katholischen und evangelischen Kirche ist ein äußerst komplexes Phänomen. Ihre Vorgeschichte hat verschiedene Wurzeln im 19. Jahrhundert, von denen eine besonders wichtige in die Benediktinerabtei Solesmes im Westen Frankreichs führt. Während der Revolution 1792 wurde diese im 11. Jahrhundert entstandene Abtei aufgehoben, doch der junge Prosper Guéranger (1805-1875) gründete sie im Jahre 1833 neu und machte sie als deren Abt zu einem Kristallisationspunkt des benediktinischen Mönchtums und des Katholizismus in Frankreich und weit darüber hinaus. Guérangers Bücher erlangten Berühmtheit und waren von entscheidendem Einfluss auf die Dogmen von der unbefleckten Empfängnis Mariens (1854) und der Unfehlbarkeit des Papstes (1870). Auch die Neuentdeckung der Gregorianik nahm in Solesmes ihren Ausgang und bis heute ist dort ein internationales Zentrum gregorianischer Praxis und Theorie.

Prosper Guéranger wollte die Kirche und darüber hinaus die Gesellschaft als ganze durch das liturgische Gebet als soziale Praxis erneuern. Der postaufklärerische und postrevolutionäre Individualismus sollte betend überwunden werden. Damit führten die Entwicklungen einerseits zu einer grandiosen Restauration, andererseits aber auch zur verständigen Teilnahme des Volkes an der Liturgie bzw. zur communio-Ekklesiologie des 2. Vatikanischen Konzils.

Es ist ein Verdienst des EOS-Verlages in St. Ottilien, Guérangers Einführung in das liturgische Jahr, während deren Abfassung der Autor starb, nun erstmals in deutscher Übersetzung zugänglich zu machen. Über den Inhalt muss nicht viel gesagt werden: Das Buch geht den Zeiten des Kirchenjahres nach und bietet dazu jeweils zunächst historische Informationen, die sodann spirituell gedeutet werden. Von den historischen Einsichten ist selbstverständlich einiges überholt. Aber die Auslegungen der kirchenjahreszeitlichen Liturgie bieten dem Leser eine originale Begegnung mit den liturgischen Auf-

brüchen im 19. Jahrhundert. Das unterstreicht schon der erste Satz des Vorwortes: „Das Gebet ist für den Menschen das höchste Gut. Es ist sein Licht, seine Nahrung, ja: sein Leben, weil es ihn in Verbindung mit Gott versetzt“ (11). Weiter heißt es dort: „Weitet also euer Herz, ihr katholischen Christen, und schließt euch dem Gebet eurer Mutter an! Kommt, um durch eure Beteiligung die Harmonie zu stärken, die Gott so sehr gefällt! Denn der Geist des liturgischen Gebets muss an seiner natürlichen Quelle wiederbelebt werden.“ (15)

Der spezifische, spirituell eindringliche Ton Guérangers mutet aus dem Abstand durchaus fremd an; vor allem gilt das für den kämpferischen, starken Konfessionalismus. Außerhalb der katholischen Kirche ist die Begegnung mit dem Herrn nicht möglich. Auch der aus heutiger Sicht ungläubliche Antijudaismus befremdet, und es ist gut, in diesem Zusammenhang an den entscheidenden Einschnitt durch das 2. Vatikanum mit der Erklärung „Nostra Aetate“ zu erinnern. Aus reformatorischer Sicht ist man zudem schockiert von der massiven Werkgechtigkeit, der hier immer wieder das Wort geredet wird. So wird die Fastenzeit verstanden „als das richtige Mittel [...], um den Zorn Gottes durch eine Läuterung der Seele abzuwenden“ (112). Noch stärker heißt es: „Akzeptieren wir diese Lektion in ihrer ganzen Tragweite und verstehen wir endlich den Aufruf zur Sühneleistung!“ Der „irregeleitete Christ sollte schleunigst dem ausgetretenen Pfad der Kirche wieder folgen und zu seiner Mutter zurückkehren.“ (206)

Aber es gibt auch durchaus bis heute anrührende Stellen, wie die Erinnerung an die dreifache Deutung des Advents als ein Kommen des Herrn *in carnem, in mentem und in iudicium*: „Die erste Ankunft des Herrn war in Demut und im Verborgenen, die zweite ist geheimnisvoll und von Liebe gezeichnet, die dritte wird zugleich glanzvoll und furchterregend sein“ (37).

In der Liturgiewissenschaft gibt es nie genug einschlägige, gut zugängliche Quellen – und mit diesem Buch liegt eine weitere unschätzbare Quelle vor. Die liturgische Bewegung wird bei der Lektüre dieses Textes in aller ihrer Ambivalenz durchsichtig. Der hier wirksame Antiindividualismus, Romantizismus und Ekklesiozentrismus entwickelte in der katholischen Kirche des 19. Jahrhunderts eine derartige Sogwirkung, dass die Folgen bis heute nachwirken.

Diese Entwicklung verständlicher zu machen durch diesen Text in aller seiner Geschlossenheit und mit allem Befremdlichen – das ist das Verdienst des auch vom Druckbild her angenehm zu lesenden Buches.

MICHAEL MEYER-BLANCK

Jochen Arnold / Friedhelm Kraft / Silke Leonhard / Peter Noß-Kolbe (Hg.):

### **Gottesdienste und religiöse Feiern in der Schule.**

Lutherisches Verlagshaus, Hannover 2015, 471 S., € 29,90, ISBN 978-3-7859-1194-5.

Religion soll in der Schule nicht nur im Religionsunterricht vorkommen. Der Religionsunterricht wird seine bildende Kraft umso besser zur Geltung bringen, je mehr er auf Resonanzen religiöser Praxis nicht nur im schulischen Umfeld, sondern im kulturellen Schulleben selbst trifft. Andererseits scheint sich gegenwärtig auch an den öffentlichen Schulen der Irrtum zu verfestigen, die weltanschauliche Neutralität der deutschen Staatsordnung laufe auf eine laizistische Trennung von Staat und Religion(en) hinaus. Dieser Irrtum wird bestärkt durch die komplexen pädagogischen Probleme, die mit der wachsenden Pluralität der religiösen (und auch religionslosen) Herkünfte von Schülerinnen und Schülern verbunden sind. In dieser Situation will das vorliegende Buch, das als Band 27 der im Evangelischen Zentrum für Gottesdienst und Kirchenmusik in Hildesheim erscheinenden Reihe „gemeinsam gottesdienst gestalten“ erscheint, eine Orientierungshilfe bieten. Im Klappentext heißt es: „Vom Einschulungsgottesdienst bis zur Abiturientenentlassung gibt es zahlreiche Anlässe für religiöse Schulfeiern: Die Feste im Jahreskreis zählen ebenso dazu wie das gemeinsame Gebet nach bewegenden Ereignissen. Wie diese Feiern und Versammlungen gelingen können im Miteinander unterschiedlichster Glaubensrichtungen und Religionen, zeigt der vorliegende Band. [...] Dabei werden verschiedene Schulformen, Altersstufen und Anlässe berücksichtigt.“ Es

geht also nicht nur um Schulgottesdienste, sondern um religiöse Begehungen unterschiedlichster Art, auch wenn Schulgottesdienste einen besonderen Schwerpunkt bilden.

Der Band ist in mehrere Kapitel mit verschiedenen thematischen Schwerpunkten gegliedert: In Teil 1 („Schulgottesdienste – Praktisch-theologische Reflexionen“) geht es zunächst (A: „Grundlagen“) um grundsätzliche Fragen der Begründung und Gestaltung religiöser Feiern an öffentlichen Schulen, sodann (B: „Herausforderungen“) um die besonderen Probleme vor allem der multi-religiösen oder mehrheitlich konfessionslosen „Kontexte“, und abschließend (C: „Zugänge“) um Gestaltungsformen und Fragen der (im Religionsunterricht nach wie vor stiefmütterlich behandelten) Liturgiedidaktik. In Teil 2 („Religiöse Feiern und Gottesdienste durch das Schuljahr“) werden 17 Gottesdienste zu unterschiedlichsten Anlässen dokumentiert, die dann in Teil 3 („Themengottesdienste und kasuelle Feiern“) durch 7 weitere Fallbeispiele ergänzt werden. Den Abschluss bilden in Teil 4 („Gottesdienstliche Elemente im Schulleben“) schulkulturelle Gestaltungsvorschläge zum Erntedank, zur Adventszeit, zum Aschermittwoch und zum Valentinstag (der dem Rezensenten bislang eher als Marketing-Idee des Floristik-Gewerbes bekannt war). Man sieht: Auf fast 500 Seiten bleibt kaum ein Aspekt der religiösen Gestaltung der Schulkultur unerwähnt. Das macht eine Würdigung insofern schwierig, als bei 44 Beiträgen von insgesamt 48 Autorinnen und Autoren mit gewissen Unterschieden in der Qualität und im thematischen Profil zu rechnen ist. Zumal manche meinungsstarken und profilierten Einzelbeiträge durchaus urteilsstarke Rezipientinnen und Rezipienten voraussetzen. Die Fragen des Religionsverfassungsrechts und der Religionspolitik, deren Beurteilung für die Austragung erwartbarer Kontroversen belangvoll ist, hätten etwas ausführlichere Erörterungen verdient. Ganz zu Recht wird in Einzelbeiträgen betont, dass Schulgottesdienste und religiöse Feiern keine Fortsetzung des Religionsunterrichts mit anderen Mitteln sein sollen. Demgegenüber bleibt die Funktion religionsdidaktischer Überlegungen in einigen anderen Beiträgen eher unklar. Besonders lesenswert sind die Grundsatzartikel „Schulgottesdienst feiern – Theologische Herausforderung, pädagogische Handlung, spirituelle Chance“ von Silke Leonhard und Peter Noß-Kolbe und „Gottesdienst lernen? –

Liturgiedidaktik im Religionsunterricht“ von Silke Leonhard. Nicht nur für den ostdeutschen Kontext bedeutsam liest sich der Beitrag von Michael Domsen, Tobias Gruber und Emilia Handke: „Religiöse Feiern an der Schule im Kontext mehrheitlicher Konfessionslosigkeit“. So fundiert (wenn auch, fast naheliegend, nicht ganz einheitlich) die Beiträge zu Fragen multi-religiöser Gestaltungsformen auch sind, scheint die Handreichung der Liturgischen Konferenz von 2006 („Mit anderen feiern – Gemeinsam Gottes Nähe suchen“) bei aller Elementarizität immer noch die theologischen und religions-theoretischen Standards zu setzen. Die teilweise sehr anregungsstarken Fallbeispiele sollten möglichst nicht als eine Art Kopiervorlage benutzt werden, sondern kreativ und flexibel auf die jeweiligen konkreten Verhältnisse angewandt werden.

Besonders zu wünschen ist, dass dieses Buch in Schulbibliotheken nicht nur den Religionsunterrichts-Kollegien zur Verfügung steht, sondern allen an der Gestaltung des religiösen Schullebens interessierten Christenmenschen (einschließlich der Schulleitungen) Argumentationshilfen und Handlungsanregungen bieten kann. Zu denken ist aber auch an seine Verwendung in der Ausbildung künftiger Religionslehrerinnen und -lehrer, die sich oft noch zu sehr auf die religionsunterrichtlichen Themen beschränkt und die Bedingungen und Möglichkeiten religiöser Praxis in der Schulkultur außer Acht lässt.

BERNHARD DRESSLER

## Autorinnen und Autoren dieses Heftes

DR. JOCHEN ARNOLD

Direktor des Michaelisklosters Hildesheim

*jochen.arnold@michaeliskloster.de*

TILLMANN BENFER

Kirchenmusikdirektor in Verden, stellvertretender Vorsitzender der Liturgischen Konferenz Niedersachsens

*tbenferdom@aol.com*

BEATE BESSER

Landeskirchenmusikdirektorin in der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg

*beate.besser@ev-kirche-oldenburg.de*

DR. PETER CORNEHL

Professor em. für Praktische Theologie an der Universität Hamburg

*peter.cornehl@uni-hamburg.de*

DR. JOCHEN CORNELIUS-BUNDSCHUH

Landesbischof der Ev. Kirche in Baden

*Jochen.Cornelius-Bundschuh@ekiba.de*

DR. BERNHARD DRESSLER

Professor i.R. für Praktische Theologie an der Philipps-Universität Marburg

*dressleb@staff.uni-marburg.de*

KLAUS EULENBERGER

Pastor i. R. (bis 2010 Regionalmentor am Predigerseminar der Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland in Ratzeburg)

*k.eulenberger@bnew.de*

ANNE GIDION

Gottesdienstinstitut Nordkirche, Hamburg

*Anne.Gidion@gottesdienstinstitut.nordkirche.de*

DR. HORST GORSKI

Präsident des Kirchenamtes der VELKD, Vizepräsident im Kirchenamt der EKD

*Horst.Gorski@ekd.de*

DR. KLAUS GRÜNWALDT

Oberlandeskirchenrat der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers

*Klaus.Gruenwaldt@evlka.de*

CHRISTOPH HERBOLD

Pastor in Leer, Geschäftsführer der Liturgischen Konferenz Niedersachsens

*Herbold@lkn-online.de*

DR. ERNST HOFHANSL  
Senior Evangelische Michaelsbruderschaft *ernst.hofhansl@michaelsbruderschaft.de*

CHRISTA KIRSCHBAUM  
Landeskirchenmusikdirektorin am Zentrum Verkündigung der EKHN  
*christa.kirschbaum@zentrum-verkuendung.de*

SR. DOROTHEA BEATE KRAUß  
Communität Casteller Ring e.V., Schwanberg *dkrauss@schwanberg.de*

STEFANIE LOHMANN  
Pastorin in Gehrde, Vorstandsmitglied der Liturgischen Konferenz Niedersachsens  
*stefanie.lohmann@gmx.de*

DR. MICHAEL MEYER-BLANCK  
Professor für Religionspädagogik an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
Bonn *meyer-blanck@uni-bonn.de*

DR. CHRISTOPH MEYNS  
Landesbischof der Ev.-Luth. Landeskirche in Braunschweig *landesbischof@lk-bs.de*

DR. HENDRIK MUNSONIUS  
Oberkirchenrat, Kirchenrechtliches Institut der EKD, Göttingen  
*hm@religion-und-recht.de*

DR. MARTIN NICOL  
Professor für Homiletik, Liturgie und Poimenik an der Friedrich-Alexander-Universität  
Erlangen *martin.nicol@fau.de*

DR. THOMAS RHEINDORF  
Pastor in Bad Neuenahr *thomas.rheindorf@t-online.de*

HANS-JOACHIM ROLF  
Landeskirchenmusikdirektor in der Ev.-Luth. Kirche Hannovers, Michaeliskloster Hil-  
desheim *hans-joachim.rolf@michaeliskloster.de*

CHRISTIAN SCHMIDT  
1. Vorsitzender der Lutherisch Liturgischen Konferenz in Bayern e.V.  
*cmh.schmidt@yahoo.de*

HEINZ SCHULTHEISS  
Pastor in Bückeberg *schultheiss@teleos-web.de*

DR. HANS-GÜNTHER WAUBKE  
Pastor in Hamburg, Vorsitzender der Liturgischen Konferenz Niedersachsens  
*waubke@lkn-online.de*

---

# Arbeitshilfe zum Evangelischen Gottesdienstbuch

Die Liturgische Konferenz Niedersachsens ist die Herausgeberin der Arbeitshilfe zum Evangelischen Gottesdienstbuch. Sie beliefert viermal im Jahr rund 1.600 Abonnentinnen und Abonnenten.

In dieser Form – konkret für die Feier des Gottesdienstes der Gemeinde – ist die Arbeitshilfe einmalig. Sie wird von vier Landeskirchen gefördert.

Die Autorinnen und Autoren bringen ihre Erfahrungen, ihre Phantasie und Liebe zum Gottesdienst auf den rund 380 Seiten der vier Ausgaben pro Kirchenjahr zum Ausdruck.

Die zweigeteilte Form ermöglicht einen schnellen Überblick. Im ersten Teil beinhaltet sie Anregungen zum Gottesdienst, im zweiten Teil werden praktische Hinweise und Texte vorgelegt.

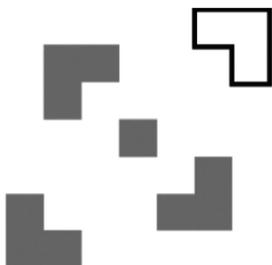
## Das bietet die Arbeitshilfe

- Hinweise auf das Kirchenjahr
- Verknüpfungen und Bezug zum Gottesdienstbuch
- Gottesdienstentwürfe für jeden Sonn- und Festtag des Kirchenjahres
- Anregungen, Hilfen und Gebete zur direkten Verwendung
- Liedvorschläge, zum Teil auch mit Notensätzen
- Neue Texte aus dem Gemeindeleben der Gegenwart
- Erläuterungen zum Proprium

## Lieferbar

- Als pdf-Datei zu einem Jahrespreis von 12,20 Euro.
  - In Papierform zu einem Jahrespreis von 27,50 Euro (inklusive Versand).
- Sie erhalten Anfang des Jahres eine Rechnung.

Weitere Informationen, Probeheft und Bestellung unter [www.arbeitshilfe-gottesdienstbuch.de](http://www.arbeitshilfe-gottesdienstbuch.de)



Liturgische Konferenz  
Niedersachsens